

JEAN-DENIS FORVIN

alias
DENIS PÉCIC

DER JUNGE, DER VOM HIMMEL FIEL

*Le monde est ma patrie – et une tombe sera mon logis.
The world is my country – and a grave will be my home.*

Nur meine selige Mutter weiß, wo und wann
sie mich geboren hat – und wer ich bin.

1. Zum Leben erwacht. [Juni 1940]

Es war Nacht um mich herum – Nacht, aus der das Leben geboren wird. Nacht, die alle Ungeheuer dieser Welt in sich birgt.
Vor blauem Grund hob sich eine schwarze Wolke ab, aus der mich zwei feurig glänzende Augen mordlustig anstarrten. Vor Angst und Schrecken gelähmt, konnte ich nicht flüchten. Das Ungeheuer kam immer näher – dann stürzte es mit einem Satz auf mich! Mit einem Aufschrei flog ich in die Luft und fiel zu Boden. Mein eigener Schrei weckte mich aus dem Alptraum:

"Maman!"

Mit diesem Ruf nach meiner Mutter erwachte ich wieder zum Leben.

Die Krankenschwester Marie wischte mir den kalten Schweiß von der Stirn und fragte mich: "Kannst du mich sehen, Denis?"

Da ich nicht wußte, daß ich sie schon oft so angeschaut hatte, ohne sie wahrzunehmen, fragte ich:

"Wo ist Maman? Ich habe einen furchtbaren Durst!"

"Ich werde gleich deine Maman holen und dir Milch bringen, Bleibe jetzt nur ganz ruhig liegen", und sie entfernte sich aus dem Zimmer.

In diesem Schlafzimmer war mir alles fremd! Je mehr ich um mich schaute, um so unheimlicher wurde es mir zumute, so daß ich wieder ängstlich nach meiner Mutter rief:

"Maman!"

Eine schwarzhaarige Dame in Begleitung ihres Gatten kam zu mir: "Ja, Denis! Da bin ich! Was möchtest du?"

Da ich sie nicht kannte, fragte ich enttäuscht: "Wo ist meine Maman?"

Sie wollte mich an der Hand nehmen und sich über mich beugend um mich zu küssen: "Ja, Denis..."

In einem instinktiven Abwehrimpuls entzog ich ihr meine Hand und verbarg mich vor ihr unter der Decke. Aber bald erschien der Arzt, und ich war viel zu schwach ihn abzuwehren, so daß er mühelos und lachend mir die Decke von meinem Kopf abstreifte und mich an der rechten Hand ergriff: "Wunderbar! Schauen Sie sich nur den kleinen Monsieur an! Er wird bald wieder laufen können! Hast du noch Kopfschmerzen, Denis? "

"Nein! Ich will meine Maman! Lassen Sie mich los!" und ich fing an zu weinen. Als ich auch die Milch nicht mehr wollte, ließ mich der Arzt los. Weinend verbarg ich mich wieder unter der Decke, bis im Schlafzimmer wieder alles still wurde.

Meine Ohren vernahmen immer deutlicher ein Schluchzen in meiner Nähe, so daß ich selber still wurde. Die Neugier brachte langsam meinen Kopf von unter der Decke zum Vorschein. Bis auf Marie, die in ihr Taschentuch schluchzte, hatten sie alle das Zimmer verlassen.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus: "Warum weinst du?" ' "

Erschreckt durch meine Stimme, schaute Marie auf und griff nach dem Glas mit der Milch: "Willst du jetzt deine Milch trinken, Denis?" ' "

Ich konnte nur "Ja!" sagen und trank die Milch aus dem Glas, das sie mir an den Lippen hielt, während sie mir mit der linken Hand den Kopf hob. Die Müdigkeit überfiel mich, so daß ich unter der sanften Liebkosung von Marie bald wieder einschlief.

Aber die dunkle Nacht verfolgte mich auch im Schlaf! Ich hatte eine unbeschreibliche Angst vor dem Grauen dieser Nacht. Ich wollte sehen! Aber meine Augen konnten den Nebel nicht durchdringen. Ich wollte "Maman" schreien, aber hatte keine Stimme.

Da, am Himmel ein Blitz, der mich ins Dunkel schleudert!

Ich versuche mich verzweifelt gegen diese schreckliche Nacht zu wehren, aber habe keine Kraft, kann meine Hände nicht mehr bewegen. Ein erstickter Schrei: "Loslassen! Ich will meine Maman!"

Marie hielt mir beide Hände fest und mit ihrer Brust drückte sie mich nieder: "Hab keine Angst mehr, Denis! Ich bin immer bei dir!"

Ich war völlig erschöpft und in Schweiß gebadet. Als mich Marie abtrocknete, zitterte ich am ganzen Körper vor Schwäche. Nachdem sie mir ein frisches Hemd übergestreift hatte, hob sie mich aus meinem Bett, so leicht war ich geworden, und legte mich in ihr eigenes, das nur einen Schritt neben dem meinen hergerichtet war.

Mit dem Kopf auf ihre Brust eingebettet schlief ich sogleich wieder ein.

2. Nur eine Erinnerung.

Es war heller Tag, als Marie aufstand und ich dabei wach wurde. Ich mußte mir in meinem Bett die Morgentoilette gefallen lassen. Dann schaute ich traurig zu, wie Marie die Blumen in den beiden Vasen neben der kleinen Marienstatue auf dem Nachttisch zurechtrückte und zwei Kerzen anzündete. Nun stützte sie mich mit Kissen aufrecht, so daß ich der Marienstatue zugewandt bequem sitzen konnte. Meine Hände faltend sagte sie mir: "So, Denis. Ich bin deine Schwester Marie und vor uns ist die Gottesmutter. Ihr wollen wir jetzt danken, daß sie dich wieder gesund gemacht hat."

Marie kniete zur Marienstatue gewandt nieder und sprach mit ihrer sanften Stimme das Morgengebet.

Als ich gedankenlos und traurig auf die kleine Marienstatue blickte, erregte diese immer mehr meine Aufmerksamkeit. Meine Augen erstarrten vor Ergriffenheit, aber ein grauer Nebel trübte meine Sicht. Ich sah die Lichter der beiden Kerzen nur verschwommen und die Stimme

von Marie drang aus weiter Ferne zu meinem Ohr. Dann fiel der Nebel von meiner Erinnerung, wie ein Vorhang von der Schaubühne, der sich in nichts auflöst:

Ich bin fünf oder sechs Jahre alt und werfe beglückt einen Blick zu meiner Mutter hinauf, die mich an der rechten Hand führt. Ihr blondes Haar fällt über den dunklen Pelz auf ihren Schultern. Trotz ihres Wintermantels wirkt sie in der Taille sehr schlank. Ihr trichterförmiger Hut kommt mir jedoch so komisch vor, daß ich meinem Vater, der mich an der linken Hand führt, einen fragenden Blick zuwerfe. Er ist aber noch größer als meine Mutter und schaut hinüber zu meinem Großvater, der links von ihm geht – und zu meiner Großmutter.

Mein Blick gleitet hinauf zum dunkelblauen Firmament, das dicht von hell leuchtenden Sternen übersät ist, so daß ich entzückt die Hand meiner Mutter hebe:

"Oh Maman! Schau die vielen, vielen Sterne!"

Vater und Mutter schauen zum Himmel hinauf. Nur mein Großvater und meine Großmutter nicht. So wende ich mich zu ihnen:

"Schau auch du 'grand-père' und du 'grand-mère' – schaut zu den Sternen hinauf!"

Meine Mutter drückt mir sanft die Hand: "Dränge sie nicht, Denis. Sie können die Sterne nicht mehr sehen!"

Das ist mir unverständlich: "Aber Maman! Sie brauchen nur zum Himmel hinaufzuschauen, dann werden auch sie die vielen, vielen Sterne sehen!"

Nun schauen auch 'grand-père' und 'grand-mère' zu den Sternen hinauf. Beglückt fange ich an auf meinen Fingern die Sterne zu zählen: "Un, deux, trois, quatre, cinq, six, sept, huit, neuf und dix." Weil ich aber noch nicht weiter als zehn an meinen Fingern zählen kann, fange ich wieder bei eins an: "Un, deux...", bis ich schließlich resigniert aufgebe. "Wenn ich groß bin, werde ich alle Sterne zählen!"

Wie schon viele Leute vor uns und noch andere hinter uns, betreten auch wir die im Lichterglanz der Kerzen hellerleuchtete Kirche. Meine Mutter reicht mir mit den Spitzen ihrer Fingern das Weihwasser. Dann bekreuzige ich mich vor der großen Statue der "Heiligen Jungfrau Maria" ohne Kind. Auf dem Schoß meiner Mutter sitzend betrachte ich diese himmlisch schöne Marienstatue, bis die vielen Lichter, die sie wie Sterne umstrahlen, meine Augen ermüden und die Orgel mich einschläfert.

Ich werde wach, als an dieser Weihnacht meines Lebens die Mitternachtsmette vorbei ist und meine Mutter sich erhebt, um mich auf ihren Armen aus der Kirche hinauszutragen. Ich bin aber schon viel zu schwer für sie, so daß sie mich meinem Vater übergeben muß, und so werde ich abwechselnd von beiden nachhause getragen.

Vor dem großen Christbaum werde ich wieder hellwach. Meine ersten Schulsachen und viele Geschenke stehen darunter. Auch ist der Christbaum von Sternen, Monden, Leuchtkugeln in den schönsten Farben sowie mit Silber und Gold voll behangen. Da im Salon kein anderes Licht brennt als das der Kerzen brennen, bin ich wie verzaubert vor Glück. Aber noch während ich neben meiner Mutter die Geschenke auslege, zieht wieder der graue Nebel vor meine angestrengten Augen – und ich rufe mit aller Kraft:

"Maman!"

Durch meinen Ruf erschreckt, sprang Marie in ihrem Morgengebet auf, und vor meinen Augen stand wieder die kleine Marienstatue auf dem Nachttisch, zwischen zwei Vasen mit Blumen und zwei brennenden Kerzen.

Die kleine Marienstatue auf dem Nachttisch hatte mich zu der großen Statue der "heiligen Jungfrau Maria" in der Kirche meines Geburtsorts geführt – das letzte Licht, das die Hirnhautentzündung nicht hatte auslöschen können.

Nur diese eine Erinnerung an meine Mutter, wie der Sonnenuntergang am fernen Horizont, und darauf dunkle Nacht. Diese Nacht war der Tod, der fortschreitend meine Erinnerung löschte.

Wie benommen saß ich in meinen Kissen und starrte fassungslos auf die kleine Statue, als die Frau des Hauses herbeieilte und Marie fragte: "Hat er mich gerufen?" und zu mir gewandt, "bonjour, Denis."

Da sie keine Antwort von mir erhielt, wandte sie sich wieder zu Marie: "Glotzen Sie ihn doch nicht so albern an! Was ist geschehen?"

Meine Augen begegneten denen von Marie in der Erwartung, sie würde etwas sagen. Aber Marie schaute mich nur mit ihren blauen Augen an und schwieg. Es waren blaue Augen, wie die meiner Mutter, und auch sie hatte blondes Haar!

Die Dame wurde wütend! Ergriff Marie am Arm und schüttelte sie heftig: "Nun reden Sie doch! Was ist geschehen?"

Zögernd sagte Marie: "Er hat seine", sie schluckte – "er hat 'Maman' gerufen."

3. Die Genesung.

Marie umsorgte mich liebevoll, ließ mich Tag und Nacht nur selten für einen Augenblick allein. So gewann sie schnell mein Vertrauen, dies um so mehr, weil die Frau des Hauses immer sehr barsch und gereizt zu ihr sprach. Schon bald nach meinem Erwachen, als sie so lieb mich fragte, warum ich "Maman" gerufen habe, erzählte ich ihr von meiner Mutter und von der schönen Marienstatue in der Kirche sowie von meiner Weihnacht.

Sie sagte fragend: "Das ist aber schon lange her! Du warst damals noch klein. Inzwischen bist du mindestens dreizehn. Kannst du dich an nichts mehr erinnern, was seither geschehen ist?"

Ich konnte mich an nichts mehr erinnern! Und da ich erwartete, sie würde von meiner Mutter etwas wissen, fragte ich sie: "Wo ist meine Maman?"

Marie wich jedoch aus: "Das weiß ich wirklich nicht! Du darfst aber jetzt nicht so viel denken, sonst wirst du wieder krank werden."

Ich war enttäuscht, und Marie versuchte vergeblich, mich mit einem Bilderbuch wieder zu beruhigen. Schließlich weckte sie in mir die Hoffnung, beim Abendgebet könne ich mich vielleicht wieder an etwas mehr erinnern.

Inzwischen hatte Marie frische Blumen in die Vasen getan. Nachdem sie die beiden Kerzen angezündet hatte, kniete sie weiter zurück, um mich auch während des Abendgebets beobachten zu können.

Ich schaute wieder gespannt auf die kleine Marienstatue auf dem Nachttisch. Aber nur die Flammen der beiden Kerzen flatterten ein bißchen, wenn ein leiser Sommerhauch durch das offene Fenster strich, sonst regte sich nichts. Als Marie wieder aufstand, war meine Enttäuschung so groß, daß sie mich mit Liebkosungen und Küssen abzulenken versuchte. Erst nachdem alle im Hause schlafen gegangen waren, nahm mich Marie über Nacht wieder zu sich - auch jede folgende Nacht schlief ich immer auf ihrer Brust ein, so daß ich keine Alpträume mehr hatte.

Ich kam schnell zu Kräften und konnte bald mit Marie im Hof und Garten spielen. Auch bekam ich bald heraus, wie glücklich Marie war, wenn ich sie aus eigenem Impuls küßte – eine sichtbare Röte huschte über ihr schönes Gesicht und sie drückte mich gegen sich, während sie meinen Kuß erwiderte. Nun stürzte ich an einer Wegkurve im Garten mit dem Fahrrad. Ich wehrte jedoch den Kuß von Marie ab: "Laß mich doch auf der Straße fahren, dann werde ich nicht immer wenden müssen!"

4. Die deutsche Besatzung.

Marie führte mich hinauf zur Mansarde der Villa, deren Fenster zur Straße hin lag. Weil sie größer als ich war, stellte sie sich hinter mich, so daß wir beide aus dem Fenster in dieselbe Richtung schauten. Mit dem Finger wies sie zur Straße hin: "Siehst du das Fahrzeug vor der Villa vis à vis? Das ist ein deutscher Panzer! Und der Soldat der drüben Wache steht, ist ein deutscher Soldat! Deshalb darfst du nicht mit dem Fahrrad auf der Straße fahren." Ich hatte noch nie etwas von einem deutschen Panzer und auch nichts von deutschen Soldaten gehört: "Aber warum steht er dort neben dem Panzer? Und warum darf ich deswegen nicht auf die Straße?"

Der Deutsche muß uns gesehen haben, weil mich Marie ängstlich vom Fenster wegzog und beschützend die Hände um mich legte: "Weil sich in der Villa drüben deutsche Offiziere einquartiert haben. Sie wollten zuerst hierher, aber weil du sterbenskrank warst und mir vor ihren Augen eine Handvoll Haare ausgerissen hast, zogen sie gegenüber ein."

Nun erzählte sie mir über den Krieg und über die deutsche Besatzung in Frankreich. Wie immer lenkte ich das Gespräch auf die Frage, wo meine Mutter geblieben sei.

Marie schwor, von meiner Mutter nie etwas gehört zu haben, außer was ich ihr selbst erzählt und während meiner Bewußtlosigkeit gesprochen habe: "Du hast nach den Krisen, in denen du völlig betäubt warst, auch ruhige Zeiten gehabt und viel von deiner Maman gesprochen. Du konntest mich zwar nicht sehen, obwohl deine Augen offen standen, aber hast dich an mir festgeklammert wie an einer Mutter. Nur von Madame hast du nie etwas wissen wollen und dich immer gegen sie gewehrt. Manchmal warst du auch gegen mich sehr böse! Schau mich nicht so verdutzt an! Es ist wahr! Aber gut, daß du dich an nichts mehr erinnerst."

"Du hast mich aber trotzdem gern, nicht?"

"Wie sollte ich dich nicht gern haben, da du ein so lieber Junge bist!" und sie küßte mich zärtlich.

Ich erwiderte auch ihren Kuß und umschlang dabei mit beiden Hände ihren Kopf. Es war mitten im Sommer und darum furchtbar heiß in der Mansarde. Marie hielt mich so fest, daß ich kaum noch atmen konnte. Sie glühte im Gesicht.

Instinktiv wußte ich, daß es der richtige Augenblick sei, etwas von ihr zu verlangen: "Du, Marie, wenn du mich wirklich so lieb hast, warum erzählst du mir dann nicht alles, was du von mir weißt?"

Marie wehrte sich nur mit halbem Herzen: "Ich habe Madame versprechen müssen, dir nichts zu erzählen. Wenn Madame es erfährt, dann wird sie mich sofort von hier fortschicken und ich werde dich nie wieder sehen dürfen!"

"Ich schwör dir, Marie, daß ich kein Wort verraten werde. Erzähl mir alles," bat ich sie.

"Ich werde es dir erzählen, wenn du mir versprichst, von nun an Madame mit 'Maman' anzureden. Sie hat dich auch lieb und kauft alles für dich."

"Ich kann sie nicht 'Maman' nennen, da sie nicht meine Mutter ist!"

So widerspenstig ich in diesem Punkt war, so hartnäckig beharrte Marie darauf: "Du bist ein Junge, Denis. Und ich bin ein Mädchen, auch wenn nur wenige Jahre älter als du. Ich tue alles für dich, was ich nur kann, und das werde ich auch immer tun. Du wärst ein Egoist und ein schlechter Kavalier, wenn du nicht auch alles für mich tun würdest, damit ich bis Oktober, wenn du wieder zur Schule gehst, bei dir bleiben kann. Deine Mutter wird dich schon suchen und finden, doch bis dahin kannst du um meinetwillen 'Maman' zu Madame sagen.

Versprichst du es mir?"

Ich hatte Marie sehr lieb gewonnen. Es war eine verwirrende Liebe. Sie war mir Schwester, Mutter und das erste Wesen, zu dem ich auch eine wohlthuende heiße Liebe empfand. Sie war mir alles zugleich!

Ich wollte Marie um keinen Preis verlieren und träumte davon, sie von meiner Mutter als meine Schwester aufnehmen zu lassen, deshalb versprach ich ihr, zu Madame 'Maman' zu sagen.

Jetzt erzählte sie mir:

"Bevor der Krieg ausgebrochen ist, habe ich als Krankenschwester-Schülerin in dem Zimmer, wo du jetzt schläfst, Jean-Pierre gepflegt – Jean-Pierre war der einzige Sohn des Hauses – aber er konnte nicht gerettet werden. Mehr Glück hatte ich mit dir!"

Ich unterbrach sie, denn mir wurde unheimlich zumute: "Dann ist er in dem Bett, wo ich jetzt schlafe, gestorben! Ich will nicht mehr drin schlafen!"

Marie lachte: "Du schläfst doch nie in diesem Bett, sondern in meinem! Wenn Madame das einmal erfährt, wird sie mir die Haut abziehen lassen! – Alles, was Jean-Pierre während seiner Erkrankung berührt hat, ist verbrannt worden. Den Ball, das Fahrrad und die Spielsachen hat er während seiner Krankheit nicht angefaßt. Und nach allem, was du durchgemacht hast, wirst du nicht so leicht sterben!"

Ich war beruhigt und bat sie fortzufahren.

"Nachdem die Deutschen über Belgien durchgebrochen sind, kamen die Flüchtlinge aus dem Norden nach Frankreich. Alle Hospitäler waren überfüllt, und ich mußte, wie alle Schwesterschülerinnen, bei der Pflege der Verletzten und Kranken mithelfen. So war ich dabei, als du bewußtlos zur Untersuchung hereingetragen wurdest. Ich glaube, ein Flugzeug war abgestürzt auf einen Treck, sie haben dich auf offenem Feld gefunden – zwischen anderen Verwundeten."

Ich erinnerte mich an die schwarze Wolke im Traum! An ein dumpfes Donnern und Bersten. An den Blitz! Und die Vernichtung.

"Deine linke Stirnseite war aufgeschwollen, sonst hattest keine sichtbare Verletzung. Die Schwestern vom Roten Kreuz erzählten, daß du ihnen bewußtlos übergeben worden bist, und daß sie dich mit ihrem Wagen ins Hospital gefahren haben. Es war aber kein einziges Bett mehr frei. Nachdem Jean-Pierre gestorben war, wollte ich alles dran setzen, um dich gesund zu pflegen. So faßte ich Mut und sagte dem Arzt, daß du hier in der Villa sicher gut aufgenommen würdest. Ich durfte auch gleich mitfahren, um die Schwestern vom Roten Kreuz zur richtigen Adresse zu bringen. Unterwegs erkundigte ich mich, wo deine Eltern geblieben sind. Die Schwestern wußten es nicht. Ihnen war nur gesagt worden, daß du 'Jean-Denis' heißt. Sie wollten später noch einmal zurückkommen, weil es noch mehr Verletzte gab und sie gleich hinfahren mußten. Man hat mich hier behalten, um dich zu pflegen. Dann zogen die Deutschen ein, bevor die Schwestern vom Roten Kreuz hätten zurückkommen können. – Mit dir ist es dann immer schlimmer geworden. Du hast sehr hohes Fieber bekommen. Man wollte dich auch 'Jean-Pierre' nennen. Aber als das Fieber gefallen ist und du die Nadelstiche wieder empfinden konntest, hast du nur auf den Namen 'Denis' reagiert. Die Sachen, die du jetzt anhast, wurden von Madame für dich gekauft, während deine eigenen sauber im Schrank liegen. Auf deinem Hemd und deinem

Taschentuch ist ein Monogramm eingestickt. 'J-D F'. – Weißt du, was dieses 'F' bedeutet?" Vergeblich versuchte ich mich an meinen Familiennamen zu erinnern. "Warum steht aber auf meinen Büchern überall 'Jean-Denis Plessis'?"

Marie lachte wieder, um mich aufzuheitern: "Das ist dein jetziger Name! Du willst doch nicht in die Schule gehen, ohne einen Familiennamen? Komm! Wir gehen jetzt spielen, sonst wird Madame mißtrauisch werden."

5. Ohne Abschied.

Ich hielt mein Versprechen und sagte nunmehr zu der Dame des Hauses "Maman". Aber nur widerwillig ließ ich mich von ihr küssen und gegen ihre Brüste drücken. Im Gegensatz zur Abneigung, die ich empfand, wenn Madame zärtlich wurde, wuchs mein Verlangen nach Zärtlichkeiten von Marie. Mir wurde bewußt, daß Marie nicht nur eine Schwester und eine Mutter für mich war, sondern auch eine liebende junge Frau! Was ich bei ihr nachts mit Händen fühlen konnte, das wollte ich auch mit Augen sehen! So weigerte ich mich, mich von ihr baden zu lassen, wenn sie sich nicht gleichzeitig mit mir badete. Marie erfüllte mir auch diesen Wunsch, so daß wir uns beide hinter verschlossener Tür in "naturalibus" badeten. Vom "beau sexe" blieb mir nichts mehr verborgen und immer mehr wurde ich, der Dreizehnjährige, von der wohltuenden Glut der Liebe angesteckt.

Bestimmt habe ich meine außergewöhnlich schnelle und völlige Genesung Marie zu verdanken. Da sie erst siebzehn war und von geschmeidiger Gestalt, tobten wir uns tagsüber in allen möglichen Spielen aus. Auch Turngeräte waren im Garten, auf denen wir beide turnten. Nach jeder Übung umschlang ich mit beiden Händen ihren Kopf und küßte sie auf den Mund.

"Marie!"

Wie ein Messer schnitt die scharfe Stimme von Madame uns in die Haut. Erschreckt ließ Marie mich los, entriß sich mir und eilte zum Ball hin. Ich blickte enttäuscht zum Fenster hin, von wo sich die scharfe Stimme wieder vernehmen ließ:

"Marie! Kommen Sie sofort herein! Sofort!"

Mir tat das Herz weh, wie Marie den Ball fallen ließ, und sich mit gesenktem Kopfe entfernte. Ich sah, wie sich Madame vom Fenster zurückzog. Ich hielt es nicht aus und lief Marie nach, die mich vergeblich wieder zurückzuschicken versuchte. Währenddessen erschien Madame im Korridor. Ich stellte mich vor das Mädchen:

"Maman, warum wollen Sie nicht, daß ich Marie küsse? Sie ist doch meine Schwester! Und ich darf eine Schwester küssen, wenn sie nett zu mir ist und mir bei den Übungen hilft."

Sie gab nach: "Meinetwegen, du darfst sie küssen. Komm zu mir," und sie streckte mir die Hand entgegen, so daß ich zu ihr mußte. Sie schloß mich in ihre Arme und fuhr fort: "Ein Anruf ist für Marie gekommen. Bis sie wieder zurückkommt, werden wir beide zusammen spielen. Ich werde mir nur noch die Tennisschuhe anziehen. Geh und spiel inzwischen ein bißchen allein."

Da Marie weiter mit gesenktem Kopfe dastand, wurde ich mißtrauisch und entfernte mich widerwillig. Sie kam erst mittags zurück, vermied es, meinen Augen zu begegnen und aß fast nichts. Ich merkte, daß sie geweint hatte. Als sie dann auch nach dem Mittagessen wieder fort mußte, weigerte ich mich mit Madame zu spielen. Allein im Schatten eines Apfelbaums liegend, empfand ich eine starke Sehnsucht nach meiner Mutter.

Da näherte sich mir Madame mit einem Buch. Ich lief zu meinem Fahrrad. Dabei kam mir die Idee, mich zu verletzen, um wieder von Marie gepflegt zu werden. Schon fuhr ich so schnell wie möglich auf dem schmalen Gartenweg und ging ohne zu bremsen schräg in die Kurve nach links. Das Vorderrad stieß gegen den Randstein, ich wurde nach rechts geschleudert, das Fahrrad flog über mich hinweg – ich fand mich am Boden liegend wieder.

Ich hörte den Aufschrei der Dame. Aber als sie herbeieilte, rappelte ich mich trotz aufgeschlagener Ellbogen und blutender Knie auf und lief davon. Sie schrie, ich hörte nicht. Schließlich kletterte ich auf den größten Apfelbaum, so daß sie resigniert in die Villa lief, um den Arzt und dessen Frau herbeizurufen. Auch als beide gekommen waren, weigerte ich mich herunterzusteigen. Der Versuch, mir auf einer Leiter nachzusteigen, wurde aufgegeben, als ich auf immer dünneres Geäst auswich.

Da Worte und Bitten nichts nutzten, wurde ich auf dem Baum zurückgelassen.

Eine halbe Stunde später hielt ein Fahrzeug im Hof und Marie lief herbei. Weil aber auch Madame sowie der Herr des Hauses, der Arzt und dessen Frau herbeikamen – also das ganze Regiment von Madame, denn mit meiner Ausnahme kommandierte sie alle mitsamt Köchin und Putzfrau nach Belieben und Laune – weigerte ich mich vom Baum herunterzukommen. Marie zögerte keinen Augenblick um zu mir auf dem Baum zu klettern. Sie war ganz verstört und ängstlich.

Ich wollte sie vor allen anderen küssen.

Sie widersetzte sich: "Bitte, Denis, nicht jetzt!" Sagte dann lauter: "Komm jetzt mit mir runter, damit der Arzt deine Wunden behandeln kann. Sei brav!"

Ich verlangte, daß nur sie allein mich verbinden sollte, was man mir versprach.

Marie war den ganzen Abend so anders als gewöhnlich. Etwas bedrückte sie sehr. Sie überwand sich jedoch, mich nicht wissen zu lassen, was es war. Länger als sonst mußte ich allein in meinem Bett liegen. Und behielt, als sie sich neben mich legte, trotz der Hitze ihr Hemd noch an. Erst als es ganz ruhig im Haus geworden war, entkleidete sie sich.

Nach dem Frühstück mußte ich wieder allein spielen gehen, wobei „Maman“ mir versprach, daß Marie bald zurückkehren würde. Dann kam wieder nur sie selbst. Da ich mich nicht zu ihr setzen wollte, versuchte sie mich zu überreden:

"Komm Denis, setz dich her, damit ich dir von deiner Cousine Fernande erzähle, die morgen zu uns kommen wird. Sie ist genau so alt wie du! Sie wird die Schulferien bis Oktober bei uns verbringen. Wenn ihr euch beide gut verträgt, woran ich nicht zweifle, werdet ihr beide zusammen zur Schule gehen. Komm, damit ich dir noch mehr von ihr erzähle...."

Es war schon Mittag und Marie war noch nicht zurück, so daß ich erstmals ohne sie zu Tisch gehen mußte. Der Arzt und dessen Frau waren zu Gast. Ich wartete vergeblich auf Marie und wollte kein Essen anrühren.

Sicher hatten sie sich vorher schon abgesprochen gehabt, denn der Arzt spielte den Ball zu Madame, und diese wieder zu ihm zurück: "Da werden Sie Wunder erleben, Madame! Ich prophezeie, daß beide gehörig etwas zusammen anstellen werden! Denis und Fernande!"

Madame lachte laut auf. Ihr Lachen war jedoch erzwungen.

"Es wird eine angenehme Abwechslung sein! Schade nur, daß ich nicht früher auf die Idee gekommen bin! Dabei wollte sie schon die Sommerferien bei uns verbringen, aber da war Denis noch krank. Doch es ist nicht zu spät. So lieb und nett wie Fernande ist, wird sie für Denis die reizendste Freundin sein! Wir werden zur Küste fahren, damit sich bis Oktober beide im Meer austoben können – und er wieder Appetit bekommt."

Mir wurde immer unheimlicher zumute, weil von Marie mit keinem Wort mehr die Rede war – auch wartete ich vergeblich auf ihre Rückkehr. Eine böse Vorahnung bemächtigte sich meiner, aber ich fand nicht den Mut zu fragen, ob auch Marie mit uns zur Küste fahren werde.

Nach dem Mittagessen hielt ich es nicht mehr länger aus. Statt im Hof zu spielen, stieg ich die Treppe hinauf zu meinem Schlafzimmer.

Madame rief mich zurück, aber es war schon zu spät! Ich lief nur noch schneller die Treppe hinauf, stieß die Tür auf und blieb einen Augenblick wie angewurzelt stehen – das Bett von Marie war abgezogen und in die Ecke geschoben! Mit einem Satz riß ich die Tür des Kleiderschranks auf – alle Habe von Marie war fort!

Marie war fort ohne Abschied!

Der Schmerz war so groß, daß ich mich mit einem Aufschrei auf ihr abgezogenes Bett warf und wie von Sinnen weinte.

Als mich der Arzt zu beruhigen versuchte, schlug ich mit Fäusten um mich und schrie so laut ich konnte!

Die Erwachsenen zuckten mit den Schultern und zogen sich in den Salon zurück.

Wie lange mein Anfall gedauert hat, weiß ich nicht mehr. Als ich wieder fähig war zu denken, hob ich meinen Kopf, um zur kleinen Marienstatue auf dem Nachttisch zu schauen. Erst jetzt sah ich das schöne Marienbild, das daran gelehnt war. Nun erinnerte ich mich, daß ich während des Vormittags oft das Gefühl hatte, als ob Marie vom Fenster her zu mir schaute. Daß ich sie aber nicht sehen konnte.

Nun warf ich ein Blick auf die Rückseite des Bildes:

"Adieu Denis".

Das war alles, was Marie mir zum Abschied hinterließ.

6. Der LKW.

Madame, die Dame des Hauses, die ich um Marie willen "Maman" genannt habe, brachte mir den abendlichen Imbiß auf mein Zimmer – es begleitete sie die Frau des Arztes. Ich versteckte schnell das Marienbild in die Tasche und warf mich wieder auf das Bett von Marie. Da Madame mich so sehr getäuscht und überlistet hatte, wollte von ihr nichts mehr wissen:

"Nein! Laßt mich allein! Ich will nichts! Ich will niiiiichts!"

Ich hörte erst auf zu schreien, als die Frauen sich wieder entfernt hatten.

Dann nahm ich das Bild der heiligen Jungfrau aus der Tasche.

Das "Adieu" traf mich wie ein Dolchstoß ins Herz, doch konnte ich meinen Blick nicht abwenden von diesem Wort.

Es war schon Spätnachmittag, als mich plötzlich eine tiefe Sehnsucht nach meiner Mutter ergriff. Meiner wirklichen Mutter. Noch nie erschien mir ihr Bild so deutlich wie in diesem Augenblick der Not. Ohne weiter zu überlegen schlich ich aus meinem Zimmer zur Mansarde hinauf. Ich wußte zwar, daß der deutsche Panzer nicht mehr drüben war, weil wir ihn abfahren gehört hatten, aber ich wollte sehen, ob der deutsche Soldat noch vor der drüberen Villa Wache stand.

Ja, er war noch dort! Aber wenn ich durch den Garten zur rechten Tür gehen würde, dann könnte er mich nicht auf die Straße gehen sehen.

Ich warf einen Blick zur benachbarten Villa rechts, die wegen ihres großen Vorgartens weiter von der Straße zurücklag. Dort wurden leere Obstkisten auf einen kleinen LKW aufgeladen. Leise schlich ich die Treppe hinunter, ging am Salon vorbei, wo die Herrschaften miteinander tuschelten, ging durch die Vordertür in den Blumengarten und von dort durch die rechte Gartentür hinaus auf die Straße. Der kleine LKW mit den Kisten hatte am Straßenrand angehalten, da der Händler mit den Leuten der Villa noch etwas sprach. Als er anfuhr, sprang ich mit einem Satz auf die Ladefläche. Hinter den Kisten war noch Platz, um mich flach auszustrecken. Da war mir, als hörte ich Madame meinen Namen rufen. Sofort duckte ich mich mich noch enger hinter die Kisten.

Nach und nach beruhigten sich die wilden Schläge meines Herzens, und je weiter der LKW fuhr, um so freier fühlte ich mich. Ich dachte nur noch den einen Gedanken: "Fort von hier – meiner Mutter entgegen!"

Erst nach einer guten Stunde Fahrt, es dämmerte bereits, wagte ich den Kopf zu heben und über die Laderampe zu schauen. Da mir die Landschaft nicht bekannt war, ließ ich mich wieder zurückgleiten.

Der LKW fuhr immer weiter in die sternenklare Nacht hinein. Felder, Wälder, Wiesen mit Obstbäumen und Hecken und in die Ruhe des nächtlichen Schlafes gehüllte Dörfer zogen an meinen Augen vorbei. Schließlich verlangsamte der Wagen seine Fahrt vor dem Tor zum Hof

eines großen weißen Hauses und blieb stehen. Bevor er jedoch in den Hof hineinfuhr, sprang ich ab und lief weiter. Ich fühlte mich von allem Druck erlöst und war so leicht auf den Füßen, als ob ich meiner Mutter entgegenflöge. Nur die Hunde bellten, als ich durch die Dörfer lief. So schnell wie mich die Füße trugen, ging ich den Rest der Nacht und den ganzen folgenden Tag weiter.

Und wieder erreichte mich die Nacht. Erschöpft, hungrig und durstig legte ich mich neben einem Strohschober hin und schlief bald ein.

Es war heller Tag, als ich erwachte. Nachdem ich mir von einem Baum einige unreife Äpfel geholt hatte, ging ich weiter, weiter und immer weiter! Ich erreichte eine Hauptstraße, die mich am selben Nachmittag in eine kleine Stadt führte.

Hier in dieser Stadt wurde erlitt meine Hoffnung einen ersten Einbruch. Vergeblich suchte ich nach einer bekannten Straße, einem bekannten Haus – ging vergeblich in die Kirche hinein, auf der Suche nach der schönen Marienstatue. Als bestünde die Welt nur aus einer Straße, einer Stadt und einer Kirche.

Noch vor Abend verließ ich den unbekannten Ort wieder. Meinen Durst konnte ich aus einem Bach stillen, aber der Hunger quälte mich um so mehr, trotz der Karotten und unreifen Äpfel, die ich im Laufe des Tages gegessen hatte. Es kam kein Dorf, kein Dorf! Und endlich holte mich die Nacht wieder ein und ich war so müde, daß ich auf ein abgemähtes Weizenfeld stolperte, Weizengarben zusammentrug und mich darauf niederlegte. Aber war so hungrig, daß ich nicht einschlafen konnte. Aus den Ähren kratzte ich die Körner heraus und kaute sie. Und obwohl ich mich verzweifelt dagegen wehrte, kehrten meine Gedanken zurück zu Marie. Ich nahm das Marienbildchen aus der Tasche und weinte mich in Erinnerung an Marie in den Schlaf hinein.

7. Das infernalische Gewitter.

Die Erkenntnis, daß die Welt nicht so klein war, wie ich sie mir aus den Erzählungen von Marie vorgestellt hatte, machte mich verzweifelt. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich auf der Flucht war. Meine Tennisschuhe hatten mir die Socken durchwetzt und die Fersen wundgerieben. Ich mußte sie ausziehen. Als ich es leid war, sie zu tragen, warf ich sie in den Straßengraben. Ihnen folgten die Socken. Da ich das Barfußgehen nicht gewohnt war, plagten die Kieselsteine meine Füße, so daß ich nach Möglichkeit auf dem glatten Asphalt oder auf Gras ging. Wenn ich durch ein Dorf zog, beschleunigte ich meine Schritte, weil mich die Leute mißtrauisch anstarrten. Oft liefen mir andere Kinder nach – einmal warfen sie sogar Steine hinter mir her.

Je weiter ich kam, um so mehr schwand meine Hoffnung, meine Eltern wiederzufinden. Zugleich wuchs meine Sehnsucht nach Marie ins Unendliche. Der bloße Gedanke an sie trieb mir die Tränen in die Augen. Unschlüssig blieb ich stehen und dachte daran, wieder umzukehren. Die Dame der Villa, die mir eine Mutter sein wollte und unter deren Dach ich gesund gepflegt wurde, erschien mir nicht mehr als die böse Frau. Aber ich konnte nicht umkehren. Das Verlangen nach meiner wirklichen Mutter war stärker und trieb mich voran. Weiter, immer weiter.

Die Hitze wurde bedrückend. Meine Zunge trocknete aus vor Durst – aber nirgends gab es Wasser. Die Asphaltstraße war beiderseits von mächtigen Bäumen gesäumt, so daß ich immer abwechselnd vom Schatten in die Sonne, und von der Sonne in den Schatten kam. Der Asphalt war von der Hitze weich geworden und blieb an den Sohlen meiner Füße kleben. Es wurde schwül und Schwärme kleiner Mücken piesackten mich.

Rechts von mir grollte schon der Donner und dunkle Wolken zogen auf. Das nächste Dorf lag noch weit von mir entfernt. Das Gewitter kam immer näher. Blitze durchzogen die trägen Wollken. Aber kein Windhauch war zu spüren.

Die Bauern auf den Feldern liefen in Deckung vor dem Gewitter. Links von mir schien noch die Sonne, während zur Rechten alle Dämonen und Furien sich über der Erde austobten. Mit der Kraft eines Verzweifelten lief ich inmitten des Gewitters weiter. Der Regen spülte mir die Tränen aus den Augen, während die ständig aufzuckenden Blitze mir die Sicht nahmen.

Ich war am Ende meiner Kraft. Zweihundert Meter vor dem nächsten Dorf – es war *Fontenay-le-Pesnel* – brach ich zusammen und fiel aufs Gesicht in den Schlamm.

Von dem Baum, unter dem ich lag, fielen nur noch vereinzelte große Tropfen auf meinen Rücken. Im Straßengraben rauschte das Wasser. Mein hellblaues Hemd und meine Shorts klebten vor Nässe am Körper, als ich mich aufrichtete und rücklings gegen den Baumstamm lehnte. Im Gras sitzend und gegen den Baum gestützt, zog ich das kleine Marienbild aus der Tasche. Es war von Regenwasser getränkt und riß. Das "Adieu Denis" auf der Rückseite war unleserlich geworden. Und wieder begann ich zu weinen.

8. *Fontenay-le-Pesnel*.

Der Durst stellte mich wieder auf die Beine. Aber Beine und Füße waren vor Müdigkeit steif und schmerzten so sehr, daß ich kaum weitergehen konnte. Vor dem Dorf teilte sich die Straße. Ich nahm die Abbiegung nach links und kam zu einem Bauernhof, dessen Tor zum Hof offenstand. Im Hof stand ein Brunnen, dessen Wasser in einen Trog sprudelte.

Vor Durst fühlte ich keinen Hunger mehr, obwohl ich nichts als ein paar Weizenkörner gegessen hatte. Da ich niemanden sah, ging ich zum Brunnen, um zu trinken.

"Du hast aber eine Durst, mein Junge! Wo kommst du denn her?" ließ sich eine Frauenstimme hinter mir vernehmen.

Erschreckt wandte ich mich um. Eine riesige Landmatrone, wie man ihr nicht selten in der Normandie begegnet, lächelte mich freundlich an. Ich hatte noch nie eine so dicke Frau gesehen. Und da ich sie mit großen Augen anstarrte, fragte sie wieder: "Wo kommst du her, mein Junge? Du bist ja ganz naß und völlig erschöpft!"

Ich hatte das Gefühl, daß sie nicht böse war, und faßte Mut: "Ich bin unterwegs zu meiner Maman."

"Wo ist deine Maman?" war die nächste Frage.

Verlegen senkte ich den Kopf: "Ich weiß nicht. Ich muß sie erst wiederfinden."

Die Bäuerin schaute mich verblüfft an, um sogleich zu antworten: "Armer Junge! Hast bestimmt Durst und Hunger! Komm, du kriegst Milch und zu essen was du magst."

Ich ließ mich gern in das große Bauernhaus führen. An der Tür angelangt, rief die gewaltige Frau mit voller Stimme: "Suzanne! Suzanne! Komm schnell her!"

Ich wurde in die Küche geführt. Ein offenes Feuer brannte im Kamin. Darüber standen auf Dreifüßen die eisernen Töpfe. Die dicke Frau rückte mir einen Stuhl in die Nähe des Kamins und gab mir eine Bol voll Milch.

Schon stürzte Suzanne in die Küche. Sicherlich die Tochter der dicken Frau! Eine Brünette in Maries Alter, aber viel dicker und kräftiger! Mit offenem Mund starrte sie mich an.

Die Bäuerin klärte sie auf: "Ich hab ihn halb verdurstet und verhungert beim Brunnen aufgelesen. Hol Butter, Marmelade, Honig, kalten Schweinsbraten und Brot. Er soll sagen, was er am liebsten mag!"

Meine Kleider dampften schon von der Hitze am Kamin. Nun mußte ich zum Tisch hinübrücken. Da ich mich für Honig entschieden hatte, schnitt die Bäuerin das Brot, und Suzanne schmierte dick Butter und Honig darauf. Meine Bol wurde wieder mit Milch gefüllt.

Während ich aß, fragte mich die Bäuerin aus: "Wie heißt deine Mutter? Wie lange bist du schon unterwegs? Wann hast du das letzte Mal gegessen?" Und so weiter.

Ich ließ zwischen den mächtigen Bissen nur manchmal meine Stimme vernehmen.

Suzanne reagierte mit "Oh!" und "Ah!" und schaute mit großen Augen zu, wie ich ein Honigbrot nach dem andern verschlang.

Danach trank ich meine Bol leer und wollte aufbrechen. Dagegen schritt die Matrone ein:

"Aber Junge! Du gehst keinen Schritt weiter, ohne zu wissen wo deine Mutter ist. Wie heißt du denn überhaupt?"

"Ich heiße *Denis*. Ich weiß, wo meine Maman wohnt. Ich kenne die Kirche aus meinem Ort. Ich werde meine Maman finden!" erklärte ich.

Die Bäuerin wurde resolut: "Du wirst hierbleiben, mein Junge! Dann werden wir weitersehen!"

Und weil ich aufstand, um zur Tür zu gehen, stellte sie sich in die Türöffnung, die sie vollständig füllte: "Du wirst nicht ausbüchsen! Daß du es weißt, kleiner Monsieur!"

In meiner Verzweiflung stürmte ich frontal gegen den Koloß in der Türöffnung.

Mein Kopf und meine Fäuste stießen in den molligen Körper, der aus der Tür zurückwich, aber nur, um mich mit mächtigen Armen einzufangen und zurück in die Küche zu scheuchen. Meine letzte Waffe waren die Zähne: ich biß die Frau in die Brust. Ein Aufschrei - und ich war frei. Aber die kräftige Suzanne packte mich nun von hinten. Ich biß sie in die rechte Hand. Sie schrie auf und ließ mich los. Doch die Dicke, wütend geworden, ging von vorne zum Generalangriff über, während sich gleichzeitig Suzanne von hinten auf mich stürzte.

Mutter und Tochter hatten mich nicht nur im Nu überwältigt, sondern packten mich derart fest, daß ich glaubte, sie würden mich in Stücke reißen!

Mademoiselle Suzanne fauchte mich an: "Na, warte! Wir werden deiner Maman sagen, was für ein böser Monsieur du bist!"

Und die Matrone: "Gleich zum Bürgermeister mit ihm!"

9. Zum Bürgermeister.

Mit gesenktem Haupte schritt ich auf der Straße zwischen den beiden Frauen, die mich nunmehr je an einem Arm zum Bürgermeister führten.

Einmal sagte Suzanne zu ihre Mutter: "Halt ihn fester, Maman, damit ich mein Taschentuch herausholen kann." Sie ließ mich aber nur mit einer Hand los, zog das Taschentuch aus der Tasche, um es mit Zähnen und Fingern über die blutende Wunde zu ziehen.

In diesem Augenblick tat es mir leid, sie gebissen zu haben, und wollte mich entschuldigen, brachte es aber nicht fertig, weil die Leute vor ihre Häuser getreten waren und neugierige Fragen stellten. Auch lief schon eine Kinderschar neben uns her.

Die Matrone antwortete: "Das ist ein ganz böser Monsieur! Der schlägt und beißt wie ein Wilder! Wir führen ihn zum Bürgermeister!"

Und die Kinderschar wiederholte schreiend: "Ein ganz böser Monsieur! Der schlägt und beißt wie ein Wilder! Ein ganz böser Monsieur, der schlägt und beißt wie ein Wilder!" Und so weiter.

Schließlich schwenkten meine berockten Gendarme in den Hof eines Bauernanwesens. Ein gebeugter Großvater fütterte gerade seine Tauben. Als er unsere Schritte hörte, wandte er sich uns zu und fixierte uns über den Rand der Brille.

Nun meldete der Hauptgendarm: "Guten Abend, Herr Bürgermeister. Wir bringen Ihnen da einen ganz bösen Monsieur, der uns geschlagen und gebissen hat!"

Der alte Bürgermeister erwiderte ungläubig: "Na, na! Was haben Sie denn mit ihm gemacht, daß er Sie geschlagen und gebissen hat? Kommen Sie herein."

Die Tür ging vor uns auf und die neugierigen Blicke zweier Jungen, ihrer Mutter und Großmutter empfingen uns.

Während sie mich fest im Griff behielt, erzählte die Dicke: "Stellen Sie sich das vor, Herr Bürgermeister! Diesen Monsieur da!" und sie hob meinen linken Arm, "ja, diesen Monsieur hab ich am Brunnen in unserem Hof erschöpft und ausgehungert gefunden. Doch nachdem er sich bei uns satt gegessen hat, wollte er wieder weiterziehn. Zu seiner Mutter. Aber er weiß gar nicht, wie seine Mutter heißt und wo sie ist! Es ist auch schon spät, deshalb wollte ich ihn nicht gehen lassen. Da lief er zur Tür, aber ich bin ihm zuvorgekommen und hab mich vor ihn gestellt. Da ist er wie ein Stier in mich hineingerannt! Als ich ihn festhielt, hat er mich in die Brust gebissen! Er hat auch Suzanne gebissen!"

Und Mademoiselle Suzanne ergänzte: "Ich hab mich oft in der Schule mit Jungen gerauft. Ein so böser wie der hier ist mir aber noch nie begegnet!"

Die Tochter des alten Bürgermeisters, Madame Penon, die Mutter der beiden Jungs, kam mir zur Hilfe: "Lassen Sie doch den Jungen los!" und mit ihrer Hand sanft mein Kinn hebend:

"Wie heißt du denn, mein Junge?"

"Ich heiße Denis."

Madame Penon faßte mich ihrerseits an der Hand: "Komm her, Denis! Setz dich zum Kamin. Ich werde saubere Wäsche holen. Du bist genauso groß wie Guy. Marguerite wird Wasser für ein Bad wärmen. Du wirst im Bett von Guy schlafen. Guy schläft mit Victor bei mir. Morgen werden wir dich zu deiner Mutter fahren."

Sie wurde unterbrochen durch den Ausruf von Mademoiselle Suzanne: "Maman, das Abendessen wird verbrennen!" Beide Frauen sprangen auf und liefen grußlos davon. Der Bürgermeister lächelte, als er sie türmen sah. Auch Guy und Victor lachten.

10. Madame Penon.

Als ich im ersten Stock in Guys Bett lag, konnte ich trotz meiner Müdigkeit nicht einschlafen. Erstmals wieder in einem richtigen Bett! Jedoch allein! Ohne Marie!

Wieder begann ich zu weinen und wurde erst still, als Schritte die Treppe heraufkamen. Es war der alte Bürgermeister, der im selben Zimmer sein Bett hatte, rechts vom Fenster zur Straßenseite, während meines – d.h. Guys - links vom Fenster stand.

Alle waren schon auf den Beinen, als ich am nächsten Morgen erwachte, so gut hatte ich in dem weichen Bett geschlafen. Nach dem Frühstück sollte ich Madame Penon einige Fragen beantworten. Ich nannte jedoch nur meinen Vornamen.

Um mir mehr zu entlocken, sagte Madame Penon:

"Du hast noch einen Familiennamen, Denis. Du mußt mir ihn sagen, weil ich morgen nach Caen fahren werde. Dort werde ich alles veranlassen, damit du deine Mutter findest. Bis wir sie gefunden haben, wirst du bei uns bleiben und die Sommerferien mit Guy und Victor verbringen. Ich werde dir auch Kleidung mitbringen und alles was du brauchst. Aber ich muß wissen, wie du mit Familiennamen heißt."

Zögernd sagte ich: "Ich weiß nicht, wie ich mit meinem Familiennamen heiße. Ich weiß nur, daß ich zuletzt Plessis hieß. Das ist aber nicht mein richtiger Name!"

Am nächsten Tag fuhr Guys Mutter alleine nach Caen. Sie kam erst spät am Abend mit dem zweirädrigen Pferdewagen zurück und versprach mir: "Wir werden deine Mutter bald finden. Es gibt viele Mütter, die jetzt ihre Kinder suchen. Ich habe dir auch schöne Sachen zum Anziehen mitgebracht, so daß du sonntags mit uns in die Kirche gehen kannst."

Bei diesen Worten flammte meine Hoffnung von neuem wieder auf. Bald würde ich wieder bei meiner wirklichen Mutter sein.

In Guy, der in meinem Alter war, fand ich einen guten Freund. Unsere Schicksale begünstigten die Freundschaft: Guys Vater, Monsieur Penon, arbeitete auf einem deutschen Bauernhof als Kriegsgefangener. Da viele französische Männer fehlten, herrschte im Sommer 1940 in der Landwirtschaft ein großer Mangel an Arbeitskräften. Drei Zugpferde, ein Dutzend Kühe und alle landwirtschaftlichen Arbeiten mußten von Madame Penon, einem jungen Knecht, einem älteren Fuhrmann und der Magd Marguerite bewältigt werden.

Ich merkte bald, daß Guy manchmal seiner Mutter nachschlich, wenn sie sich zur Küche des alten Hauses begab, in dem der Knecht sein Zimmer hatte. Guy vertraute mir an, daß seine Mutter dem Knecht lieb tat, damit der seine Arbeit nicht kündigt. Wenn sie in aller Frühe mit dem Knecht im zweirädrigen Pferdewagen hinausfuhr, um die Kühe zu melken, kam Guy verstört zu mir. Ich versuchte ihn zu beruhigen: "Sie tut lieb mit ihm, damit er hier bleibt. Da ist bestimmt nichts dabei."

Guy glaubte nicht daran: "Ich habe gesehen, wie er sie umschlungen hielt und geküßt hat. Und sie ließ es sich gefallen. Wenn nur mein Vater wiederkäme!"

Nun wußte ich nicht, wie ich Guy helfen könnte. Außerdem hatte ich seine Mutter gern, so daß ich - wie Guy - den Knecht zu hassen begann. Guy überredete mich, ich solle seiner Mutter auch einmal nachgehen und dabei so tun, als wolle ich die Toilette neben dem alten Haus benutzen.

Wenn nun seine Mutter nachts aufstand, schlich Guy zu mir und weckte mich. Nach einer Weile ging ich ebenfalls hinaus, so daß ich ihr meist auf dem Rückweg begegnete. Ich sah sie kein einziges Mal zu dem Knecht hineingehen. Auch sah ich nie, daß sie den Knecht geküßt oder umarmt hätte.

Madame Penon muß gewußt haben, daß wir sie beobachteten, weshalb sie zunehmend mißtrauischer und ablehnender wurde.

11. Mademoiselle Suzanne.

Soweit sie mir bekannt waren, gingen fast alle Familien von Fontenay-le-Pesnel sonntags zum Gottesdienst. Nach der Messe begrüßten sich die Leute und diskutierten über alles mögliche miteinander. So kam eines Sonntags auch Suzanne mit ihrer korpulenten Mutter zu uns. Sie hatte mir den Biß inzwischen verziehen und war in ihrer Art sehr lieb zu mir. Sie bat den alten Bürgermeister, mich den Tag bei ihnen verbringen zu lassen, was er - nicht ohne Anspielung auf unseren kleinen Kampf - gern genehmigte.

Weil ich schon seit Wochen vergeblich darauf wartete, etwas von meiner Mutter zu hören, war ich wieder sehr elend und hatte das Bedürfnis, selbst nach ihr zu suchen. Und da ich mich von Marie hatte trennen müssen, von der ich soviel liebevolle Zuwendung erfahren hatte, wuchs in mir das Verlangen nach Liebe und Zärtlichkeit.

Als ich nach dem Mittagessen mit Suzanne das Familienalbum durchblättert, während die Erwachsenen sich im Eßzimmer unterhielten, umarmte ich das Mädchen in einem Anflug von Gefühligkeit und küßte sie, wie ich täglich Marie geküßt hatte.

Suzanne wurde glühend rot im Gesicht und statt mich zu umarmen oder mir den Kuß zu erwidern, wie es Marie getan hatte, wehrte sie ab: "Aber Denis!"

Ich war enttäuscht und verlegen. Am liebsten wäre ich in diesem Augenblick davongelaufen. Es war schließlich Suzanne, die wieder das Wort ergriff: "Hast du schon oft Mädchen so geküßt, wie mich jetzt, Denis?"

"Ich habe Marie so geküßt! Jeden Tag und jede Nacht," erwiderte ich vorwurfsvoll.

Suzanne starrte mich ungläubig an: "Und hast du auch schon mit Marie geschlafen?"

"Immer habe ich mit ihr geschlafen!" sagte ich.

Sicherlich glaubte Suzanne, es müsse sich um ein Mißverständnis handeln, denn sie fragte weiter: "Wie alt war Marie?"

Ich mußte kurz überlegen und sagte dann: "Sie hat mir einmal gesagt, daß sie drei oder vier Jahre älter ist als ich. Ein andermal, daß sie fast siebzehn ist."

Die braunen Augen von Suzanne wurden noch größer! Sie mußte eine ganze Weile nachdenken, bevor sie zögernd mit der nächsten Frage kam:

"Habt ihr euch auch nackt geliebt?"

Da ich nicht verstand, was sie mit dieser Frage meinte, erwiderte ich: "Wir haben uns nachts immer nackt geliebt und morgens und abends auch nackt gebadet!"

Suzanne stieß ein Schrei aus, den ich gar nicht beschreiben kann. Es lag darin Empörung, Scham, Entrüstung und alles zugleich.

Auch flimmerten zuckend ihre Augen einen Augenblick, bevor sie sie senkte.

Wegen des Aufschreis erschien ihre dicke Mutter in der Tür des Salons: "Was ist mit euch beiden los? Hat er dich wieder gebissen?"

Suzanne schüttelte nur verneinend den Kopf, ohne zu ihrer Mutter aufzuschauen. Diese konnte daher erraten, daß das glühende Gesicht ihrer Tochter Schamröte war. Sie kam ihr zu Hilfe mit den Worten: "Laß dich doch nicht außer Fassung bringen, Suzanne! Du weißt, daß er aus der Stadt kommt und daß die Jungs dort anders als auf dem Land erzogen werden. Ich glaube, es wird ihm mehr gefallen bei uns, wenn du ihn ein bißchen in unserem Anwesen herumführst. Nicht wahr, Denis?"

Dieser Vorschlag kam mir recht gelegen, da Suzanne mich mit ihrer Verlegenheit angesteckt hatte. Wir kamen jedoch nicht mehr so recht in Stimmung. Ob bei den Fohlen, den Kälbern oder anderswo, immer blickte mich Suzanne nur verstohlen von der Seite an. Wenn sie mir etwas erklärte, vermied sie es, mir in die Augen zu schauen.

Enttäuscht kehrte ich ins Haus des Bürgermeisters zurück. Suzanne begleitete mich zwar, kam jedoch nicht mit herein, sondern reichte mir nur verlegen die Hand vor dem Tor und lief wieder zurück.

12. Daniele Moger.

Noch am selben Abend überredete ich Madame Penon, Guy und mich am nächsten Tag fischen gehen zu lassen. Unterwegs aber würden wir die Angelruten verstecken und bis "Tilly-sur-Seulles" wandern. Wie ich erfahren hatte, kamen dort mehrere Hauptstraßen von verschiedenen Richtungen zusammen. Vielleicht war ich schon einmal dort vorbeigekommen und konnte mich an etwas erinnern.

Guy hatte Zweifel, trotzdem wollte er mit mir nach Tilly-sur-Seulles gehen. Leider war seine Mutter nur unter der Bedingung einverstanden, daß wir seinen kleinen Bruder Victor mitnähmen.

Früh am nächsten Morgen brachen wir zu dritt auf. Wir versteckten die Angelruten in der Absicht, erst auf dem Rückweg von Tilly-sur-Seulles zu fischen, um nicht mit leeren Händen zurückzukommen. Victor war erst sieben Jahre alt und ermüdete sehr schnell. Er klagte aber schon vor Tilly-sur-Seulles, daß er nicht weitergehen könne. Guy blieb mit ihm zurück, während ich mich in den Kirchen des Städtchens umschaute. Auch ging ich auf jeder der Straßen, die von Tilly-sur-Seulles in die verschiedenen Richtungen führten, weit hinaus. Alles vergeblich – kein mir bekanntes Zeichen, nirgends!

Da es bereits später Nachmittag geworden war, als wir uns wiedertrafen, konnten wir nicht mehr fischen gehen, sondern machten uns auf den Heimweg. Victor fing wieder an zu

weinen, ihm täten die Füße weh – er könne nicht mehr weiter gehen! Nur mit Überredungskunst und Versprechungen brachten wir ihn vorwärts.

Da hörten wir hinter uns den Galopp eines Pferdes, das in Trab und schließlich in Schritt übergang, um neben uns zu halten. Es waren die drei Schwestern Moger, die in ihrem Pferdewagen nachhause fuhren. Die beiden älteren Schwestern waren über sechzehn Jahre alt – dagegen war Daniele erst zwölf. Die älteren Schwestern nahmen Victor zu sich auf den Kutschbock, während ich mich mit Guy zu Daniele nach hinten setzte. Da der zweirädrige Wagens hinten beladen war, kamen wir sehr eng nebeneinander zu sitzen. Ich wußte nicht, warum mich Guy in der Mitte Platz nehmen ließ. Erst später sagte er mir, daß Daniele nicht sein Typ war.

Da die Räder des Wagens mit dickem Gummi überzogen waren, lief der Wagen ganz ruhig auf dem Asphalt. Guy erzählte den älteren Schwestern den Grund unseres Ausflugs nach Tilly-sur-Seulles. Ich stieß ihn in die Seite, er solle es nicht erzählen! Die Schwestern vorne konnten nichts merken – anders jedoch Daniele!

Ich war bisher zu sehr mit meinem erneuten Mißerfolg beschäftigt, als daß ich dem Mädchen mehr als flüchtige Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Jetzt wollte ich mich vergewissern, ob sie von unseren Heimlichkeiten etwas verstanden hatte.

Meine braune Augen begegneten den blaugrünen von Daniele und für eine kurze Weile schauten wir uns gebannt in die Augen. Die Röte, die Danieles Gesicht überzog, ließ auch in mir die Hitze aufsteigen. Nun senkte sie den Blick und wandte sich errötend ab. Fasziniert bewunderte ich ihr schönes Gesicht mit dem langen hellblonden Haar, das gelockt über ihre Schultern herabfiel. Aber da Daniele den Saum ihres Rocks verlegen nach unten zerrte, senkte ich den Kopf. Doch da wir aneinander lehnten, empfand ich eine Glut, wie ich sie noch nie empfunden hatte.

Ich antwortete gern auf die Fragen der beiden älteren Schwestern – und fühlte mich nach langer Zeit wieder glücklich.

Als wir durch Fontenay-le-Pesnel fuhren, seufzte ich beim Gedanken an den bevorstehenden Abschied. Hin und wieder warf Daniele mir einen verstohlenen Blick zu. Ich versuchte mir vorzustellen, wie schön es wäre, sie zu umarmen und küssen wie Marie. Bald danach waren wir an der Hauptstraße angelangt, wo die drei Schwestern nach rechts abbiegen mußten. Nun stand ich auf der Straße und schaute dem Wagen nach, bis er etwa fünfzig Meter weiter in den Hof des Anwesens Moger einbog. Guy war mit Victor vorausgegangen. Als ich ihn wieder einholte, sagte er mir: "Daniele ist eine alberne Gans (Daniele, c'est une toupie)! Sie läßt sich überhaupt von keinem küssen. Bemüh dich nicht. Da du sowieso nicht lange hier bleibst, ist es besser, wenn du was mit Hélène Duval anfängst. Von ihr kannst du alles lernen!" Doch ich wollte von keiner anderen etwas wissen.

Guy schärfte seinem kleinen Bruder ein, seiner Mutter nicht zu verraten, daß wir in Tilly-sur-Seulles waren. Die erste Frage von Madame Penon war: "Na, was habt ihr gefangen, daß ihr so spät heimkommt?" Da plapperte schon Victor: "Wir waren gar nicht beim Fischen, sondern in Tilly-sur-Seules!"

In meinem Beisein verschwieg Guy seiner Mutter den Grund, warum wir in Tilly-sur-Seulles waren. Nachts erzählte er ihr aber alles.

So nahm mich Madame Penon am nächsten Morgen beiseite und verbot mir, mit Guy und Victor wieder von Fontenay-le-Pesnel fortzugehen.

13. Grand-mère Duval.

Ich war von Guy enttäuscht. Er seinerseits versuchte mich wieder freundlich zu stimmen. Er fragte mich über Marie aus, da er wußte, daß ich gern von ihr sprach. Aber ich hatte Suzanne schon zu viel erzählt und wollte das Erlebte als ein Geschenk für mich behalten.

So sagte ich widerwillig zu Guy, daß mir Marie eine Schwester war und daß ich sie gern gehabt hatte. Eine intime Beziehung zu ihr verneinte ich. Was Guy zu der Frage veranlaßte: "Hast du schon mal eine nackte Frau gesehen außer deiner Mutter?"

Da ich Marie, die Jungfrau war, nicht ins Spiel bringen wollte, antwortete ich mit: "Nein!" Guy sprang sogleich erfreut auf die Füße: "Dann komm' mit! Ich habe gesehen, wie grand-mère Duval Holz sammeln gegangen ist. Hier ist kein Junge, den sie nicht verführt hätte – und sei es nur, daß er zugeschaut hat! Deshalb ist sie das große Ärgernis hier und in allen umliegenden Dörfern! Ihretwegen gibts dauernd Streit! Sie sollte schon längst in eine Heil- und Pflgeanstalt eingeliefert werden, aber die Familie Duval widersetzt sich dem, weil sie noch wie ein Gaul arbeitet und immer alles mögliche für den Haufen Kinder zusammenbettelt. Die Leute schenken ihr etwas, um sie schnell wieder los zu werden. Denn wo sie ankommt, dort laufen die Mütter nach ihren Kindern. Warum, das wirst du gleich sehen!"

Ich hatte wenig Lust, aber die Neugier trieb mich, Guy zu begleiten.

Im Calvados – dem südwestlichen Teil der Normandie – gibt es viele Wiesen, Hecken und Büsche, auch alte Schlösser und Burgen mit großen Parkanlagen. Ideal für ein heimliches Versteck.

Nach einer Wegbiegung blieb Guy stehen: "Da kommt sie!"

Eine rüstige und starke Frau, mit einem Holzbündel beladen, kam uns entgegen. Guy sagte mir noch: "Wenn ich weglaufe, mußt du mit davonlaufen!"

Und als sie bis auf etwa vier Schritte an uns herangekommen war, wandte er sich mit lauter Stimme an sie: "Bonjour, grand-mère Duval. Quelle heure est-il?"

Überrascht blickte die Frau auf und warf ihre schwere Holzlast zu Boden.

Sie erkannte Guy und fing an zu lachen, dann sagte sie zu ihm: "Das ist lieb von dir, Guy, daß du wieder einmal die Zeit bei mir sehen möchtest. Schau her!"

Während sie das sagte, hob sie mit der linken Hand ihre Röcke über den Bauch hinauf und gleichzeitig mit der rechten Hand ihr rechtes Bein: "Siehst du jetzt wie spät es bei mir ist?"

Guy antwortete: "Nein! Ich sehe nichts!"

Grand-mère Duval ließ ihre Röcke fallen, machte kehrt, stemmte die Beine auseinander, bückte sich, warf die Röcke diesmal über die Schulter und fragte: "Siehst du jetzt wie spät bei mir ist?"

Guy ergriff mich am Arm zum Zeichen, daß wir sogleich davontürmen mußten und erwiderte: "Nein!"

Was ich sah, hatte eine solche Aufwallung der Gefühle in mir verursacht, daß ich vor Mitgefühl und Erregung unfähig war davonzulaufen. Wie berauscht sah ich zu, wie grand-mère Duval sich mit einem Ruck aufrichtete, dem Holzbündel am Boden einen starken Knüttel entriß und mit vor Wut verzerrtem Gesicht auf mich zustürmte. Ihr Angriff galt jedoch nicht mir, weil sie schreiend an mir vorbei und hinter Guy herlief: "Warte du *fit de garce*! Dein Urgroßvater, dein Großvater, dein Vater und andere sind über mich gestiegen, euch habe ich alles beigebracht! Und jetzt beleidigst du mich!" Sie schrie ihm noch ein paar Flüche und obszöne Ausdrücke nach, bis sie einsah, daß sie ihn nicht mehr einholen konnte. Als sie zurückkam, konnte ich feststellen, daß sie gar nicht so häßlich war. Und weil ich das Verlangen empfand, etwas Gutes für sie zu tun, um sie umzustimmen, ging ich zum auseinandergefallenen Holzbündel und versuchte es wieder zusammenzubinden.

Sie kam näher und ohne ein Wort zu sagen, ergriff sie mich am rechten Oberarm, richtete mich auf und schaute mich aufmerksam an, während sie den schweren Knüttel immer noch in der Rechten hielt. Da es sehr heiß war, rann ihr der Schweiß vom Gesicht. Schließlich sagte sie: "Ich hab dich noch nie gesehen! Bist du der mutterlose Junge beim Bürgermeister?"

Ich war froh, daß die Alte mit dieser vernünftigen Frage kam.

"Ich bin nicht mutterlos! Ich weiß nur nicht wo meine Mutter jetzt ist."

Statt beim Thema zu bleiben, fragte sie mich ernsthaft: "Hast du gesehen, wie spät es bei mir ist?"

Weil Guys "Nein" sie beleidigt hatte, antwortete ich zögernd: "Ja!"

Grand-mère Duval warf ihren großen Knüttel zum anderen Holz hin, ihr Gesicht erstrahlte vor Freude, und mit einer Zärtlichkeit, die ich ihr nie zugetraut hätte, drückte sie mich an ihre Brust: "Du bist ein lieber Junge," und sie küßte mich mit ihren von Schweiß nassen Lippen. Mein Verlangen nach Liebe und Zärtlichkeit hatte bereits solche Außmaße erreicht, daß ich grand-mère Duval, die nicht mehr voll bei Sinnen war, dankbar für ihre Küsse und Liebkosungen war, so daß auch ich sie mit beiden Armen umschlang, um mich noch fester an ihre Brust zu schmiegen.

Als ob ihr plötzlich etwas eingefallen wäre, spähte sie nach allen Seiten. Am rechten Arm führte sie mich bis zur nächsten Wegbiegung. Weil dort niemand zu sehen war, ging sie mit mir zurück zu einem dichten Busch. Dort ließ sie mich los, um sich einladend auf den Rücken zu legen: "Komm' mach schnell! Es ist schon sehr spät bei mir!"

Wieder wurde ich von einer mir unfaßbaren Gefühlsaufwallung befallen, weil ich es nicht fertigbrachte, nicht hinzuschauen. Gleichzeitig verspürte ich eine Abneigung, sie zu berühren. Ich ermannte mich: "Bitte, grand-mère Duval, sie waren so lieb zu mir, und ich möchte Ihnen helfen das Holz heimtragen."

Sie wurde wieder wütend: "Dazu brauche ich dich nicht! Willst du oder willst du nicht?"

Da ich diesmal stumm den Kopf senkte, schien die alte Frau noch so viel Verstand zu haben, um zu begreifen, daß ich diese Konfrontation nicht bewältigen konnte.

Aufstehend sagte sie: "Du hast jetzt keine Lust. Wenn du später einmal willst, dann komm zu mir und frage mich, wie spät es ist. Hast du mich verstanden?"

"Ja! Dankeschön, grand-mère Duval," antwortete ich geschmeichelt.

Sie eilte zu ihrem abgeworfenen Holz, machte sich wieder ein Bündel davon, hob es quer über die Schultern und ging davon.

Ich war erleichtert und enttäuscht zugleich.

Nach einer Weile hörte ich Guy nach mir rufen. Aber ich antwortete nicht. Schließlich fand er mich zwischen dem Gebüsch und brach in Gelächter aus: "Sie hat dich verführt! Ha-ha-haaa."

Es ist mir noch heute rätselhaft, was in diesem Augenblick in mir vor sich ging – ich sprang ich wütend auf, stürzte mich auf Guy, warf ihn zu Boden und schlug wild auf ihn ein!

Weil er sich heftig zur Wehr setzte, dauerte die tätliche Auseinandersetzung mindestens zehn Minuten, bis sich Guy sich vernehmen ließ: "Hör auf! Hör auf! Ich habe es nicht so gemeint!" Plötzlich tat es mir leid, ihn geschlagen zu haben. Ich ließ von ihm ab und sagte nur: "Wie konntest du diese arme Frau zu so etwas herausfordern?!"

Auch Guy erhob sich. Während ich aus der Oberlippe blutete, kam ihm Blut aus der Nase. Trotzdem sagte er zu mir: "Ich wollte dir nur eine Überraschung bereiten, und konnte nicht voraussehen, daß die Sache so ausgehen würde. Vielleicht hätte ich dir zuvor alles erzählen sollen. Denn was grand-mère Duval betrifft, weiß sie schon jetzt nicht mehr, was geschehen ist!"

Das nahm ich ihm nicht ab: "Wenn sie sich an deinen Urgroßvater erinnert, dann wird sie sich bestimmt auch an den heutigen Vorfall erinnern. So wie sie sich daran erinnert, auch dir gewisse Sachen beigebracht zu haben!"

Guy bestritt es nicht:

"Laß mich erzählen, wie es mit der Familie Duval steht. - Die Duvals waren zur Zeit meines Urgroßvaters eine sehr angesehene Familie. Cathrine Duval war das verwöhnteste und schönste Mädchen als sie zur Schule kam. Ihr Vater verunglückte tödlich auf der Jagd. Trotzdem gebar ihre Mutter immer weitere Kinder, die nach der Geburt starben. Väter dieser Kinder waren Knechte, herumziehende Kaufleute usw. Da Cathrine zusah, wie ihre gestörte Mutter es mit den Männern trieb, tat sie das Gleiche mit den Schuljungen. Auch machten die Knechte keinen Unterschied zwischen Mutter und Tochter, so daß sie schon während ihrer Schulzeit ihr erstes Kind gebar. Schon damals soll sie sich angeeignet haben, auf die Frage: *Wie spät ist es?* mit den Jungs in den Busch zu gehen. Sie wurde eine schöne junge Frau, der die Männer reihum erlagen. Da weder Alter noch Stand für sie einen Unterschied machten, soll sogar mein Urgroßvater mit ihr etwas gehabt haben. Sie hat über Generationen die Männer hier und in den umliegenden Dörfern vergnügt und die Frauen zur Verzweiflung gebracht. Als sie alt wurde, verlegte sie sich darauf, den Jungs die Liebe beizubringen. Aber weil sie kein Blatt vor dem Mund nimmt, wagt keiner der Männer sie in eine Anstalt einzuweisen. Ihre vielen Kinder sind in alle Winde zerstreut. Ein einziger Sohn ist hiergeblieben, der es so macht wie sie. Ihre Enkelin Hélène ist jetzt dreizehn Jahre alt und hat sieben jüngere Geschwister. Hélène ist das schönste von allen Mädchen weit und breit, wie einst ihre Großmutter, und mit allen verbandelt."

Ich empfand nach dieser Schilderung Mitleid für die Alte.

"Könnten wir nicht Holz für sie sammeln und es zu den Duvals tragen? Sie hat nicht gewollt, daß ich ihr tragen helfe."

Guy winkte ab: "Laß dich ja mit ihr nirgends sehen! Daniele ist schon so albern genug, wenn sie dich aber einmal mit der grand-mère Duval sieht oder erfährt, daß du mit ihr gesehen worden bist, wird sie dich nicht mehr anschauen!"

14. Das Geheimnis.

Um Daniele öfter sehen zu können, hatte ich an meinem Tretauto die Verbindungen zu den Pedalen abgebaut, so daß das Auto schneller die abschüssige Straße hinunterfuhr und der Schwung dann noch reichte, um beim Anwesen Moger vorbeizufahren oder dort zu wenden. Ich lenkte, während Guy hinter mir saß – wir waren seit der Rauferei wegen grand-mère Duval wieder gute und sogar bessere Freunde.

Daniele jedoch foppte mich gehörig. Sie kam zum Rempart am Tor, winkte, rief meinen Namen und lächelte. Sobald ich näherkam, um mit ihr zu sprechen, lief sie davon. Blieb ich am Tor stehen, winkte sie mich heran, ging ich in den Hof hinein, warf sie mir einen Handkuß zu und eilte ins Haus. Die enttäuschenden Erfahrungen mit Daniele bestärkten mich in meinem Entschluß, erneut nach meiner Mutter zu suchen. Kekse, Schokolade, Bonbons und Zucker hob ich auf und versteckte sie in einer Holzkiste im Stall.

Als mir Guys Mutter wieder einmal ein paar Kekse geschenkt hatte, brachte ich sie zu meinem Versteck. Ich räumte das Stroh weg, unter dem sich meine Kiste mit dem Essensvorrat befand, hob den Deckel und starrte ungläubig hinein. Seitlich, wo ein dünnes Brett abgespalten war, hatten die Mäuse ein rundes Loch genagt und sich meine Kekse schmecken lassen. – Plötzlich ein Geräusch. Ich horchte auf.

Jemand kam durch die weiter links gelegene Tür in den leeren Kuhstall, der durch eine lose Bretterwand von dem Verschlag abgetrennt war, in dem ich mich befand. Hier war es dunkel,

weil man den Raum erst im Herbst für die Einlagerung der Rüben brauchte. Genauer gesagt: der Stall bestand aus drei Teilen: dem großen Raum für die Kühe, einem mittleren, in dem Heu lag, und dem Verschlag für die Rüben. Durch einen schmale Spalt zwischen den Brettern konnte ich in den mittleren Raum blinzeln.

Es kam Guys Mutter, gefolgt von Adrien, dem jungen Knecht! Sie hatten es eilig, da sie schnell ausschnitten. Ich wagte vor Erregung und Spannung kaum noch zu atmen. Madame Penon legte sich kaum zwei Schritte von mir entfernt aufs Heu nieder. Ich konnte aber nur ihr Profil und, wenn ich mich dicht an den Spalt drückte, ihre Brust bis zur Gürtelhöhe sehen. Adrien konnte ich nicht sehen, begriff aber, daß er etwas mit ihr machte, denn ihr Rocksäum war bis zur Brust hochgeschlagen. Vom Rocksäum wanderte mein Blick zu ihrem Gesicht. Sie war eine schöne Frau Anfang dreißig mit goldbraunem Haar und hellbraunen Augen. Als ich sie betrachtete, sah ich ihr Mienenspiel sich verändern, gleichzeitig hob sich ihre Brust, ihr Mund öffnete sich, während ihre Augenlider flatterten und ihr Kopf sich nach hinten neigte. Dann löste sich ein leiser Laut des Wohlgefallens.

Diese Beobachtung verwirrte mich. Aber ich hatte keine Zeit, einen klaren Kopf zu bekommen. Denn als Guys Mutter sich erheben wollte, drückte der Knecht sie wieder zurück, so daß ich diesmal sein rotes Gesicht zu sehen bekam.

Seine Herrin wehrte sich: "Jetzt nicht, Adrien! Bitte nicht jetzt! Guy wird bald zurück sein und Denis treibt sich auch irgendwo herum. Das Mittagessen und ..."

Da drückte der Knecht seinen Mund auf den ihren und sie wehrte sich nicht mehr!!

Ich konnte zwar nicht mehr als ihre Oberkörper und ihre Bewegungen sehen – die erotische Akustik dieses Ehebruchs jedoch drang in mich ein und brachte meine Gefühle in Aufruhr! Ich war durch dies Geschehen so sehr verwirrt, daß ich sein Ende gar nicht mitbekam. Ich sah noch, wie er sie küßte, dann standen beide schnell auf.

Weil sie links standen, sah ich nichts mehr, hörte jedoch die kurzen Klapps, als Adrien Madame Penon vom Heu säuberte. Dabei sagte er: "Warum bringen Sie Denis nicht in ein Internat? Dann hätten wir einen Spion weniger."

Das entfachte noch mehr meinen Haß gegen den Knecht!

Guys Mutter antwortete: "Er ist ein vermißtes Kind und ich möchte nicht auf das Kindergeld verzichten. Einer mehr oder weniger in seinem Alter fällt nicht ins Gewicht. Auch bekomme ich Kleider für ihn umsonst. Außerdem werden seine Eltern irgendwann gefunden werden, und er entstammt möglicherweise einer wohlhabenden Familie ..."

Und beide entfernten sich.

15. Minette.

Ich kam als letzter zu Tisch – wagte jedoch keinen Blick auf Madame Penon zu werfen, als ob ich ein ungeheuerliches und scheußliches Verbrechen begangen hätte. Ich verspürte keinen Appetit, würgte jedoch das Essen herunter, damit nichts auffiel.

Nach dem Essen flüsterte ich Guy ins Ohr: "Ob inzwischen die Fische am Teich angebissen haben? Wollen wir schauen?"

Ich erzählte ihm kein Wort von dem, was ich gesehen hatte, denn im Stillen hatte ich seine Mutter sehr lieb. Aber ich brannte vor Neugier zu erfahren, was Adrien mit seiner Mutter angestellt hatte, bevor sie miteinander schliefen. So fragte ich ihn unterwegs: "Du Guy, hast du schon zugeschaut, wie sich Mann und Frau lieben? Was tun sie alles dabei? Ich meine, wenn die Frau auf dem Rücken liegt, und der Mann sich noch nicht auf sie gelegt hat?"

"Ach, du meinst 'Minette'!" Und er beschrieb mir, wie der Mann die Frau in den Schoß küßt. Fügte dann noch hinzu: "Hélène taugt dafür nicht, sie ist noch zu jung. Das mußt du bei einem Mädchen lernen, das schon für die Ekstase reif ist, oder bei einer Frau, die noch nicht so alt

ist, wie grand-mère Duval. Du mußt das jetzt schon lernen, sonst wird sich deine Frau, wenn sie davon angetan ist, einen Jungen dafür zulegen. Der Junge wird dann größer; als Mann wird er Forderungen stellen, und eines Tages bist du 'cocu' !"

Guy wurde ganz traurig, als er dies sagte, und da ich nun alles wußte, durfte ich mich nicht verraten. So fragte ich ihn: "Bei welcher Frau hast *du* es denn gelernt?"

"Ach, von den Bourrelieurs, den Zwillingen. Ich war erst zwölf. Unsere Familie war mit Familie Bourrelier sehr befreundet. Da ihre zwei Töchter immer die Sommerferien hier verbringen, aber während der Ernte alle Hände benötigt werden, sollten sie auf mich und Victor aufpassen. Ich bin oft davongelaufen, um mit den andern Jungs zu spielen. Einmal hat uns grand-mère Duval mit Schokolade angelockt und uns alles gezeigt. Da bin ich neugierig geworden und spielte mit einer der Schwestern Doktor. Nachdem ich sie untersucht hatte, schenkte sie mir Schokolade und hat mich überredet, bei ihr Minette zu machen. Das wollte dann die andere auch! Weil du bei jeder Frau dafür etwas bekommst, habe ich nach den Sommerferien auch bei anderen Mädchen weitergemacht. - Wenn du willst, kannst du zuschauen, wie ich's mit Marguerite mache. Du versteckst dich im Schrank der Mansarde im alten Haus. Da ist keine Tür mehr dran, sondern ein alter Vorhang mit vielen Löchern. Weil das Bett in der anderen Ecke liegt, kannst du alles genau beobachten. Maman wird schon bei den Kühen sein, wenn Marguerite mit der Wäsche zurückkommt, so daß uns niemand stören wird. - Willst du?"

"Ja, Guy!"

Ich war so neugierig, daß ich kaum erwarten konnte, bis es soweit war.

16. *Kein Zurück.*

Nachdem Marguerite aus der Mansarde davongelaufen war, um die Wäsche aufzuhängen, und danach auch Guy sich aus dem Staub gemacht hatte, blieb ich noch eine Weile in meinem Schrankversteck sitzen. Ich hatte festgestellt, daß der Schrankboden durch Bretter ersetzt war, die sich leicht herausnehmen ließen. So hatte ich einen gutes Versteck für meinen Marschproviand. Auch fand ich eine große viereckige Dose aus Blech, in der die Kekse vor den Mäusen sicher waren.

Durch meine neuen Erlebnisse ging eine Veränderung in mir vor. Ich empfand keinen Schmerz mehr, wenn ich an Marie dachte, sondern nur Liebe! Ich dachte daran zurück, wie ich nackt neben ihr geschlafen hatte und nackt mit ihr in der Badewanne saß. Die Erkenntnis, daß sie jeden sexuellen Wunsch mir gegenüber unterdrückt hatte, steigerte meine Liebe zu ihr bis zur Verehrung!

Möglicherweise hat auch die Enttäuschung über Daniele zu dieser Entwicklung beigetragen. Daniele winkte mir zu, in die Scheune zu ihr zu kommen. Da sie vorauslief, folgte ich ihr. Ich konnte sie erhaschen, aber sie wollte sich nicht küssen lassen, sondern schrie aus Leibeskräften, als ob ich ihr Gewalt antun wolle. Weil die rückwärtige Tür der Scheune in den Hof des Anwesens führte und ihre Eltern und Geschwister sie schreien hörten, mußte ich schnellstens abhauen. Guy machte mir Vorwürfe, daß ich mich von Daniele zum Narren halten lasse.

Ich begann darüber nachzugrübeln, wie ich Marie wiederfinden könnte. Da sie als Krankenschwesterschülerin im Hospital geholfen hatte, in das ich eingeliefert worden war, kam ich auf die gute Idee, im Hospital nach Marie zu fragen. Damit war mein Entschluß gefaßt, schon am nächsten Morgen aufzubrechen, um Marie zu suchen. Zu Fuß war es aber zu weit. Ich hatte auch nur Verpflegung für wenige Tage. So entschloß ich mich, mit dem Fahrrad von Guy zu fahren. Ich erzählte ihm, daß ich unterwegs meine Tennisschuhe in den

Straßengraben geworfen hatte; er möge mir sein Fahrrad leihen, damit ich sie holen könne – es jedoch seiner Mutter erst sagen, wenn ich zu Mittag nicht zurück sein würde.

Ich war schon über acht Stunden unterwegs und noch immer nicht bei dem Bauernhaus angekommen, vor dem der kleine LKW gehalten hatte. Die Nacht brach herein. Ich lehnte das Fahrrad an einen Strohschober und verbrachte die Nacht "à la belle étoile". Am nächsten Tag war es dann so weit. Alle waren beim Mittagessen, als ich vor dem großen weißen Haus hielt, wo der Lastwagen in den Hof hineingefahren war. Erst am Spätnachmittag erreichte ich eine Hauptstraße. Weil ich nicht wußte, wie ich weiterfahren sollte, fragte ich eine ältere Frau: "In welcher Richtung muß ich fahren, um in die Stadt zu kommen, wo es große Hospitäler gibt und wo viele Flüchtlinge waren?"

Die Frau überlegte eine Weile, dann fragte sie: "Es kommt darauf an, wohin du willst? Willst du nach Caen oder nach Lisieux?"

Da Caen mir nicht weit genug entfernt schien, weil Madame Penon dorthin mit dem Pferdewagen an einem Tag hin und zurück fuhr, fragte ich: "Ist Lisieux eine große Stadt, wo es Hospitäler und Villen gibt?"

Die Frau: "Hospitäler und Villen gibt es in jeder Stadt, mein Junge. Lisieux ist aber keine große Stadt. Die nächste große Stadt ist dann Rouen. Rouen liegt aber so weit weg, daß du mit deinem kleinen Fahrrad nicht hinkommen kannst. Es ist besser du fährst zurück zu deiner Mutter."

Ich war von dieser Auskunft wie betäubt! Schon nahezu zwei Tage war ich mit dem Fahrrad von Guy unterwegs! Und nun liegt die nächste große Stadt so weit weg, daß ich nicht mit dem Rad hinkommen kann. Ich erzählte der Frau meine Situation. Sie überredete mich, ihr in ihr Dorf zu folgen. Da sie mir versprach, mich am nächsten Morgen wieder zurückfahren zu lassen, kam ich mit. Wegen des Fahrrads von Guy sah ich ein, daß ich nicht weiterfahren durfte.

Auf der Rückfahrt versuchte ich die Stelle zu finden, wo ich mein Tennisschuhe in den Straßengraben geworfen hatte. Ich erinnerte mich noch, an welcher Stelle es war, aber suchte vergeblich – die Schuhe waren fort!

Nach vier Tagen erreichte ich Fontenay-le-Pesnel erst in der Nacht wieder. Ich fand das Tor verschlossen und ging in die Scheune der Nachbarn, weil ich mich nicht getraute, Madame Penon zu wecken. Am nächsten Morgen konnte ich die Scheune unbemerkt wieder verlassen. Marguerite machte gerade Feuer im Kamin in der Küche, als ich die Tür öffnete. Erschreckt fuhr sie hoch: "Mon Dieu, Denis! Da bist ja wieder! Man hat drei Tage lang überall nach dir gesucht. Wo bist du gewesen?" und sie umarmte und küßte mich zum ersten Mal!

Aber auch die Küsse von Marguerite konnten mich nicht dazu bewegen ihr zu sagen, wo ich gewesen war. Sie lief die Treppe hinauf, um dem alten Bürgermeister zu berichten, daß ich wieder angekommen sei. Da kam auch schon Guy herunter: "Hast du deine Marie gefunden?" Ich schüttelte nur verneinend meinen Kopf, so daß Guy fortfuhr: "Maman ist ganz böse auf mich, weil ich dir mein Fahrrad geliehen habe. Wir haben dich überall gesucht. Bis Caen und weiter, dann in der andern Richtung: von Tilly-sur-Seulles bis Bayeux. Maman wird auf dich schimpfen. Aber laß sie! Sie wird sich bald beruhigen."

Die Mutter von Guy war tatsächlich ganz böse auf mich! Und weil ich auf alle Fragen schwieg, ergriff sie mich mit beiden Händen am Oberarm und schüttelte mich mit aller Kraft: "Sagst du jetzt, wo du warst!"

Die Großmutter kam mir zuhelfe: "Laß doch endlich von ihm ab, Simonne! So wirst du nie ein Wort herauskriegen!"

Madame Penon verbot mir, nochmals mit dem Fahrrad von Guy zu fahren und alleine das Dorf zu verlassen!

Wegen dieser Schikane faßte ich den Entschluß, wieder Vorräte zu sammeln und endgültig fortzugehen.

17. *Hélène Duval.*

Mein viertägiges Verschwinden rückte mich für einige Tage in den Mittelpunkt des Dorfklatschs. Schon während des Gottesdiensts merkte ich, daß mich viele Leute neugierig anschauten und sich etwas ins Ohr flüsterten. Beim Verlassen der Kirche befanden sich Daniele Moger als auch Hélène Duval mit ihren Geschwistern in meiner Nähe.

Hélène, dreizehn Jahre alt, war gut gewachsen und kräftig. Ihre Figur kam in dem marineblauen Kleid, dem sie entwachsen war, besonders zur Geltung. Da das Kleid eng und viel zu kurz war, erhitzten sich die Gemüter der Frauen schon allein daran! Dazu kam die bezaubernde Schönheit dieses Mädchens, auf die Botticellis Göttinnen neidisch gewesen wären. Und dennoch war sie erst eine Knospe! Allerdings eine faulige Knospe.

Sie trug eine rote Schleife zu ihrem rabenschwarzen Haar, das weit über den Rücken herunterfiel. Die langen Wimpern gaben ihren dunklen Augen einen besonderen Ausdruck. Ihre weiße Haut stach ab von dem blauen Kleid, während ihre Wangen von einer gesunden Röte durchzogen waren und zusammen mit den schön geformten Lippen zum Küssen einluden. Sie trug billige Gummisandalen, keine Strümpfe – ihre jüngeren Geschwister gingen alle barfuß.

Daniele Moger dagegen war sehr elegant gekleidet. Sie trug ein hellbraunes Kleid mit weißem Kragen, dazu hellbraune Halbschuhe, die ihren von weißen Socken gezierten Füßen einen leichten Gang verliehen.

Es war das erste Mal, daß ich Hélène so nahe kam – kaum zwei Schritte! Ich war völlig bezaubert, so schön fand ich sie. Für einen Augenblick vergaß ich, was mir Guy von ihr erzählt hatte. Ja, ich war so fasziniert, daß ich Daniele übersah und Hélène anlächelte, als sie zu mir herübersah.

In diesem Augenblick tauchte Mademoiselle Suzanne neben mir auf. Sie ergriff freundlich meine Hand und begrüßte mich: "Bonjour, Denis. Möchtest du nicht heute wieder zu uns kommen? Ich habe gute Sachen für dich gekauft. Wir nehmen dich gleich in unserem Wagen mit!"

Ich war sehr verlegen. Denn Suzanne kam mir in diesem Augenblick sehr lästig vor:

"Bonjour, Mademoiselle Suzanne. Ich mag heute nicht."

Suzanne ließ sich jedoch nicht abweisen: "Du kommst mit, Denis! Die Mutter von Guy weiß es schon," und sie zog mich fort.

Daniele starrte mit von Haß verzerrter Miene auf Hélène Duval. Die Blicke der anderen Mädchen folgten dem ihren. Hélène schritt mit stolz erhobenem Haupt davon, ein trotziges Lächeln um die Lippen. Ich empfand einen Stich in der Brust, als ich daran dachte, daß ihre Großmutter, jetzt eine halb wahnsinnige Erotomanin, vor fünfzig Jahren auch ein so bezaubernd schönes Mädchen war. Der ausschweifende Lebenswandel von grand-mère Duval und nunmehr auch ihrer Enkelin schien wie eine ansteckende Krankheit auf Alt und Jung zu wirken.

Da Guy am nächsten Vormittag beim Einkaufen ziemlich lange fortblieb, ahnte ich schon, daß er mit Hélène zusammen war. Als er zurückkam, stellte er mich zur Rede: "Es ist höchste Zeit, daß du dich von Daniele, dieser eingebildeten Pute, nicht mehr zum Narren halten läßt! Ich hätte sie schon verprügelt oder ihr den Laufpaß gegeben! Was findest du an ihr so anziehend? Die meisten anderen Mädchen sind viel schöner als sie. Komm mit! Ich habe ein Rendezvous um 4 Uhr mit Hélène. Du bist auch eingeladen."

"Ich habe keine Lust auf Hélène, weil sie sich jedem hingibt."

"Du hast bloß Angst, Daniele könnte es erfahren. Eigentlich sollte sie ja! Die blöde Gans! Aber niemand wird es erfahren. Hélène wartet am Teich. Ich werde dich mit ihr allein lassen. Erst wenn du fertig bist, werde ich sie auch stopfen!"
Ich wollte nicht hingehen. Worauf Guy mich für einen Feigling hielt.

18. Nackte Begierde.

Mademoiselle Suzanne hatte sich seit unserm ersten Zusammensein sehr verändert. Damals nahm sie mir den versuchten Kuß übel und stieß mich von sich. Als wir diesmal im Salon saßen, legte sie mir den Arm über die Schulter und zog mich näher an sich, um mich, während sie im Fotoalbum blätterte, von sich aus zu küssen.

Sie schenkte mir Schokolade, Bonbons, Kekse und ein neue Portemonnaie mit 20 Francs. Sie war Feuer und Flamme: "Denis, sei so lieb und küß mich."

Aber meine Gefühle für sie wurden nicht wieder lebendig. Schließlich wurde sie mißtrauisch: "Sag mal, Denis, hast du etwa schon mit dieser schlampigen Hélène Duval zu tun gehabt?" Sie war ersichtlich erleichtert als ich verneinend den Kopf schüttelte.

"Du darfst dich ja nicht mit der einlassen! So wie sie dich nach der Messe angelächelt hat, hat sie es jetzt auf dich abgesehen! Versprichst du mir, daß du das schlampige Luder nicht berühren wirst? Versprich es mir!"

Ich war betroffen und verlegen zugleich. Trotzdem versprach ich Suzanne alles.

Doch da ich mich bei ihr langweilte, wollte ich bald wieder weggehen. Vergeblich versuchte sie mich zu überreden, bis zum Abendessen zu bleiben. Sie begleitete mich zurück, meine Hand in der ihren haltend, diesmal nicht als Gefangenen.

In der Küche der Penons, die auch Wohnzimmer und Speisezimmer war, fanden wir niemanden vor. Deshalb verabschiedete sich Suzanne von mir und ging zurück.

Ich wollte zum alten Haus, um unter dem Schrankboden auf der Mansarde meine Taschen zu leeren, als eben Guys Großmutter mit dem Mostkrug aus dem Keller zurückkam – sie zapfte gerne vom Most, der zur Destillierung von Calvados gelagert wurde. (Obwohl sie das nicht durfte.)

Ich fragte sie: "Grand-mère, wissen Sie, wo Guy ist?"

Sie antwortete: "Er besucht seine Tante mit Victor und grand-père. Und seine Mutter nimmt gerade ein Bad."

Die Guys Mutter badete oft Samstagabend oder Sonntagnachmittag im alten Haus, wo im Kamin das Wasser gewärmt wurde. Da ich sie dort nicht stören wollte, machte ich die angelehnte Tür zur Steintreppe leise auf und schob sie hinter mir wieder leise zu. Die Tür zur Küche war geschlossen, wobei der Schlüssel von innen im Schlüsselloch steckte. Ich hörte auch das Wasser plätschern hinter der Tür.

Leise stieg ich die Treppe hinauf. Ebenso leise ging ich durch den Raum über der Küche zur Mansarde, damit ich unbemerkt zu meinen Vorräten käme. Das Portmonnaie mit den 20 Francs behielt ich in der Tasche. Nachdem ich die Bodenbretter in den Schrank zurückgelegt hatte, ging ich wieder leise zur Treppe hin, hielt jedoch inne, weil in diesem Augenblick die Küchentür geöffnet und wieder zugemacht wurde. Ich hörte Madame Penon sagen: "Sperr auch die Außentür zu, Denis könnte zurückkommen."

Ich stand für einen Augenblick ratlos da! Wer könnte wohl zusammen mit Guys Mutter drunten sein? Adrien, der Knecht, war schon vor dem Gottesdienst zu seiner Familie ins benachbarte Dorf gegangen und wurde vor der Melkzeit nicht zurück erwartet. Marguerite hatte uns bereits am Samstag verlassen und würde erst am Montag wiederkommen.

Ich hatte keine Zeit, weitere Überlegungen anzustellen, weil ich Schritte auf der Treppe hörte! In meiner Not schlich ich zurück in die Mansarde, um mich im Schrank hinter dem löchrigen

Vorhang zu verstecken. Ich bekam ein wildes Herzklopfen vor Erregung, als die Stimmen näher zum Mansardenzimmer kamen. Noch wilder schlug mein Herz, als ich Madame Penon voran und den Knecht hinter ihr – beide splitternackt! – zum Bett hingehen sah. Beide müssen in der Küche zusammen gebadet haben, weil sie ihre Kleider in der Hand trugen. Sie warfen sie auf das Gerippe des einzigen Stuhls. Dann breitete Guys Mutter ihr Hemd auf das unbezogene Bett, auf dem Guy Marguerite geküßt hatte.

Madame Penon war trotz ihrer beiden Kinder schlank geblieben. Sie hatte einen vollen Busen und kräftige Hüften. Statt sich jedoch wie Marguerite hinzulegen, rückte ihr Adrien den Stuhl zurecht, so daß sie ihren rechten Fuß daraufstellen konnte. Ich bekam ihr Burgtor nur für einen Augenblick zu sehen, bevor Adrien bei ihr zu schlecken anfang.

Mehrfach seufzte sie sich auf, bevor der Knecht über sie kam – jedoch nicht wie im Kuhstall, sondern er nahm ihre Beine vorn über seine Schultern ...

Im Schrank war es furchtbar heiß zu dieser Zeit. Der Schweiß perlte von meiner Stirn und lief von den Achselhöhlen aus nach unten. Auch waren meine Nerven vom Zuschauen so gereizt, daß mir alles wehtat. Trotzdem starrte ich wie hypnotisiert auf die Szene vor mir und lauschte dem Stöhnen der Liebenden. Endlich bäumte sich Guys Mutter ein letztes Mal auf und streckte schließlich die Beine aus. Der Knecht wischte sich den Schweiß ab, schlüpfte in sein Hemd und seine Hose. Die Frau lag völlig erschöpft auf dem Rücken: "Mir ist schwindlig. Geh hinunter, Adrien, und hol zwei Eimer frisches Wasser in die Küche."

Als er sich entfernt hatte, wischte sie sich mit dem Ärmel des Hemdes ab. Nach einer Weile stand sie auf, warf sich das Kleid über, raffte das schmutzige Hemd vom Bett und entfernte sich.

Ich blieb zusammengekauert auf dem Boden des Schranks sitzen und wartete regungslos. Schließlich ging ich bis zur Tür an der Steintreppe – wagte jedoch nicht die Treppe hinunterzugehen, solange Madame Penon noch in der Küche war, um nicht mit ihr zusammenzutreffen. Ich mußte mindestens eine Viertelstunde warten, bis sie wieder aus der Küche kam und zum großen Haus hinüberging. Ich wagte immer noch nicht hinunterzugehen, denn wenn sie mich nun plötzlich den Hof überqueren sähe, könnte sie argwöhnisch werden. Meine Vorsicht aber wurde mir zum Verhängnis. Die Großmutter von Guy erzählte ihrer Tochter, daß vor längerer Zeit schon Suzanne mit mir angekommen war, und daß ich allein zum alten Haus hinübergegangen wäre.

Ich war gerade dabei, über den Hof zum Tor zu laufen, als Madame Penon an der Vordertür erschien: "Denis, komm mal her!"

Ich war so überrumpelt, daß ich statt davonzulaufen stehen blieb. Guys Mutter kam auf mich zu und sagte, weniger scharf als zuvor: "Komm zu mir her, Denis!"

Mit gesenktem Kopf blieb ich stehn, bis sie mich am Arm faßte. Ich leistete jedoch passiven Widerstand, so daß sie in freundlichem Tonfall sagte: "Ich werde dir nichts tun. Ich will nur mit dir allein sprechen, damit uns Grand-mère nicht hört. Geh voraus zu meinem Zimmer, ich komme gleich."

Ich brauchte nicht lang zu warten, da kam sie schon herauf. Als sie mich in ihr Schlafzimmer führte, legte sie mir liebevoll den Arm über die Schulter. Drinnen setzte sie sich auf einen Stuhl und zog ihren Rock über die Knie hinauf, um mich stehend zwischen ihre Beine nehmen zu können. Mit einer Hand hinter meinem Rücken zog sie mich dicht an sich, mit der andern hob sie mein Kinn, um mir in die Augen schauen zu können: "Sag mir, wo du dich versteckt gehalten hast."

Da ich keine Antwort gab, wurden ihre Fragen eindringlicher, denn sie erkannte an meinem Verhalten, daß ich zugeschaut haben mußte: "Du hast dich irgendwo im alten Haus versteckt

gehalten. Stimmt das? Sag es mir doch, Denis!" Sie drückte mich zärtlich an ihre Brust und küßte mich. "Seit wann hast du zugeschaut? Hast du jemand etwas davon erzählt?" Ich blieb weiterhin stumm, nickte jedoch erstmals verneinend. Worauf sie gleich mit Gewißheit sagte: "Du bist ein lieber Junge, Denis! Du hast also zugeschaut! Du warst sicher im alten Schrank versteckt! Du warst schon im Schrank, bevor wir hinaufgingen, nicht wahr?" Weil ich noch mehr errötete und schwieg, wußte sie, daß sie richtig geraten hatte: "Du wirst auch weiterhin keinem Menschen etwas davon verraten, versprichst du es mir?" Diesmal nickte ich bejahend. Das gab den Ausschlag! Welche Überlegung sie nun anstellte – ob sie hoffte, ich werde vor Guy und den anderen dann weiterhin schweigen – weiß ich nicht. Jedenfalls knöpfte sie ihre Bluse auf und drückte meinen Kopf gegen ihre vollen Brüste, so daß mir fast die Luft ausging. Dann stand sie auf, sperrte die Tür zweimal zu, kam zurück, löste ihren Rock, zog ihn aus und drückte mich immer tiefer – ohne mich zu fragen, ob ich das mochte oder nicht – immer tiefer von der Brust hinunter ...

19. Überlistet.

Ich erwachte, als Madame Penon mich morgens im Bett umdrehte, liebevoll küßte und mir ins Ohr flüsterte: "Steh auf, nimm deine Sonntagssachen mit und komm nach unten. Du wirst mit mir nach Caen fahren. Mach schnell!"

Wir tranken noch in Eile eine Tasse Kaffee und bestiegen den neuen zweirädrigen Wagen, den Adrien schon angespannt hatte – und bald lag Fontenay-le-Pesnel hinter uns.

Guys Mutter hatte es anscheinend sehr eilig, denn sie hielt das Pferd pausenlos im Trab oder außerhalb der Ortschaften sogar im Galopp. Nur die harten Hufschläge auf dem Asphalt der Hauptstraße waren zu hören, sonst lief die "carriole", der zweirädrige Planwagen, auf den mit Gummi überzogenen Bändern und den Blattfedern sehr ruhig. Madame Penon sprach unterwegs kein Wort. Ich war sehr damit beschäftigt, links und rechts der Hauptstraße die Landschaft in mich aufzunehmen. Von Fontenay-le-Pesnel bis Caen sind es nur etwa fünfzehn Kilometer, so daß wir schon früh am Morgen in Caen ankamen. Das Pferd konnte auf dem Weg durch die Stadt in leichtem Gang verschnaufen. Da ich nicht wußte, was sie hier wollte, war mir auch das recht, weil ich viel zu sehen bekam. Nachdem wir die Stadt durchquert hatten, stieg die Straße ziemlich steil an. Nun kam ein Platz, den wir überquerten, dann hielt die carriole vor einer Mauer an, worin schwere Eisenringe angebracht waren. An einem dieser Ringe befestigte Madame Penon das Pferd, dann hieß sie mich absteigen und mitkommen.

Nach wenigen Schritten kamen wir zu einem großen Tor. Guys Mutter führte mich in das Pförtnerhaus. Sie sprach kurz mit dem Pförtner, der uns hineinließ. Rechts durch eine lange Vorhalle gelangten wir zu einem Wartezimmer, neben dem sich das Büro einer kleinen, dicken Nonne befand. Es war die Oberin - ma Soeur la Supérieure Ranchard – und zu ihr ging Madame Penon, während ich allein im Wartezimmer zurückbleiben mußte.

Während ich dort wartete, beschlich mich ein böses Vorgefühl. Aber da meine Werktagskleidung in Fontenay-le-Pesnel zurückgeblieben war, schöpfte ich noch keinen Verdacht. Schließlich kamen Madame Penon mit zwei Nonnen (ma Soeur la Supérieure Ranchard und ma Soeur La Rochelle) zu mir. Madame Penon sagte mir kurz: "Du wirst hier in Saint Louis zur Schule gehen, Denis. Der Vater von Guy wird bald aus der Kriegsgefangenschaft zurückkommen und Guy wird wieder sein Bett brauchen. Also lerne gut und auf Wiedersehen."

Sie küßte mich flüchtig auf die Wange und entfernte sich eilends.

Wie erschlagen stand ich da und schaute ihr nach. Die Gedanken überstürzten sich: Guy, Daniele, Suzanne und alle anderen! Ohne Abschied – ohne ein Wort – fort! Überlistet!

Ich mußte mich anstrengen, um nicht in Tränen auszubrechen. Gleichzeitig empörte sich in mir alles gegen die Gemeinheit der Erwachsenen. Ich hörte kaum, was mir die Oberin erzählte. Dann nahm mich ma Soeur La Rochelle an der Hand und führte mich mit sich zum Trakt der Jungen.

20. Saint Louis.

"Saint Louis" ist auf einer Erhöhung nördlich von Caen gelegen. Ursprünglich hieß das Kloster *Abbaye aux dames de la Trinité*. Georges Clemenceau ließ auf dem Gelände ein Internat mit fünf dreistöckigen Bauten errichten. Im linken Bau waren die Jungs und jungen Männer – Jungs von sechs bis vierzehn Jahren; Berufschüler, Lehrlinge und Arbeiter von vierzehn bis einundzwanzig Jahren; und Männer im Arbeitsalter, die in Saint Louis arbeiteten. Links vom Männertrakt befand sich die Gärtnerei und rechts die Spielplätze für Jungs von sechs bis vierzehn. Weiter rechts der Bau für Mädchen und Frauen sowie der Kleinkinder und Kinder bis zu sechs Jahren (Pouponnière). Dieses Gebäude war mit den weiteren drei Bauten verbunden, wo Greise und Kranke untergebracht waren.

Nördlich des Männertrakts befand sich die Knaben- und die Mädchenschule. Dahinter lag ein langer Park mit Gärten links und rechts bis zum Zivilhospital am nördlichsten Ende. Das alles war von einer etwa fünf Meter hohen Mauer umgeben.

Südlich vom "Place Saint-Étienne" befand sich der Haupteingang, dessen großes Tor rund um die Uhr von einem Portier bewacht wurde. Am Ende des Parks gab es einen Durchgang zum Zivilhospital – zwischen 1940 bis 1945 war dieser Durchgang verschlossen, weil die Deutschen das Gebäude für sich in Anspruch genommen hatten. An der nordöstlichen Ecke schließlich befand sich die Zentralheizung mit einem Fabrikschornstein, wo Wärme für Saint Louis und das Zivilhospital produziert wurde. Auch das Heizwerk war an der Straßenseite und Parkseite von Mauern umgeben.

Vom Place Saint-Étienne westlich der hohen Mauer führte die Straße nach Hérouville.

Hérouville ist ein großes Kloster mit Landwirtschaft und großen Gärten sowie einem Pilgerberg mit Grotte. Auch dieses Kloster wurde von den *Dames de la Trinité* geführt.

Saint Louis war nicht nur Internat, sondern auch Waisenhaus und Erziehungsheim! Von hier zu entkommen war sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich.

Ma Soeur La Rochelle war die resolute aller Schwestern in Saint Louis: etwa vierzig Jahre alt und sehr stark. Es machte ihr nichts aus, sechsjährige Jungs oder erwachsene Männer zu ohrfeigen. Sicherlich war sie aus diesem Grund die Oberin des Aufsichtspersonals und der Lehrkräfte sowie der Arbeitskräfte im Männertrakt – d.h. sie regierte alles Männliche von den Schuljungen bis zu den Greisen. Sie schlief auch im Männerbau mit den zwei weiteren weiblichen Mitgliedern des Aufsichtspersonals: Mademoiselle Claudine [Denise] und Mademoiselle Marie-Louise. Die Wäscherei, die die Hälfte des Parterres beanspruchte, hatte einen getrennten Zugang.

Ma Soeur La Rochelle führte mich zum Jungentrakt, der aus der nördlichen Hälfte des Parterres, dem nördlichen Treppenhaus und dem großen und mittleren Schlafsaal im 3. Stock bestand. Dort übergab sie mich Mademoiselle Claudine, die mich zum Umkleiden in den 3. Stock hinaufführte. Dort mußte ich mich nackt ausziehen. Alles, was ich anhatte, wurde verpackt und in ein Fach mit meinem Namensschild untergebracht. Nackt spazierte ich dann in einen Nebenraum, wo ich die einheitlichen Klamotten der Jungs von Saint Louis bekam. Oberhemd, kurze Hose, Socken und Schuhe gingen noch, aber der schwarze Kittel, der hinten auf dem Rücken zugeknöpft wurde (wie bei den Mädchen) gefiel mir gar nicht. Doch ich war so niedergeschlagen, daß ich alles mit mir geschehen ließ.

Mademoiselle Claudine führte mich wieder ins Parterre, wo mir die Haare vom Kopf geschoren werden sollten. Schon als ich durch das Spielzimmer geführt wurde, hatte ich bemerkt, daß die Jungen – mit drei Ausnahmen – mit geschorenem Kopf ("la boule tondu") herumliefen!

Als nun Monsieur Marcel mit der Haarschneidemaschine kam, um mir das Haar vom Kopf zu scheren, brach in mir die Rebellion aus! Ich weigerte mich, mich auf den Stuhl niederzusetzen. Sogleich wurden alle Kräfte gegen mich aufgeboten: Ma Soeur La Rochelle, Monsieur Marcel, Mademoiselle Claudine und Mademoiselle Marie-Louise sowie der etwas geistesschwache Monsieur Gaston, ein stark schielender Putzer und Mädchen für alles – fünf Erwachsene mußten buchstäblich mit mir raufen! Ich gebrauchte alle Waffen, bis ich schließlich überwältigt wurde. Man drückte mich auf den Boden nieder und schor mir alle Haare vom Kopf.

Als Strafe sollte ich in der Ecke niederknien und den Schoß meines Kittels über den Kopf ziehen! (Man nannte das "bonnez".) Ich dachte aber gar nicht daran niederzuknien, sondern sprang durch das offene Fenster - und lief davon! Monsieur Marcel und Monsieur Gaston sprangen mir durch das Fenster nach. Ich lief sehr schnell, so daß ich noch vor Monsieur Marcel das Pfortnerhaus erreichte und, weil gerade ein Wagen hinausfuhr, durch das Tor entweichen konnte. Erst auf dem Place Saint-Étienne fing man mich wieder ein. Aber ich schrie so laut, daß sich die Leute auf dem Platz gegen Monsieur Marcel, den Pfortner und Monsieur Gaston empörten.

Zu dritt mußten sie mich vom Place Saint-Étienne ins Internat zurücktragen. Doch auch jetzt war mit *bonnez* bei mir nichts zu machen! Und auch nichts mit *hinknien*! Ich leistete gegen alles Widerstand! Weigerte mich auch, die Hände hinzuhalten, um mit einer Gerte Schläge zu empfangen. Da schlugen Monsieur Marcel und Mademoiselle Marie-Louise einfach blind darauf los. Ich fing ihnen jedoch die Gerten ab und zerbrach sie!

Da ich nicht ständig festgehalten werden konnte, wurde ich in ein "cachot" gesperrt, eine Arrestzelle für Erwachsene oder Heranwachsende. Zur Strafe auf Brot und Wasser gesetzt, weigerte ich mich, etwas davon anzurühren. Aus dem *cachot* holte mich der alte Abt von Saint Louis - "Monsieur l'Abbé" - kurz nach dem Mittagessen wieder heraus.

Da ich schon so viel Wirbel gemacht hatte und mir mit Strafen nicht beizukommen war, schickte man mich zu den anderen Jungen in den Hof, wo ich mich nicht am Spiel beteiligte, sondern allein an einer Hecke stehenblieb.

21. *Le têtù.*

Schon vom ersten Tag an wurde ich in Saint Louis "le têtù" (der Dickkopf) genannt. Das jedoch nicht lange, weil ich jeden, der mich so nannte, gleich verprügelte. Da das Aufsichtspersonal bei mir mit Strafen nicht ankam – ich weigerte mich entschieden, meinen Kittel über den Kopf zu ziehen – , wurde er mir mit Gewalt übergezogen. Doch sobald ich losgelassen wurde, riß ich ihn herunter. Weder im Speise- noch im Spielsaal kniete ich mich in die Ecke; wurde ich hingeschleppt, blieb ich liegen oder sitzen, wo man mich fallengelassen hatte. Das alles flößte meinen Mitschülern Respekt vor mir ein. Es gab nur sechs Jungs in meinem Alter, alle andere waren jünger. Das Gros bildeten die Sieben- bis Zehnjährigen. Auch gehörten nur ich, Antoine Marceau und die beiden Brüder Drouin zum festen Stamm der internen Schuljungen, während alle anderen Vollwaisen waren und nach einer gewissen Zeit zu Pflegeeltern kamen. Sie wurden durch Neue ersetzt, weshalb unter uns immer andere Gesichter zu sehen waren.

Nur Bernard Drouin war stärker als ich, aber nicht klar im Kopf. Wenn es zu einer Kraftprobe kam, zog er den Kürzeren. In diesem Fall mischte sich sein älterer Bruder ein, André, der eine Memme war und grundlos in Klagen ausbrach.

Antoine Marceau und mich verband bald eine dicke Freundschaft. Weil ich im Sport der Beste war, mußte sich Monsieur Marcel damit abfinden, mich die Gegenseite bilden zu lassen oder beim Jägerball mit mir das Los zu ziehen.

Jägerball wurde so gespielt: Monsieur Marcel und ich zogen das Los – wer verlor, mußte als Jäger beginnen. Der Jäger bekommt einen gewöhnlichen Tennisball, mit dem er die Hasen zu jagen hat. Er darf mit dem Ball nur drei Schritte tun und ihn nach einem Hasen werfen. Wird der Hase getroffen, wird auch er Jäger und so auch jeder danach getroffene Hase. Die Jäger können den Ball auch einem anderen Jäger, der günstiger steht, zuwerfen. Doch die Hasen haben das Recht, den Ball mit den Händen abzufangen und ihn gegen einen Jäger zu werfen – wenn einer den kräftig geworfenen Ball auf die Beine, den Hintern oder den Kopf bekommt, so tut das weh – oder den Ball von sich fort zu schleudern, damit die Jäger nachlaufen müssen. Hatte Monsieur Marcel als Jäger begonnen, so blieb am Schluß ich allein als Hase übrig, so daß alle nach mir jagten. Beim Jägerball konnte ich mich an Monsieur Marcel für die abgeschorenen Haare rächen! Zwar warf er den Ball mit aller Kraft nach mir. Aber ich war so geschmeidig, daß ich jedem Wurf ausweichen konnte. Den Ball zu fangen wäre Torheit gewesen, da die Hände noch nach Stunden von dem harten Aufprall schmerzten. Dagegen fing ich die Bälle der kleineren Jäger leicht auf und schleuderte den Ball gegen Monsieur Marcel! Nachdem ich ihn einige Male am Kopf getroffen hatte, zog er es vor, sich von mir fernzuhalten.

An Monsieur Gaston rächte ich mich dadurch, daß ich ihm sonntags, wenn er spät nachts zurückkam, Brennesseln ins Bett tat. Monsieur Gaston schrie und schimpfte, daß alles wach wurde und ma Soeur La Rochelle ihn abkanzelte!

Les Messieurs Marcel und Gaston und les Mesdemoiselles Claudine und Marie-Louise kannten nur die Erziehung mit der Rute, weil sie als Waisen selbst so aufgewachsen waren. Claudine war eine alte Jungfer von vierzig, während Marie-Louise und Marcel noch jung waren und sich vor unseren Augen ungeniert balgten. Die Lehrerinnen an der Schule – es gab nur Lehrerinnen – gehörten nicht zum Personal von Saint Louis. Trotzdem besaßen die Nonnen die Aufsicht über sie.

22. Die Schule.

Nun kam der Tag des Schulbeginns [September 1940] nach den in Frankreich sehr langen Sommerferien. Alle Mädchen und auch die Jungs von sechs bis acht Jahren hatten ihre Klassenräume auf dem 1. Stock der Schule, die getrennt von den anderen Bauten lag. Die Jungs von acht bis vierzehn Jahren wurden zusammen in einem Schulraum im Parterre unterrichtet. Unsere Lehrerin war Madame Blanche, kurz "Madame" genannt. Madame Blanche unterrichtete in fünf Klassen (Cours Élémentaire première et deuxième année, Cours Moyen première et deuxième année und Cours Supérieur), die in zwei Gruppen zusammengefaßt waren: für jede der fünf Klassen gab es eine lange Bank mit Schreibpult, wobei an der hintersten Bank mit dem jüngsten Schüler der "Cours Élémentaire première année" begann, es folgte dann "Cours Élémentaire deuxième année" – für diese beiden Klassen gab es extra eine Tafel ganz links, während rechts der Ausgang zum Vorraum und Hof war. Mit einem Abstand von gut zwei Metern folgte die Bank für den Cours Moyen première année; auf der dann folgenden vordersten Bank waren Cours Moyen deuxième année und Cours Supérieur zusammengefaßt. Links und rechts standen große Tafeln und in

der Mitte ganz vorne das Pult der Lehrerin. Der Höchststand der Schuljungen in Saint Louis war vierzig – die Mädchen waren etwas weniger.

Am ersten Schultag wurde ich Madame Blanche vorgestellt. Ma Soeur La Rochelle setzte sie ins Bild, was für ein völlig hoffnungsloser Fall ich war. "Madame", Mitte fünfzig, mittelgroß, schwarzhaarig und mollig, ließ die ihr bekannten Jungen an ihren alten Plätze gehen, um sich dann der neu Hinzugekommenen anzunehmen. Da ich von diesen der Älteste war, fragte sie mich als ersten: "Wo sind Sie bisher zur Schule gegangen und in welcher Klasse, Plésis?"

In der Turbulenz meiner Ankunft in Saint Louis oder vielleicht schon bei meiner Registrierung in Fontenay-le-Pesnel war ein Buchstabe meines Namens verlorengegangen, der jetzt nicht mehr Plessis, sondern Plésis geschrieben wurde. In Fontenay-le-Pesnel hatte ich den Namen gesagt, ohne ihn zu buchstabieren, während ich in Saint Louis nicht mehr danach gefragt worden war.

Nun wollte die Lehrerin also wissen, wo und in welcher Klasse ich zur Schule gegangen war. Da ich das selber nicht wußte, mich aber vor den anderen Jungen nicht blamieren durfte, antwortete ich mit keiner Silbe! Obwahl Madame Blanche gewarnt war, verlor sie die Geduld: "Wie lange soll ich noch auf eine Antwort warten? Hören Sie mich überhaupt? Sind Sie taub oder gar stumm? Gleich mit dem Gesicht zur Wand und 'bonnez'!"

Sie ergriff mich wütend am Arm und drehte mich zur Wand hin, während alles schon kicherte. Ich machte aber keine halbe Drehnung zur Wand hin, sondern eine volle Wendung, so daß ich ihr wieder von Gesicht zu Gesicht gegenüberstand. Weil jetzt schon alle in Gelächter ausbrachen, wurde sie rasend! Sie lief zum Schreibpult und ergriff ein großes Vierkantlineal, mit dem sie sich auf mich stürzte. Das Lineal war rot und sie trug einen weißen Kittel.

Ich nahm vor dem roten Lineal Reißaus und lief um die zwei Bankreihen der jüngeren Schüler herum. Da sie nicht so schnell wie ich laufen konnte und niemand sich traute mich anzuhalten, mußte sie die Jagd aufgeben und sich mit den anderen beschäftigen – während ich mich ganz hinten auf den letzten Platz setzte.

Kaum hatte Madame alle Schüler eingegliedert, als sie wieder zu einem ungestümen Angriff mit dem roten Lineal auf mich ansetzte. Und wieder türmte ich davon.

"Wollen Sie stehen bleiben! Ich sage es Ihnen zum letzten Mal, Plésis! Bleiben Sie stehen!" Schließlich wurde sie dieses Katz-und-Maus-Spiels überdrüssig. Sie verließ den Schulraum durch die zweite Tür zum Vorraum des Treppenhauses.

Marceau warnte mich: "Besser, du haust jetzt ab, weil sie mit Verstärkung zurückkommen wird. Zu dritt könnten sie dich fangen - und wenn "Blanchette" (Rapunzel) wütend ist, schlägt sie auch auf den Kopf und wohin sie gerade trifft."

Dagegen ich: "Ihr braucht nur die Beine zu heben, wenn ich unter den Bänken durchkrieche, dann werden sie mich nicht kriegen."

Die Lehrerin der Jungs bis acht Jahre war fast so dick wie Suzannes Mutter in Fontenay-le-Pesnel; dagegen war die Lehrerin der Mädchen jünger und schlanker als Madame – eine freundliche Brünette. Da die Dicke nicht fürs Laufen war, stellte sie sich zu den Türen, während Madame Blanche und die Brünette auf je einer Seite der Schulbank gegen mich vorrückten. Die Brünette hatte kein Lineal, so schlüpfte ich von unter der Bank zu ihr hinüber und bevor sie mich fangen konnte, war ich schon unter der nächsten. Als ich auf der anderen Seite auftauchte und zu ihr hinschaute, brach sie in Lachen aus, und mit ihr alle Jungs – auch ich lachte mit, denn sie war eine hübsche und charmante Frau.

Blanchette ließ sich so etwas jedoch nicht gefallen! Sie befahl für alle "bonnez"! Dann dirigierte sie die "Dicke" zur Vorderbank, damit ich dort nicht durchschlüpfen könne. Ich war

schon fast durch, als zwei mollige Waden vor mir auftauchten – und in diese molligen Waden zwickte ich ganz stark mit den Fingernägeln!

Die Dicke stieß einen Schrei aus, der im ersten Augenblick sogar mich erschreckte, deshalb stürzte ich an ihr vorbei zur Tür und durch den Gang die Treppen hinauf zu den Mädchen, da die Außentür verschlossen war. Die Mädchen hatten den Schrei der Dicken gehört und hörten uns die Treppe hinaufstürmen. Die Tür ihres Raums war offen, so daß ich nur hineinlaufen mußte. Die Mädchen stießen Laute der Überraschung aus, manche von ihnen lachten, die anderen starrten mich nur stumm an, so daß ich ungestört zum vorderen Fenster gelangen konnte.

Von den drei Lehrerinnen erreichte Brünette zuerst der Raum der Mädchen. Sie rief mir zu: "Nein! Nicht springen! Sie brechen sich das Bein..."

Doch zum flachen Dach der Mädchentoilette war vom Fenster aus nur ein kleiner Sprung. Am Toilettendach konnte ich mich mit den Händen anklammern und dann den Rest abspringen, so daß ich schon am Boden angelangt war, als Brünette das Fenster erreichte und mir nachrief: "Bleib doch hier! Wir werden dir nichts antun! Ich verspreche es! Lauf nicht weg. Ich werde gleich runterkommen."

Ich sah, wie sie sich vom Fenster entfernte, war aber doch mißtrauisch, weil ich hinter ihr die beiden anderen Lehrerinnen gesehen hatte. Ich hielt vorsichtshalber einen großen Abstand zur Schule.

Brünette kam tatsächlich allein auf den Hof der Schule: "Sei jetzt doch ein braver Junge und komm zu mir her. Du hast das Spiel gewonnen und Madame Blanche wird dich nicht mehr schlagen."

"Ich lasse mich von keiner Frau mehr überlisten," erwiderte ich, "ich werde nicht zurück in die Schule gehen, bevor sie es mir nicht selber verspricht."

Sicher stand Madame hinter der offenen Tür und horchte zu, weil sie in diesem Augenblick hervortrat und mir versprach: "Wenn du jetzt wieder in die Schule zurückkehrst, werde ich dich nicht bestrafen und auch nicht schlagen."

Da sie aber noch das große rote Vierkantlineal in der Hand hielt, fragte ich sie: "Und warum halten Sie das Lineal in der Hand?"

Sie übergab das Lineal der Brünetten: "Ich hab es nur bei mir gehabt. Und wenn du brav bist, werde ich dich nie damit schlagen. Also komm jetzt in die Schule zurück."

Ich war auch damit nicht einverstanden: "Ich will gar nicht brav sein! Und ich will auch gar nichts lernen!"

Die Lehrerinnen schauten sich einen Augenblick verdutzt an, dann war es wieder Brünette, die in Lachen ausbrach, um mich schließlich zu fragen: "Aber was willst du die ganze Zeit in der Schule tun? Du wirst dich doch langweilen! Ein so großer Junge wie du muß Aufgaben bewältigen. Das tun auch alle anderen. Warum willst du es nicht?"

"Ich werde erst lernen, wenn man mich zu meiner Mutter gehen läßt," ließ ich mich vernehmen.

Die Lehrerinnen besprechen erst die Sache unter sich, dann sagte mir Blanchette: "Also gut, Plésis, du kannst dich auf die hintere Bank setzen, wo du dich zuerst hingesezt hast. Ich werde dir alles geben, wie jedem anderen. Du mußt aber wenigstens versuchen etwas zu lernen. Mit der Zeit wird es dir leichter fallen. Nun, geh jetzt wieder hinein."

Und sie machten mir die Tür frei, damit ich an ihnen vorbei in die Schule gehen konnte.

23. Madame Richard.

Blanchette hielt ihr Wort. Sie hat mich weder geschlagen noch mich mit Schularbeiten belästigt, ich konnte die Diktate mitmachen oder nicht, so war es mit allem. Und da ich mich

langweilte, schrieb ich außer den Diktaten noch alles Mögliche in die Hefte und zeichnete mein Zeichenheft voll mit kleinen Mäusen oder nackten Figuren.

Es sah grotesk aus – ich war dreizehn oder vierzehn Jahre alt und saß als letzter hinter den Kleinen.

In der dritten Woche nach Schulbeginn kam Madame [Marthe] Richard die Schule besuchen. Von ihrem Besuch hatte niemand etwas gewußt. Ich hatte keine Ahnung, daß sie eine einflußreiche Persönlichkeit war, die dafür kämpfte, die Bordelle in Frankreich abzuschaffen. Später erfuhr ich, daß sie es in der Hand hatte, begabte Schüler zu fördern und Studienplätze für sie zu besorgen.

Ich kritzelte gerade eine Maus vor einem Loch, als an der Tür geklopft wurde. Wir erblickten eine elegante Dame mit kostbarem Pelzmantel, die zu uns hereintrat. Sie begrüßte Madame Blanche, die sichtlich nervös wurde, dann wechselten die beiden einige Worte, die wir nicht verstehen konnten. Anschließend ging Madame Richard voraus zu André Drouin, der als erster ganz vorne saß. Sie schaute seine Hefte durch und ließ sich von Blanchette Einzelheiten berichten. Während sie von einem Schüler zum nächsten ging, breitete sich ein wunderbarer Duft im Raum aus, der mich an Marie und Madame Plessis denken ließ. Dieser Duft wiegte mich in süße Träume. Ich stellte mir vor, wie wunderbar es wäre, an ihre Brust gedrückt und von ihren roten Lippen geküßt zu werden ...

Ich verlor mich so sehr in meiner Phantasie (ob sie wohl Minette gerne hätte?), daß ich ganz meine Hefte vergaß bzw. ihnen keine Bedeutung beimaß, da die wunderbare Dame doch noch zu keinem von uns ein böses Wort gesagt hatte. Ich erwartete, sie würde mich zum Lernen ermuntern, und bekam Herzklopfen, als sie näherkam. Als sie die Hefte des kleinen Jungen neben mir durchsah und mit dem Rücken halb zu mir stand, fuhr ich mit der Hand sanft über ihren Pelzmantel.

Bevor Madame Richard sich über mich beugte, flüsterte ihr Blanchette etwas zu. Da griffen auch schon ihre feinen Hände nach meinen Heften – sie nahm alle in die Hand und blätterte sie durch. Sicher gefielen ihr meine Mäuse, weil ich deutlich einen Laut der Überraschung von ihr vernehmen konnte. Im nächsten Augenblick aber flogen meine Hefte auf das Pult und zwei Hände packten mich von hinten an den Ohren: "Schäm' dich, du kleiner 'baudet' (Esel)! Nächstens werde ich eine Eselsmütze (bonnet d'âne) für dich mitbringen... A-a-a-a-ahh!!"

Es gibt nichts schlimmeres als eine Frau, die einen an den Ohren hat. Als ob sie eine köstliche Befriedigung dabei erfahren würde! So stemmte sich auch Madame Richard gegen meinem Rücken, während sie versuchte, mir die Ohren von der Birne zu trennen. In diesem Augenblick erinnerte ich mich, wie ich die dicke Lehrerin fertiggemacht hatte. Madame Richard aber hatte schlanke Beine, deshalb mußte ich unter dem Pelzmantel zu ihren Schenkeln hinauflangen, um überhaupt etwas in die Finger zu bekommen. Da ich auf der niedrigen Bank der Kleinen saß, konnte ich unter den Saum ihres Mantels greifen, vor allem, weil sie breitbeinig stand. Ich zwickte so fest ich nur konnte und ließ trotz ihres Aufschreis nicht locker. Sie aber konnte sich losreißen - und schon stürzte sich Blanchette auf mich!

Schnell ließ ich mich unters Pult gleiten und tauchte auf der anderen Seite wieder auf.

Madame Richard blieb hinter meinem Sitzplatz stehen und schaute mich mit großen Augen fassungslos an, während Blanchette im Eilschritt das rote Vierkantlineal holen ging.

Als sie mit ihrem roten Ungetüm ankam, tauchte ich unter die nächste Schulbank. Madame Richard jedoch blies die Jagd ab, indem sie Madame Blanche fragte: "Halt! Sie wollen ihn doch nicht mit diesem kantigen Lineal schlagen?" Sie, die mir fast die Ohren vom Kopf gerissen hätte!

Blanchette blieb stehen und wußte nicht, was sie antworten sollte, so daß Madame Richard zu ihr ging und sie bat, ihr in die Vorhalle zu folgen. Inzwischen waren auch die beiden

Lehrerinnen von oben zu uns geeilt. Das weibliche Quartett entfernte sich. Ich kehrte an meinen Platz zurück. Nun wollten Marceau und die Großen wissen, was ich mit ihr gemacht hatte. Ich schloß meine Finger zur Zange: "Hab sie unten gezwickt!"

Da grinsten und kicherten alle vergnügt.

Da aber kamen die Damen schon wieder zurück, und ich sprang auf die Füße.

Madame Richard winkte mir beruhigend zu: "Bleib sitzen, wo du bist. Wir werden dir nichts antun. Ich will nur noch ein bißchen mit dir sprechen. Kannst du dich noch an deine Mutter erinnern?"

Ich nickte bejahend mit dem Kopf und Madame Richard fragte mich weiter: "Wenn du mir sagen kannst, wo du vor dem Krieg gewohnt hast und wie deine Mutter heißt, dann werde ich sie bald finden. Sag doch etwas! Du bist schon so groß und mußt doch wissen, wie deine Mutter heißt! Wie kommt es, daß du das nicht weißt? Sage es mir doch! Ich will dir ja nur helfen deine Mutter wiederzufinden," und sie strich mir über den geschorenen Kopf!

Das erinnerte mich wieder daran, wie ich überwältigt wurde und wie erbarmungslos man mir am Boden die Haare abgeschoren hatte. Obwohl ich für einen Augenblick innerlich weich geworden war, machte mich diese Erinnerung erneut rebellisch! Außerdem wußte ich sowieso keine Antwort auf ihre Fragen, also schwieg ich! Meine psychische Verfassung war aber so angeschlagen, daß mir ihr Zureden beinahe die Tränen in die Augen trieb.

Weil ich aber nur mit gesenktem Kopfe dasaß, ließ Madame Richard enttäuscht von mir ab: "Wir werden deine Mutter schon finden! Du mußt aber jetzt in der Schule gut lernen wie jeder andere hier. Denn was wird deine Mutter sagen, wenn sie erfährt, was für ein schlechter Schüler du hier warst? Schau dir die anderen Jungen an! Wieviele von ihnen haben gar keine Mutter oder erinnern sich überhaupt nicht daran, je eine Mutter gehabt zu haben. Du kannst ein guter Schüler werden. Ich werde wiederkommen um mich zu erkundigen, ob du brav und fleißig geworden bist."

Nachdem Madame Richard gegangen war, stellte mich Blanchette ganz rechts an die zweite Schulbank von hinten, so daß ich im Cours Élémentaire deuxième année" war.

24. Die Versöhnung.

Aber noch war ich nicht von meiner Widerspenstigkeit geheilt. Wenn Blanchette die Schüler der zwei ersten Schulbänke unterrichtete und uns beim Schreiben auf die Tafel den Rücken zugekehrt hatte, schoß ich mit meinem flachen Lineal als Katapult Kügelchen aus Bastelkitt auf das Hinterteil von Blanchette. Diese Kügelchen schlugen ziemlich hart an. Wenn die Wand getroffen wurde, wurden das Kügelchen flachgedrückt und blieb haften. Auf dem weißen Kittel von Blanchette blieb jedoch nichts haften, weil sie einen ziemlich molligen Hintern hatte. Trotzdem waren die Volltreffer für sie keine Liebkosung, denn ihr Hintern zuckte gewaltig nach vorn und ihre linke Hand zur Einschlagstelle hin. Im selben Augenblick hatte sie sich schon zu uns umgewandt; "Wer war das?"

Sie fragte vergeblich, weil keiner es wagte, mich zu verraten. Nun verprügelte Blanchette mit dem Lineal die beiden ersten Reihen – sie konnte nicht ahnen, daß die starken Geschoße von der dritten Schulbank kommen könnten.

Auf der zweiten Schulbank neben Bernard Drouin saß Corbillard. Er hatte den größten Kopf von allen! Einen Kopf wie ein Kürbis, wobei der abgeschorene Schädel oben breit war und sich nach unten verjüngte. Corbillard hatte verständlicherweise die Schläge auf seinem "ciboulot" gar nicht gern! Er versuchte mit seinen Händen den Dez abzudecken und schrie schon auf, bevor ihn der erste Schlag überhaupt traf. Weil er aber mit seinem unmenschlichen Gebrüll Blanchette zusätzlich reizte, bekam er mehr Schläge als die anderen. Wenn Corbillard verprügelt wurde, hatten wir immer einen tollen Spaß.

Auch Bernard Drouin schrie bei jedem Schlag gewaltig auf, wobei sich sein älterer Bruder immer sehr aufregte. Einmal drohte er mir in der Pause: "Wenn du's noch einmal tust, werde ich es Madame Blanche sagen!"

André (Dédé) Drouin war der beste Schüler. Er konnte mich jedoch nicht leiden, weil er nicht als "Primas" angesehen wurde, sondern ich. Wegen seiner zimperlichen Art hatte ich ihm den Spitznamen "Dédette" gegeben, und das kränkte ihn am meisten! Besonders weil ihn auch die Kleinen so riefen. Er konnte aber gegen sie nichts tun, weil ich sie in Schutz nahm.

Ich drohte zurück: "Dédette! Wenn du Madame Blanche etwas verrätst, kannst du etwas erleben!"

Einige Tage später schoß ich wieder einen Volltreffer! Blanchette zuckte gewaltig auf, ohne sich jedoch umzuwenden. Ich war enttäuscht! Und schoß wieder! Blanchette tat, als ob nichts gewesen sei und schrieb.

Nach der "recreation" kehrten wir vom Spielhof wieder in die Schule zurück. Ich dachte gar nicht mehr an meine Geschoße und war gerade beim Rechnen, als mich plötzlich ein Schlag mit dem Vierkantlineal auf den Kopf traf! Ich mußte noch einen Schlag auf die Schulter hinnehmen, bevor ich mich umwandte und das Lineal beim dritten Schlag abging. Blanchette war außer sich vor Wut: "Willst du jetzt loslassen! Na warte! Die ganze Zeit hast du mich beschossen! Willst du loslassen?!" und sie griff nach einem flachen Lineal auf dem hinteren Pult. Als sie mich damit schlagen wollte, fing ich auch dieses ab! Sie ließ los, und ich schlug sie mit ihrem Lineal auf die Hand. Mit einem Aufschrei verließ sie den Schulraum.

Ich brachte das rote Lineal zurück auf das Pult vom Madame Blanche und setzte mich wieder an meinen Platz. Erstmals herrschte ein betretenes Schweigen im Raum, weil unsere Lehrerin lange ausblieb.

Ich suchte in meinem Fach nach dem Bastelkitt, um ihn wegzuerwerfen – der Kitt war fort! Entweder hatte Blanchette mich bereits in Verdacht gehabt oder einer der Schüler hatte mich verraten. Jedenfalls hatte sie in der Pause in meinem Pult gesucht und war fündig geworden. Endlich ging die Tür wieder auf, doch es war nicht Madame Blanche, sondern die Lehrerin der Mädchen – Brünette! Sie kam direkt auf mich zu und nahm mich am Oberarm: "Komm mit hinaus, Plésis. Ich möchte einen Augenblick mit dir allein sprechen."

Ich folgte ihr schuldbewußt, denn wenn man freundlich mit mir sprach, war ich entwaффnet. Sie führte mich in den Schulhof. Brünette fragte mich aus, und da ich sie sehr mochte, erzählte ich ihr alles. Brünette legte mir den Arm auf die Schulter und sagte: "Durch deine dummen Streiche hast du auch die anderen Jungs beeinflusst! Du mußt dich jetzt bei deiner Lehrerin entschuldigen und ihr versprechen, von nun an ein braver und guter Schüler zu sein. Versprichst du mir das? Dann werde ich dich zu ihr führen."

In der Hoffnung, sie würde mich noch gegen ihre Brust drücken, versuchte ich Zeit zu gewinnen: "Wenn sie bloß nicht mit dem großen Lineal allen auf den Kopf schlagen würde. Madame Richard hat doch gesagt, daß die meisten sich nicht an ihre Mutter erinnern und nicht wissen, was die Liebe einer Mutter ist. Statt Liebe bekommen sie Schläge! Madame schlägt sie mit dem Lineal; ma Soeur La Rochelle verteilt Ohrfeigen; Monsieur Marcel schlägt mit der Hand und der Gerte, und am schlimmsten ist Mademoiselle Marie-Louise! Zuerst balgt sie sich vor uns mit Monsieur Marcel, der sie an den Haaren zieht und pufft. Dann bestraft sie die Schüler mit 'bonne' und schlägt wahllos auf die Köpfe. Und nachdem sie sich abreagiert hat, läßt sie sich von Monsieur Marcel..."

Brünette ermunterte mich, indem sie mich ein bißchen an ihre Seite drückte: "Was macht sie mit Monsieur Marcel? Du kannst es mir schon sagen – ich werde dich nicht verraten."

Auf diese Zusicherung hin sagte ich: "Während ma Soeur La Rochelle mit den anderen Schwestern bei der Abendandacht ist, läßt Mademoisell Marie-Louise sich von Monsieur Marcel stopfen..."

"Ach!" unterbrach mich Brünette und ließ ihre Hand von mir fallen, während sie etwas Abstand nahm und mich aus ihren braunen Augen ungläubig anschaute. Weil mich das enttäuschte, senkte ich den Kopf, so daß sie mich wieder am Arm nahm und mich forschend fragte: "Woher weißt du das?"

"Alle wissen es! Und ich hab auch mit meinem Freund durch das Schlüsselloch zugeschaut. Auch dabei malträtiert er sie, und sie hängt trotzdem an ihm. Das ist anders als bei anderen," ergänzte ich.

"Woher weißt du darüber Bescheid?" fragte sie.

Ich erzählte ihr die Geschichte mit Madame Penon. Und da ich sah, wie sich ihr Gesicht mit Röte überzog und ihre Hand sich fester um meinen Arm schloß, bat ich sie: "Sie werden aber niemand etwas davon erzählen, nicht wahr?"

Diesmal drückte mich die nette Lehrerin an sich und strich mir liebevoll über den nackten Kopf: "Nein! Ich werde es niemand erzählen. Aber auch du darfst so etwas keinem weitererzählen. Schlimm genug, daß du das alles schon erlebt hast. Und bitte versprich mir, daß du nicht mehr durchs Schlüsselloch schauen wirst."

Nachdem ich es versprochen hatte, verlangte sie noch von mir, auch die anderen Jungs davon abzuhalten. Ich bekam daraufhin zwar nicht den ersehnten Kuß, doch drückte mein Gesicht an ihre Brust, als sie mir sagte: "Ich wußte, daß du ein lieber Junge bist. Jetzt mußt du aber auch zu Madame Blanche lieb sein. Ich glaube, sie wird dann auch keinen mehr mit dem roten Lineal schlagen. Da wird viel von dir abhängen! Du mußt dich jetzt bei ihr entschuldigen. – Wenn einmal etwas ist, was dich bedrückt, dann kannst du immer zu mir kommen." Damit führte sie mich zurück in die Schule.

Blanchette wartete mit der Dicken auf uns. Sie war sprachlos, als ich mich bei ihr entschuldigte und ihr versprach, von nun an ein guter Schüler zu werden. Und ich meinte das ehrlich, um so mehr da ich sah, daß sie geweint hatte. Sie brauchte eine Weile, um mir zu sagen: "Dann ist alles wieder gut. Geh jetzt zurück an deinen Platz."

Es dauerte noch eine Weile, bis auch sie in die Schule kam. Sie benahm sich, als ob nichts geschehen wäre. Und trotzdem war seit diesem Tag alles anders in der Schule! Sie griff nie wieder nach dem roten Lineal, um damit auf die Köpfe zu schlagen. Während ich als ungekrönter "Primas" allen einschärfte, Blanchette nicht mehr zu ärgern.

25. Eine Entdeckung.

Donnerstag war in Frankreich schulfrei – dafür hatten wir drei und danach zwei volle Schultage in der Woche mit Vormittags- und Nachmittagsunterricht. Am Donnerstag gab es Religionsunterricht in einem Saal des Jungentrakts, danach konnten wir spielen. Meistens spielten wir auf dem Rasen neben den Schulspielplätzen.

Eines Tages verlegten deutsche Soldaten dort ein Kabel zum Zivilhospital, das von ihnen besetzt war. Wir mußten deshalb in den Park gehen, um zu spielen. Denn die Schwestern waren sehr patriotisch! Und wir sangen einen Marsch, der für die Deutschen wenig schmeichelhaft war:

"On a jamais vu celà, Hitler en pyjama,
Mussolini, Mussolini en chemise de nuit.
Le Général Franco, sa canne et son chapeau,
Demande à Chamberlain de lui prêter son petit pepin.
On a jamais vu celà, Hitler en chocolat,

Mussolini, Mussolini en macaroni."

("Nie hat man sowas noch gesehn: Hitler im Schlafanzug,

Mussolini Mussolini im Nachtgewand.

Der General Franco, mit Spazierstock und Hut,

bittet Chamberlain, ihm seinen Knirps zu leihen.

Nie hat man sowas noch gesehn: Hitler in Schokolade,

Mussolini Mussolini in Makkaroni.")

Diesen Marsch sangen wir, während wir zum Park marschierten, und die deutschen Soldaten horchten oben auf der Westmauer zu. Hitler und Mussolini mußten sie wohl verstanden haben, denn sonst hätten sie nicht die Ohren gespitzt und zu uns hergeschaut, ohne weiterzuarbeiten. Hätten sie aber den Text verstanden, dann wäre es sicherlich um Monsieur Marcel geschehen gewesen! Denn später, als an dieser Stelle das Kabel durchgeschnitten wurde, haben die Deutschen am nächsten Morgen drei Männer als Geisel gefangengenommen und hingerichtet.

Wir spielten wieder Jägerball. Ich wurde wieder als letzter von allen gejagt. Monsieur Marcel schleuderte wieder mit aller Kraft den Tennisball nach mir. Da er aber zu hoch geworfen hatte und der Ball über den hohen Zaun zum Pumpwerk sauste, mußte ich über den Zaun klettern und den Ball holen. Das Pumpwerk befand sich auf einer kleinen Anhöhe an der Ostmauer vor dem großen Garten. Als ich dort hinauflief, sah ich, daß die Mauer wegen der Erhöhung hinter dem Pumpwerk nur etwa 1 ½ Meter hoch war! Dicht an der Ecke des Gartens - auf der Außenseite der Mauer - stand ein Telefonmast, der nur etwa zwei Meter über die Mauer hinaufragte, die auf der anderen Seite mindestens fünf Meter hoch war.

Ich erkannte sofort die Fluchtmöglichkeit!

26. Die Flucht.

In der Schule war Friede. Blanchette hatte sogar so viel Vertrauen zu mir gewonnen, daß sie mir übertrug, die "Maréchal-Pétain-Kekse" an die Schüler auszuteilen. Wegen der Lebensmittelrationierung wurden jeden Tag gratis Kekse an alle Schulkinder vergeben. Vorher, als Blanchette die Kekse verteilte, hatten wir uns in ihrer Abwesenheit immer die Taschen vollgestopft, so daß die Kleinen weniger bekamen. Weil ich jetzt die Kekse verteilte, wagte es keiner, sich heimlich die Taschen zu füllen. Jeder bekam die Kekse, die ihm zustanden und war damit zufrieden. Das führte dazu, daß die Kleinen, wenn sie sich beschwerten wollten, immer zu mir kamen. Oder auch, wenn sie etwas zerbrochen, verloren oder wenn sie ihren Kittel zerrissen hatten. Konnte ich es ersetzen, so tat ich es – wenn nicht, ging ich zu Mademoiselle Claudine und sagte, ich hätte beim Spielen den Kittel eines anderen zerrissen oder etwas kaputt gemacht.

Mademoiselle Claudine war eine Frau, bei der sich Monsieur Marcel keine Übergriffe erlauben durfte. Im Gegensatz zu Mademoiselle Marie-Louise war sie eine alte Jungfer – ohne jede intime Beziehung! Sie war sehr religiös, lehrte den Katechismus und überwachte die Schulaufgaben sowie alles, was auswendig zu lernen war. Zwar nahm ich ihr übel, daß sie mich festgehalten hatte, als mir die Haare geschoren wurden. Aber auf ihre Art machte sie das wieder gut. So konnte ich zu ihr gehen und meine Mitschüler vor Monsieur Marcel und Mademoiselle Marie-Louise schützen. Ihrerseits holte sie mich, um ihr morgens zu helfen, die Betten der Kleinen zu machen oder die Schuhe zu bürsten und in der Kammer einzuordnen. Wie das übrige Aufsichtspersonal war Mademoiselle Claudine als Vollwaise in Saint Louis aufgewachsen und erfuhr eine Kindheit ohne Mutterliebe. Die Liebe schien sie überhaupt nie berührt zu haben. Deshalb konnte man auch keine von ihr erwarten.

Seit ich den Telefonmast an der östlichen Mauerseite gesehen hatte, half ich Mademoiselle Claudine auch in der Kleiderkammer. Dort war meine Zivilkleidung untergebracht, und ich prägte mir das betreffende Fach ein – und welcher Schlüssel zu welcher Tür gehörte. In der Tracht von Saint Louis konnte ich unmöglich flüchten, ohne gleich wieder ergriffen zu werden – auch nicht in der Sonntagskleidung, da wir große Matrosenkrägen trugen. Deshalb mußte ich unbedingt meine eigenen Kleider zur Flucht haben! Außerdem gab es noch andere Probleme zu lösen.

Die Deutschen hatten in der Stadt während der Nacht Ausgangssperre verfügt, so daß ich vor fünf Uhr morgens nicht flüchten durfte. Auch mußte ich durch den Schlafsaal der Kleinen bis ans andere Ende gehen, Monsieur Marcel die Schlüssel stehlen und mich in der Kammer neben der seinen umziehen usw. Auch mußte ich mich nochmals vergewissern, daß der Telefonmast nah genug an der Mauer stand, um sich daran herunterlassen zu können. Es war inzwischen Winter geworden und Weihnachten [1940] gerade vorbei, als ich zu meiner ersten nächtlichen Expedition startete. Der Telefonmast war von der Mauer aus gut zu erreichen! Ich kam auch sicher und unbemerkt in mein Bett zurück. Dann fiel aber Schnee! Nun mußte ich mich gedulden, bis es taute.

Inzwischen schien Mademoiselle Marie-Louise völlig den Kopf verloren zu haben! Es gab Eifersuchtsszenen und mehr Schläge und Strafen den je! Kein Laut wurde während und nach dem Essen geduldet! Sogar im Spielsaal mußte sich jeder ruhig verhalten, sonst wurde mit "bonnez" und Schlägen bestraft! So kamen wir überhaupt nicht mehr zum Spiel. Es nützte nichts, daß ich die anderen deckte; sie wurden trotzdem bestraft!

Nachts stand ich auf und zerbrach alle Gerten. Wütend fragte Monsieur Marcel, wer das getan hat? Ich hob die Hand! Nun wollte er mich schlagen. Diesmal leistete ich aber nicht nur passiven Widerstand, sondern wehrte mich mit Händen und Füßen! Gleich liefen Mademoiselle Marie-Louise, Mademoiselle Claudine und Monsieur Gaston herbei, aber ich hatte Monsieur Marcel schon an den Haaren gepackt! Ich riß ihm eine Menge Haare aus, bevor sie mich so verprügelten, daß ich aus Mund und Nase blutete.

Damit ma Soeur La Rochelle mich nicht sieht, trugen sie mich zum Schlafsaal, wo mich Mademoiselle Claudine und Marie-Louise abwuschen und ins Bett brachten ...

Mademoiselle Claudine blieb bei mir und versuchte mich zu beruhigen. Sie wollte wissen, warum ich wie eine wilde Katze Monsieur Marcel angefallen habe? Ich gab jedoch keine Antwort. Dann kamen die anderen Jungs zur Nachtruhe und Mademoiselle Claudine entfernte sich.

Antoine Marceau, mein linker Bettnachbar, ergriff gleich meine Hand: "Du hättest sehen sollen, wie er sich eine Handvoll Haare herausgekämmt hat! Ich habe meinen Kittel zur Seite geschoben und gelugt. Ich werd es meiner Mutter erzählen, wie sie dich geschlagen haben. Du blutest immer noch an der Oberlippe. Ma Soeur La Rochelle hat gefragt, wo du bist. Monsieur Marcel hat ihr gesagt, du hättest Kopfschmerzen und wolltest schlafen gehn. Möchtest du etwas haben?"

"Nein, Antoine, ich werde mich rächen! Du wirst sehen! Wir werden weiterhin alle Gerten kaputmachen!"

Ich wandte mich zu Marchand, meinem rechten Bettnachbarn: "Du, Marchand – hast du noch eine Mutter?"

Marchand schüttelte verneinend mit dem Kopf: "Nein! Ich habe nie etwas von ihr gehört. Ich habe nur eine Pflegemutter gehabt. Aber sie war nicht nett zu mir und hat mich hierher gebracht. Wenn sie deine Mutter finden, wirst du mich dann bei euch wohnen lassen? Ich möchte fort von hier!"

Ich überlegte einen Augenblick und erwiderte: "Ich nehme dich gleich mit! Wenn du mit mir gehen willst, um meine Mutter zu suchen. Willst du?"

Marchand freute sich unbändig: "Ja! Das will ich! Aber wie kommen wir von hier fort?"

"Das werden wir schaffen," versicherte ich. Ich weiß einen Weg! Wir müssen nur nachts von hier unbemerkt fortkommen, dann geht alles gut!"

Marchand widersprach: "Wir werden nie unbemerkt aus Saint Louis fortkommen! Nachts sind alle Tore geschlossen. Auch bei der Zentralheizung!"

"Wir brauchen nicht durch ein Tor oder einen anderen Ausgang gehen. Ich habe eine Stelle gefunden, wo wir über die Mauer können. Schwieriger wird es sein, in der Kleiderkammer deine Sachen zu finden. Oder weißt du, wo sie sind?" fragte ich ihn.

Marchand wußte es nicht. Hier wurde unser Gespräch durch das Nachtgebet unterbrochen. Wie alle anderen, setzte ich mich aufrecht ins Bett und sprach das Gebet. Danach flehte ich zur heiligen Jungfrau Maria, mir bei der Flucht aus Saint Louis zu helfen.

Nun fragte Marchand wieder: "Denis, kannst du nicht auch meinen Freund mitnehmen? Ortis sehnt sich auch nach einer guten Mutter. Dann werden wir alle zusammen sein. Kein 'bonnez' und keine Schläge mehr!"

Ich war einverstanden: "Frag ihn, ob er mitkommen will. Aber er darf kein Wort verlauten lassen!"

Ortis war auch gleich bei der Sache! Nun besprach ich den Plan erstmals auch mit Antoine. Er freute sich aber gar nicht, weil wir uns dann bestimmt nie wiedersehen würden. Doch ich versprach ihm, daß ich, sobald ich meine Mutter gefunden haben werde, wieder Verbindung mit ihm aufnehmen werde und ihn bei seinen Eltern besuchen komme. Obwohl das noch eine Weile dauern würde, weil ich zuerst nach Lisieux und Rouen werde gehen müssen.

Die Abenteuerlust ergriff auch Antoine, so daß er auch mitkommen wollte. Aber er mußte einsehen, daß dies nicht möglich war wegen seiner Eltern. Er wollte die ganze Nacht wach bleiben, um mich beim 4-Uhr-Schlag der Kirchturmglöcke von Saint-Étienne zu wecken. Endlich machte ma Soeur La Rochelle ihren letzten Rundgang durch die Schlafsäle, wobei wir uns schlafend stellten.

Da wir nicht einschlafen konnten, unterhielten wir uns noch leise. Im mittleren Schlafsaal schliefen außer uns noch die Gebrüder Drouin und Corbillard. Von den insgesamt sechzehn Betten waren am anderen Ende des Schlafsaals noch zwei besetzt. Im ersten Bett schlief Monsieur Jacob, der in unserem Saal für Ruhe zu sorgen hatte, aber nie etwas sagte. Dann gab es noch Bonaparte, der beruflich hier war und den wir "Napoleon" nannten – er erzählte uns gern alle Neuigkeiten und manche schmutzigen Geschichten. Durch ihn waren wir über die aktuellen Sperrstunden und die Ereignisse in der Stadt unterrichtet.

Marchand und Ortis schliefen ein. Ich jedoch war vom Freiheitsfieber befallen und blieb wach. Auch Antoine schlief vor Erregung nicht. In der schwachen Nachtbeleuchtung konnte ich sehen, wie er immer zu mir schaute. Jedesmal, wenn die Kirchturmglöcke schlug, zählte er mit. Es war eine lange Nacht, bis endlich die vier schwachen Schläge der Glöcke ihr Echo in vier lauten Schlägen fanden.

Ich stand auf und schlüpfte in meine kurze Hose. Dann verabschiedete ich mich von Antoine: "Du warst mir ein guter Freund, Antoine, auf Wiedersehen."

Antoine begnügte sich nicht mit einem Händedruck, sondern küßte mich: "Du bist mein bester Freund, Denis. Und ich werde meiner Mutter viel von dir erzählen..." Mehr brachte er nicht heraus, weil ihm die Tränen kamen.

Als ich Marchand weckte, schaute er mich benommen an, und ich mußte ihn erst wieder an unsere Flucht erinnern: "Es ist so weit: Zieh deine Hose an. Du wartest hier, bis ich Monsieur

Marcel die Schlüssel abgenommen haben werde. Dann kommst du auch. Ortis soll erst folgen, wenn du bei mir im Gang bist."

Ich schlich in den Schlafsaal der Kleinen, vergewisserte mich, daß Monsieur Gaston im ersten Bett links fest schlief. Dann schlich ich bis zum Bett von Monsieur Marcel am anderen Ende des Schlafsaal rechts. Auch er schlief wie ein Stein, trotz der eingebüßten Haare. Seine Schlüssel lagen auf dem Tisch an der Wand. Leise nahm ich die Schlüssel an mich. Die Tür ins Treppenhaus war nie verschlossen. Ich öffnete sie leise und ließ sie offen für die beiden anderen. Die nächste Tür links führte in die Kleiderkammer. Leise drehte ich den Schlüssel zweimal und betätigte ebenso leise die Klinke. Ich hatte gerade meine eigene Sachen aus dem Fach herausgenommen, als Marchand in der Tür erschien. Bald kam Ortis nach. Ich mußte wieder zurückgehen, um die Tür zum Gang zu schließen, weil Ortis sie offen gelassen hatte. Dann sperrte ich hinter mir die Tür zur Kleiderkammer zu, weil ich das Licht einschalten mußte, damit auch Marchand und Ortis ihre Sachen fänden. Das Fenster war wegen möglicher Luftangriffe verdunkelt.

Ich hatte schon meinen Wintermantel angezogen und meine Baskenmütze aufgesetzt, als Ortis noch nach seinen Sachen suchte. Zum Glück war mein Portmonnaie mit den 20 Francs von Suzanne noch in meiner Hosentasche. Nun trieb ich meine Kameraden zur Eile an. Aber Ortis hatte überhaupt keinen Mantel! Draußen lag Schnee. Er mußte den ersten Mantel, der ihm paßte, mitnehmen. Ich ließ die Schlüssel in der Kleiderkammer – löschte aber das Licht und schloß die Tür hinter uns, weil morgens ma Soeur La Rochelle noch vor der Morgenandacht der Schwestern eine Runde machte.

Wie die Diebe schlichen wir leise die Treppe hinunter, damit ma Soeur La Rochelle nichts hört. Die schwere Tür zum Hof war von innen nicht versperrt.

Es war eine helle Nacht, vor allem auch wegen des Schnees! Zusammen gingen wir hinüber zum Park. Nachdem wir den Zaun überklettert hatten und hinter der Anhöhe zur Mauer gelangten, halfen wir uns zunächst gegenseitig auf die Mauer, dann kletterte ich als erster an dem Masten in die Tiefe hinunter. Es folgte mir Marchand, der mich vor Freude umarmte und küßte. Auch ich fühlte mich übergücklich – wie ein Vogel, der dem Käfig entkommt und frei in die Lüfte fliegen kann.

Ich schaute auf und drängte Ortis: "Los! Komm runter! Wir müssen wegen der Spuren im Schnee schnell von hier wegkommen!"

Ortis traute sich jedoch nicht, sich an dem Telefonmast herunterzulassen, weil die große Höhe ihn schreckte. Ich mußte auf ihn einreden und ihn daran erinnern, daß er geschlagen würde, wenn er nicht herunterkäme: "Laß dich herunterrutschen! Wir werden dich abfangen!"

Jetzt schwang auch er sich auf den Mast und ließ sich langsam heruntergleiten.

Nun standen wir in einer kleinen Gasse. In Richtung Kloster durften wir nicht gehen, so liefen wir an der Zentralheizung vorbei und dann nach rechts hinunter zum Kanal. Wegen der Sperrstunde war nirgends eine Menschenseele zu sehen. Wir gelangten ungesehen zum Kanal. Dort warteten wir, bis ein Fußgänger auftauchen und uns das Ende der Sperrstunde anzeigen würde. Das dauerte endlos lange, bis mir schließlich die Geduld riß und ich zum Marsch zur Stadtmitte ansetzte. Ein deutscher Soldat, der auf einer Brücke Wache stand, war der erste Mensch, dem wir auf unserer Flucht begegneten. Wir fürchteten, er könne uns anhalten, aber da wir nicht über die Brücke gingen, schaute er uns bloß nach – vielleicht glaubte er, wir wären Schulkinder unterwegs zur Schule.

Ich hatte vor, am ersten Tag überall in der Stadt nach Merkmalen zu suchen, die mir hätten bekannt vorkommen können. Erst bei Einbruch der Dämmerung wollte ich von Caen aus in Richtung Lisieux aufbrechen. Aber schon um 9 Uhr war Ortis demoralisiert und bat uns, wieder nach Saint Louis zurückkehren zu dürfen. Marchand war damit nicht einverstanden, so

daß es zwischen den beiden Kameraden zu einem Streit kam, den ich beenden mußte: "Laß ihn gehen, Marchand! Er hat nie eine richtige Mutter gehabt und weiß auch nicht wie schön das freie Leben ist! Er wird jetzt auch keine Schläge bekommen, wenn er von sich aus zurückkehrt und sich ergibt."

Marchand war wütend: "Dann hau ab! Du bist kein richtiger Kamerad! Ich will von dir nichts mehr wissen!" Beschämt schlich Ortis davon. Marchand und ich gingen weiter.

Wir fanden eine kleine Bude, wo eine alte Frau Pfannkuchen buk. Ich kaufte davon und wir konnten uns satt essen. Dabei sagte die Frau: "Pfannkuchen machen stark! Aber ihr sollt deshalb nicht miteinander raufen!" Danach gab sie jedem einen Pfannkuchen gratis.

Als wir weitergingen, fragte ich Marchand, ob die Verletzung an meiner Lippe noch stark zu sehen sei?

Er sagte, daß mein rechtes Auge von Blut unterlaufen und meine Lippe stark angeschwollen sei. Deshalb hielt ich mich abseits von Passanten.

27. Gejagt.

Caen war damals eine kleine Stadt mit etwa 70.000 Einwohnern. Für mich und Marchand immerhin groß genug, um einen Tag lang Straße um Straße zu erkunden. Weil meine Erinnerung nirgendwo einhaken konnte, kehrten wir schließlich zur Stadtmitte zurück, um uns etwas zu essen zu kaufen, bevor wir uns auf den langen Marsch machten – in Richtung Lisieux. Wir befanden uns gerade vor der "Galerie La Fayette", als ein Ruf uns aufschreckte: "Marchand!" Es war Mademoiselle Claudine auf ihrem Fahrrad!

Während Marchand stehenblieb, nahm ich Reißaus! Ich lief zunächst in die "Galerie La Fayette" hinein und durch einen anderen Ausgang wieder hinaus auf die Straße.

Mademoiselle Claudine aber hetzte mit ihrem Geschrei: "Haltet ihn! Haltet ihn!..." die Leute hinter mir her. Mein Pech war, daß sich auch andere Angestellte von Saint Louis an der Suche beteiligten, die ich nicht kannte. So konnte Mademoiselle Claudine den willenlosen Marchand einem unserer Verfolger übergeben und mit ihrem Fahrrad hinter mich herfahren, wobei sie immer schrie: "Denis! Bleib stehen! Fangt ihn!"

Als sie mich auf der Straße überholte und eine ganze Meute hinter mir her war, flüchtete ich wieder in ein großes Geschäft. Es gab einen großen Aufruhr, da niemand wußte, was los war, und ich konnte durch ein Fenster entkommen. Aber schon wieder liefen einige hinter mir her, so daß ich mich in ein Haus retten mußte.

Ich lief die Treppe hoch, um mich irgendwo zu verstecken. Durch das Geschrei waren aber schon alle Leute alarmiert, so daß im Augenblick, als ich eine Tür aufmachen wollte, diese Tür von selbst vor mir aufging und ich mit einer Dame zusammenstieß.

Und weil die Leute unten im Haus: "Au Voleur! Au voleur!" schrien, stürzte sich die Dame auf mich und hielt mich fest: "Ich habe ihn! Ich habe ihn!"

Ich war erschöpft und da ich mich an der Brust einer Frau wiederfand, überfiel mich mein altes Verlangen nach Zärtlichkeit. Ich schmiegte mich noch fester an die unbekannte Dame und sagte: "Ich bin kein Dieb! Ich will nur nicht mehr zurück nach Saint Louis, sondern zu meiner Mutter. Bitte helfen Sie mir doch."

Die Dame, die ihren Griff gelockert hatte, merkte, daß ich mich selbst an ihr festhielt, und schaute mich verwundert an. Sie sah mein zerschundenes Gesicht und fragte: "Wer hat dich geschlagen?"

Das Treppenhaus war bereits voller Leute. Ich hörte auch schon die Stimme von Mademoiselle Claudine, als ich antwortete: "Das Aufsichtspersonal, Messieurs Marcel und Gaston sowie Mesdemoiselles Claudine und Marie-Louise haben mich blutig geschlagen, weil ich die Gerten, mit denen wir immer geschlagen werden, kaputt gemacht habe. Ich bin

mit zwei anderen Jungs davongelaufen. Ich will nie mehr nach Saint Louis zurück! Bitte helfen Sie mir, daß ich wieder zu meiner Mutter komme," und ich hielt sie mit beiden Armen fest umschlungen.

Da ergriff mich Mademoiselle Claudine am Arm und sagte: "Er ist in der Nacht mit zwei anderen, die wir schon haben, aus Saint Louis davongelaufen. Wir haben sie den ganzen Tag gesucht. Ich bin vom Aufsichtspersonal und möchte ihn jetzt wieder zurückführen."

Doch die Dame legte ihren Arm beschützend um mich und fragte Mademoiselle Claudine: "Warum wurde er so geschlagen, daß sein Gesicht noch jetzt ganz wund ist?"

Mademoiselle Claudine erwiderte: Er ist nicht geschlagen worden. Er hat sich mit anderen Jungen gerauft. Bitte, lassen Sie ihn jetzt mit mir gehen."

Ich war fassungslos über diese Lüge, die ich Mademoiselle Claudine nie zugetraut hätte.

Die Dame fragte mich, ob es stimmt, daß ich mich mit anderen gerauft hätte? Ich erwiderte: "Nein! Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt. Unter der Jungen in Saint Louis gibt es keinen, der mich hätte schlagen können."

Mademoiselle Claudine mischte sich wieder ein: "Der lügt! Er hat sich mit anderen geschlagen! Ich muß ihn jetzt mitnehmen, es ist schon spät," und sie versuchte mich am Arm davonzuzerren.

Die Dame widersprach: "Ich lasse ihn nicht allein gehen. Ich habe ihn in meinem Haus festgehalten und werde ihn begleiten. Ich bitte die Unbeteiligten, sich zurückzuziehen."

Mademoiselle Claudine protestierte: "Das geht nicht, Madame. Ich möchte ihn unauffällig zurückführen, sonst wird es wieder großes Aufsehen geben. Sie können mir glauben, daß die Jungen in Saint Louis nicht geschlagen werden."

Jetzt tauchten ein Junge und ein kleineres Mädchen neben mir auf, die mich neugierig anschauten. Da noch immer Leute herumstanden, sagte die Dame zu ihren Kindern, sie sollten zurück in ihr Zimmer gehen. Dann forderte sie Mademoiselle Claudine auf, mich loszulassen, damit sie sich einen Mantel überziehen könne.

Mademoiselle Claudine widersetzte sich hartnäckig, bis die Dame resolut wurde: "Sie befinden sich hier in meinem Haus und ich bitte Sie, hier vor der Tür zu warten – andernfalls verlassen Sie sofort das Haus!"

Nun ließ mich Mademoiselle Claudine los. Die Dame schloß die Tür und fragte mich, wie ich heiße. Nachdem ich ihr meinen Namen genannt hatte, sagte sie: "Ich werde dich nicht allein gehen lassen! Die Frau hätte sich nicht so gesträubt, wenn es nicht wahr wäre, was du mir erzählt hast. Sag, bist du schon oft so geschlagen worden?"

Ich erwiderte: "So stark wie gestern noch nicht."

Worauf die Dame zu ihrem etwa zehnjährigen Sohn sagte: "Geh René, hol eine Tafel Schokolade. Nimm auch eine für dich und Jeanette. Dann werdet ihr brav warten, bis ich wieder zurückkomme."

Ich schämte mich ein bißchen vor den Kindern, weil ich mich so an ihre Mutter angeschmiegt hatte. Während die Dame ihren Mantel überzog und sich einen Hut aufsetzte, bewunderte ich das kleine Mädchen, das vor Überraschung den Zeigefinger im Mund hielt.

Als ich an der Hand der Dame auf die Straße trat, befand sich vor dem Haus eine Ansammlung von Leuten, darunter auch Angestellte von Saint Louis. Sie gesellten sich zu Mademoiselle Claudine, die ihr Fahrrad vor sich herschob. Bald kam auch Monsieur Marcel mit dem Fahrrad angekurvt. Er wechselte einige Worte mit Mademoiselle Claudine und bat danach meine Beschützerin, sie möge mich ihm übergeben. Er würde mich auf seinem Fahrrad zurückfahren – sie möge sich den weiten Weg ersparen.

Die Dame blieb jedoch bei mir: "Lassen Sie das nur meine Sorge sein, Monsieur. Sie gehören sicher auch zum Aufsichtspersonal?"

Er blieb ihr die Antwort schuldig und fragte mich, ob ich nicht lieber auf seinem Fahrrad mitfahren möchte, da ich doch bestimmt müde und hungrig sei. Und obwohl ich verneinend den Kopf schüttelte, ergriff er mich am Arm, um mich zu seinem Fahrrad zu zerren.

Da wurde die Dame wütend: "Lassen Sie den Jungen los! Es ist schon schlimm genug, daß er wieder hinter die Mauern zurück muß. Monsieur Marcel ließ jedoch nicht locker. Er übergab das Fahrrad einem anderen und stellte sich uns in den Weg: "Wenn Sie Zeit und Lust dazu haben, Madame, den Weg bis Saint Louis zu Fuß zu gehen, dann müssen Sie mich schon entschuldigen, weil ich nicht so viel Zeit habe. Auch möchte ich Sie bitten, Rücksicht auf den Jungen zu nehmen, der heute noch nichts gegessen hat und erschöpft ist."

"Wenn Sie immer so besorgt um ihn gewesen wären, wäre er Ihnen nicht davon gelaufen. Und wenn Sie ihn jetzt nicht loslassen und mich weiterhin belästigen, werde ich die Polizei rufen!" drohte sie.

Monsieur Marcel ließ los, denn nichts hätte ihm in diesem Augenblick ungelegener kommen können als die Polizei. Er blieb mit Mademoiselle Claudine zurück, holte uns aber später mit dem Fahrrad wieder ein; Mademoiselle Claudine jedoch radelte schnell voraus! Da mußte selbst meine Beschützerin lächeln.

Obwohl es ein schwerer Schlag für mich war, nach Saint Louis zurückzukehren, freute mich dieses Lächeln. Noch bevor wir die Steigung zum Place Saint-Etienne erreichten, betrat die Dame zusammen mit mir ein Restaurant. Monsieur Marcel kam auch herein, ging jedoch nicht bis zu dem Tisch, wo wir Platz genommen hatten. Er war ziemlich blaß, vielleicht weil er befürchtete, sie könne die Polizei rufen.

In Saint Louis war des Essen nicht schlecht – es war das Übliche. Aber das, was die Dame für mich bestellte, hatte ich seit meiner Genesung in der Villa nicht mehr gegessen. Sie machte mir den Rückweg nach Saint Louis so angenehm wie nur möglich.

Während ich aß, fragte sie mich über das Leben in Saint Louis aus, und ich erzählte ihr gerne alles. Auch was ich noch von meiner Mutter wußte. Worauf sie sagte, wenn sie nicht schon selber Kinder hätte, würde sie mich gern bei sich behalten.

Mademoiselle Claudine kam zurück, bevor ich noch mit den Essen fertig war, und flüsterte Monsieur Marcel, der ein Glas Wein bestellt hatte, etwas ins Ohr. Ich wäre gerne noch länger geblieben, aber es wurde schon Nacht draußen, und wir mußten gehen.

Hand in Hand mit der Dame betrat ich das Pförtnerhaus von Saint Louis. Man wollte sie jedoch nicht einlassen! Der Pförtner erklärte, das Büro von ma Soeur-la-Supérieure sei schon geschlossen und es werde niemand mehr in Saint Louis empfangen. Sie müsse am nächsten Tag wiederkommen, falls sie noch ein Gespräch mit der Oberin wünsche.

Monsieur Marcel, Mademoiselle Claudine und der Pförtner versuchten mich von der Dame loszubekommen. Sie hielt mich jedoch fest: "Ich werde ihn nur der Oberin übergeben! Und wenn das jetzt nicht möglich ist, dann nehme ich ihn wieder mit!"

Der Pförtner ließ uns in einen Nebenraum treten und dort warten, während er die Oberin zu erreichen versuchte. Wir warteten und warteten, so daß die Dame schließlich aufstand und mit mir zurück ins Pförtnerhaus ging. Diesmal hörte sie nicht auf den Pförtner, sondern sagte ihm ihre Meinung, nämlich daß sie absichtlich aufgehalten werde, weil bald die Sperrstunde eintreten werde. Und das war auch der Fall! Deshalb wollte sie mich mitnehmen, um die Sperrstunde nicht zu verpassen. Der Pförtner und Messieurs Marcel und Gaston ließen mich jedoch nicht mitgehen.

Meine Beschützerin sah ein, daß sie gegen den Widerstand aller nichts erreichen konnte; auch warteten ihre Kinder auf sie, und es drohte die Sperrstunde. So verabschiedete sie sich von mir mit dem Versprechen, am nächsten Morgen wiederzukommen. Zu den Anwesenden sagte sie: "Morgen werden wir uns wiedersehen!"

Messieurs Marcel und Gaston ergriffen mich je an einem Arm – und traurigen Herzens sah ich zu, wie sich die Dame entfernte.

Statt mich zum Jungentrakt zu führen, wurde ich in eine Arrestzelle gebracht. Dort drohte mir Monsieur Marcel, daß ich nicht eher herauskommen werde, bevor ich nicht verspreche, der Oberin zu sagen, ich wäre nicht geschlagen worden, sondern hätte mit anderen gerauft und hätte die Dame angelogen, um nicht zurückgebracht zu werden. Als ich schwieg, machte er mir alle möglichen Versprechungen, wenn ich sagen würde, ich hätte die Dame angelogen. Aber ich schwieg stur weiter.

28. Brennende Ohrfeigen.

Noch bevor mich Monsieur Marcel im "cachot" verließ, kam Mademoiselle Marie-Louise herein. Sie versprach mir ein Damespiel und bunte Murmeln, wenn ich sagen werde, ich hätte mit den andern gerauft – ich könne auch sofort mitgehen und werde nicht wegen der Flucht bestraft. Mir war jedoch kein Wort zu entreißen. Beide verließen mich und ich saß allein auf der Holzpritsche im cachot und versuchte, durch den Gedanken an die Dame meine Lage erträglicher zu machen. Nach etwa zwanzig Minuten wurde die Tür wieder geöffnet und Licht gemacht. Monsieur l'Abbé trat ein. Er setzte sich neben mich auf die Pritsche und fragte mich aus. Aber auch bei ihm blieb ich stumm. Nun bemerkte auch er, daß mein rechtes Auge blutunterlaufen und die Lippe geschwollen war. Da die Beleuchtung schwach war, führte er mich aus dem cachot in den hell erleuchteten Gang. Dort schaute er sich mein Gesicht näher an und fragte besorgt: "Wer hat dich so geschlagen, mein Kind?"

Nachdem ich schwieg, drückte er mich sanft gegen seine Brust und strich mir liebevoll über den Kopf. "Du mußt dich mir anvertrauen, Denis. Ich will dir ja helfen. Ich bin gekommen, um dich hier herauszuholen. Sag mir, wer dich geschlagen hat."

Weil ich weiterhin schwieg, nahm er mich am Arm und führte mich zu ma Soeur la Supérieure. Dort war auch ma Soeur La Rochelle. Und da ich weiterhin stumm blieb, wurde Monsieur Marcel herbeigeholt. Er sagte, ich hätte mich mit anderen geschlagen. Als ma Soeur la Rochelle wissen wollte, mit wem ich mich geschlagen hätte, erwiderte Monsieur Marcel, er wisse es nicht – es müsse in der Schule gewesen sein.

Damit war für diesen Tag die Sache abgeschlossen. Ich wurde zum Jungentrakt geführt, umgekleidet und zu meinem Bett geschickt. Mademoiselle Claudine machte mir noch ihrerseits Versprechungen, wenn ich weiterhin schweigen werde. Nachdem sie aber so gelogen hatte, wollte ich von ihr nichts mehr wissen!

Marchand und Ortis lagen schon im Bett. Als Mademoiselle Claudine wieder fort war, erzählte mir Antoine, wie Mademoiselle Marie-Louise, während man in der Stadt nach uns suchte, allen eingeschärft hatte, nicht zu sagen, daß ich geschlagen worden bin. Auch gab's kein "bonne", keine Schläge und keine Strafen – die Kinder konnten spielen wie sie wollten. Die Lehrerinnen waren den ganzen Tag über sehr besorgt und sprachen immer wieder von dem Ereignis. Dabei hat Madame Blanche André Drouin ausgefragt, und er erzählte ihr alles. Als wir am nächsten Morgen zur Schule kamen, wurde ich auch gleich in den Vorraum der Mädchen geholt und sollte den drei Lehrerinnen alles erzählen. Ich wollte aber nichts umsonst preisgeben, weil ich wußte, daß mich Brünette, schon um ihre Neugier zu befriedigen, wieder an ihre Brust drücken würde. So war es auch!

Schon während Blanchette und die Dicke anwesend waren, versuchte Brünette mir die Zunge zu lockern. Schließlich riß ihr der Geduldsfaden: "Ich glaube, er möchte lieber mit mir allein sein."

Als wir allein waren, schmiegte ich mich an ihre Brust – und erzählte.

Während ich über unsere Flucht und die Verfolgungsjagd in der Stadt berichtete, kam ein hübsches Mädchen herunter – Denise Mocanu – und bat zur Toilette gehen zu dürfen. Als ich Schritte hörte, zog ich mich von der Brust der Brünetten zurück – aber sie hatte immer noch den Arm um meine Schulter gelegt, so daß ich mich vor der schönen Denise etwas schämte. Nachdem ich alles erzählt hatte, erhielt ich einen Kuß von der Brünetten – aber so schnell, daß ich es kaum begriff.

Inzwischen hatte Blanchette verschiedene Aufgaben an die Tafel geschrieben. Sie zeigte mir, was zu tun war und verschwand ihrerseits im Vorraum der Mädchen.

Kurz vor der *recreation* kam ma Soeur La Rochelle in unseren Raum und sprach mit Madame Blanche, die entrüstet erwiderte: "Unerhört! Anfangs war er zwar schwierig – aber jetzt bin ich zufrieden mit ihm. Erwachsene dürfen ein Kind nicht so schlagen, auch wenn er etwas angestellt hat! Ich wollte schon die Oberin deshalb aufsuchen, nachdem ich es gestern von Drouin erfahren habe – ahnte aber nicht, daß es so schlimm war."

Ma Soeur La Rochelle wandte sich zu André Drouin und ihre Augen waren dunkel vor Zorn, als sie ihn aufforderte, in den Vorraum hinaus zu kommen.

Gespannt warteten wir, was nun kommen wird. Nach André Drouin wurde Antoine Marceau hinausgerufen. Dann Marchand und schließlich Ortis.

Noch während ma Soeur la Rochelle Ortis vernahm, kam ein Fräulein – Mademoiselle Juliette –, ich möchte sofort zur Oberin kommen! Ma Soeur la Rochelle begleitete mich. Sie sprach unterwegs sehr lieb zu mir – was bei ihr nicht gewöhnlich war. Ich hätte zu ihr kommen sollen, statt davonzulaufen. Wenn ich wieder einmal geschlagen werde, schärfte sie mir ein, müsse ich sofort zu ihr kommen und es ihr sagen!

Meine Beschützerin war mit ihrer kleinen Tochter bei der Oberin. Als ich hinter ma Soeur La Rochelle in das Büro trat, kam die Dame gleich zu mir und küßte mich auf beide Wangen, was mich unbändig freute. Ich sollte nun ma Soeur la Supérieure die Wahrheit sagen, wie ich es ihr gegenüber getan habe. Aber ma Soeur La Rochelle berichtete schon, was sie in der Schule erfahren hatte. Während mich die Oberin an die Hand nahm – eine rundliche kleine Schwester mit einem gütigen Herz –, schickte ma Soeur la Rochelle das Fräulein nach den Messieurs Marcel und Gaston.

Monsieur Marcel trat als erster herein, gefolgt von Monsieur Gaston. Ohne viel Federlesens zu machen, schritt ma Soeur la Rochelle auf Monsieur Marcel zu und: Klatsch! klatsch! klatsch! ...

Die kleine Jeanette, die sich mit einer Hand an der Seite ihrer Mutter festhielt und den Zeigefinger der anderen Hand an ihren Mund hielt, bekam große Augen, und ein Laut der Verblüffung entwich ihrem Mund: "Aaaaah!"

Aber auch ihre Mutter schaute fassungslos zu! Denn was sich da abspielte, war über alle Maße grotesk! Monsieur Marcel, ein erwachsener Mann, um fast einen Kopf größer als ma Soeur La Rochelle, ließ sich wie eine kleiner Bub ohrfeigen. Die Schwester holte zwar nicht weit aus, trotzdem war in jeder Ohrfeige Musik! Puterrot blieb der Abdruck ihrer Hände auf seine Wangen zurück.

Erst nachdem es dreimal links und dreimal rechts eingeschlagen hatte, fragte die resolute Nonne außer sich vor Zorn: "Gedenkt er jetzt noch uns zu belügen?"

Beschämender als die brennenden Ohrfeigen muß für Monsieur Marcel gewesen sein, daß er sie nicht nur in meinem, sondern auch im Beisein der Dame einstecken mußte. Kein Zweifel, die Schwester wollte damit nicht nur der Dame Genugtuung erweisen, sondern sie auch überzeugen, daß in Saint Louis keine Mißhandlung der Kinder geduldet wird! Das wurde noch durch das Geständnis von Monsieur Marcel unterstrichen. Denn wie ein schuldiger Schuljunge beichtete er alles. Allerdings wollte er mich nichts ins Gesicht geschlagen haben,

sondern er hätte mich nur abgewehrt, nachdem ich ihm wie eine Wildkatze in die Haare gefahren sei – danach hätte schon Gaston auf mich eingeschlagen.

Monsieur Gaston war um eine gute Kopflänge kleiner als Monsieur Marcel. Er schielte auch entsetzlich! Während das linke Auge zu Boden starrte, glotzte das rechte nach rechts zum Himmel, so daß er den Kopf immer stark nach rechts neigte, wenn er jemand anblickte. Als Monsieur Marcel seinen Namen aussprach, da duckte er sich noch mehr, während seine schielenden Augen zu fixieren und zugleich auszuweichen suchten. Da traf ihn auch schon der vernichtende Blick von ma Soeur La Rochelle, daß er sogleich schützend seine Hände hob. Das hätte er aber nicht tun dürfen! Die Schwester forderte ihn auf: "Runter mit den Händen! Na warte!" Patsch! klatsch! tatsch! klatsch! ...

Der arme Gaston mußte den ganzen Zorn der Nonne einstecken! Deckte er mit beiden Händen die Ohren, erwischte ihn der nächste Schlag auf der langen Nase! Undefinierbare Grunzlaute waren alles, was von ihm zu hören war. Sicherlich waren es nicht die erste Prügel, die er von ma Soeur La Rochelle verabreicht bekam! Der Schwester stand schon der Schweiß auf der Stirn und sie hätte bestimmt noch ein Weilchen weitergemacht, wenn nicht Monsieur l'Abbé in diesem Augenblick vorbeigekommen wäre. Sie entließ die beiden Geprügelten mit einer Ausgangssperre von drei Monaten.

Ich wurde in die Schule zurückgeschickt, da die Erwachsenen die Sache unter sich besprechen wollten. Die Dame jedoch hielt mich kurz zurück und schenkte mir Tüten mit Kuchen, Bonbons und Schokolade. Nach ihrer Mutter küßte mich auch die kleine Jeanette zum Abschied.

29. Die Wende.

Mit Tüten beladen kehrte ich in unseren Schulraum zurück und verstaute alles im Fach unter meinem Pult. Dann mußte ich die Neugier der Lehrerinnen befriedigen. Und wieder kam Denise Mocanu herunter und bat zur Toilette zu gehen zu dürfen. Mir wurde es warm ums Herz, als sich unsere Blicke begegneten und sie errötend verschwand.

Brünette hatte etwas bemerkt, denn sie zwinkerte mir zu, was auch mich erröten ließ. Als Denise dann zurückkam, hielt Brünette sie auf und sagte ihr, sie solle die Pétain-Kekse verteilen, da es bald Mittagszeit sei. Inzwischen hatte ich erzählt, was sich bei der Oberin zugetragen hatte.

Nun konnte auch ich die Kekse verteilen, dazu noch Bonbons für alle. Die Schokolade und je ein Bonbon für die Kleinen brachte ich der dicken Lehrerin. Nun sah ich auch eine Möglichkeit, Denise ein Bonbon zu schenken. Ich klopfte an der Tür bei den Mädchen und übergab der überraschten Brünette eine Tüte Bonbons für die Mädchen, um aber sogleich die Treppe hinunterzustürzen!

Unterwegs von der Schule zum Jungentrakt mußte ich auch meinem Freund Antoine alles erzählen, während wir den Kuchen aßen, den ich für mich behalten hatte. Nun wollte Antoine wissen, ob auch Mesdemoiselles Claudine und Marie-Louise Watschen bekommen hatten?

Ich erwiderte: "Nein, die sind gar nicht geholt werden!"

Doch ich hatte mich gründlich geirrt! Denn Mademoiselle Marie-Louise hatte nicht nur rotgeweinten Augen, sondern wie Mademoiselle Claudine auch auf beiden Wangen rote Abdrücke der Hände von ma Soeur La Rochelle!

Auch war auf dem kleinen Abstelltisch keine Gerte zu sehen. Monsieur Marcel hatte jedoch eine Maßnahme gegen mich unternommen: ich mußte ganz allein auf dem letzten Tisch essen. Bevor wir nach der Mittagspause zurück zur Schule gingen, kamen Monsieur l'Abbé und ma Soeur la Rochelle zu mir. Wir gingen zusammen in das Büro der Schwester. Monsieur l'Abbé wollte wissen, warum ich mich nie beschwert habe. Dann fragte er mich über meine Mutter

aus. Schließlich sagte er mir, daß ich von nun an jeden Morgen bei der Frühmesse ministrieren werde – und wenn wieder etwas vorkomme, solle ich ihm das sagen. Als er mich fragte, ob ich noch etwas auf dem Herzen hätte, sagte ich, daß ich meine Haare nicht mehr ganz abgeschoren bekommen möchte. "Außerdem muß ich jetzt ganz allein am letzten Tisch ganz hinten essen."

Da stürmte ma Soeur La Rochelle schon aus dem Büro! Ihre Stimme klang nicht sanft, als sie Monsieur Marcel herbeirief. Ohne den Abbé wäre es nochmals zu Ohrfeigen gekommen, weil Monsieur Marcel schon wieder ungefragt eine Strafe angeordnet hatte. Da ich zum Unterricht mußte, sagte mir die Schwester, sie würde vor dem Abendessen nochmals vorbeischauen. Ich erhielt meinen Platz zwischen Antoine und Marchand zurück.

Die blutigen Prügel und die gescheiterte Flucht aus Caen brachten für die Jungen von Saint Louis eine Wende mit sich. Es wurde nicht mehr mit Gerten geschlagen. Auch "bonneze" gab es nur noch selten. Ma Soeur La Rochelle tauchte öfter und zu verschiedensten Zeiten auf – auch Monsieur l'Abbé kam oft bei uns vorbei. Monsieur Marcel ließ mich die Spiele veranstalten – und es vergingen Monate, bis er sich wieder am Jägerball beteiligte. Genauso wie den Jungen mit bezahlter Pension – den Brüdern Drouin und Marceau – wurden auch mir die Haare nicht mehr ganz abgeschoren, sondern ich bekam einen Haarschnitt. Dafür mußte ich eine gute Stunde vor den anderen aufstehen – Monsieur Jacob weckte mich vor 5 Uhr, da die Frühmesse um 5 Uhr begann. An ihr nahmen nur die Schwestern in dem für sie reservierten hinteren Raum des Kirchenschiffs teil. Die Abtrennung wurde durch eine etwa ein Meter hohe Barriere hergestellt, hinter die ich nicht gehen durfte. Bei der Kommunion der Schwestern begleitete ich Monsieur l'Abbé zur Barriere, während die Schwestern selbst das Tablett weiterreichten; bei anderen Kommunizierenden hielt ich das Tablett. Man machte davon nur eine Ausnahme, wenn eine Schwester krank war oder eine alte Schwester nicht mehr vom Bett aufstehen konnte. In diesem Fall begleitete ich Monsieur l'Abbé zum Schlafzimmer der Schwester und hielt das Tablett.

Jeden Sonntag nahm ich meinen Frühstück in der großen Küche – ich mußte Mademoiselle Juliette immer im voraus sagen, was ich gerne hätte. Meistens machte sie mir Schokolade. Sie hatte mich lieb – und ich sie auch, besonders weil sie schön mollig war. Aber sie war schrecklich schüchtern und wurde ganz rot, wenn ich sie auf den Mund küßte. Vor allem fürchtete sie, die Küchenschwester könne es sehen.

Von der Dame mit ihren Kindern René und Jeanette hörte ich nie wieder etwas. Es stimmte mich traurig, wenn ich an sie dachte. Vielleicht war es aber auch gut so. Denn mit meiner Anhänglichkeit und der unwiderstehlichen Leidenschaft, mich an Frauen anzuschmiegen, konnte keine Mutter mit Kindern das Risiko eingehen, mich bei sich aufzunehmen. Ich paßte zu keiner fremden Mutter. Ich war zu sensibel und hatte einen zu harten Schädel – einen zu harten "caboche".

30. Denise Mocanu.

Denise Mocanu und ich hatten vieles gemeinsam: zuallererst den Namenspatron "Saint Denis". Eine besondere Legende verbindet sich mit diesem Apostel Galliens und ersten Bischof von Paris im 3. Jahrhundert. Nachdem er als Märtyrer enthauptet wurde, hob er sein Haupt vom Boden auf und trug es bis zu seinem Grab.

Wir hatten einander gleich lieb, waren gleich alt und hatten dieselbe Haarfarbe; doch waren ihre Augen blau, nicht braun. Unter allen Mächen von Saint Louis war sie für mich die Schönste! Sie hatte einen kleinen Bruder, der sechs Jahre alt war und von der dicken Lehrerin unterrichtet wurde. Beide waren Vollwaisen. Da Denise ihren Bruder "Pierrot" nannte, nannte auch ich ihn so.

Das Dilemma unserer Liebe war, daß wir nie allein zusammenkommen konnten. Der Spielplatz der Mädchen war von unserem durch eine Eisenbetonbarriere getrennt – wir konnten uns höchstens sehen, aber nicht anfassen. Nur wenn wir am Donnerstag im gemischten Chor sangen, kam ich in ihre Nähe. Ich stand gerade hinter ihr. Sie war so empfindsam, daß sie noch mehr errötete als Mademoiselle Juliette, wenn ich nur ihre Hand berührte. Ich mußte deshalb schnell wieder loslassen, damit Moneieur l'Abbé nichts merkt. Sie mochte es aber trotzdem, berührt zu werden, weil sie die Hände mit Absicht hinter ihrem Rücken hielt. Das hat mich dazu verleitet, ihr ein "billet doux" in die Hand zu drücken. Als ob ihr mein Brief in der Hand glühen wurde, wollte die Röte gar nicht mehr aus ihrem Gesicht weichen – auch sang sie aus Verlegenheit falsch.

Da Pierrot sie sonntagnachmittags im Mädchentrakt besuchen durfte, falls die Mädchen nicht mit der Schwester zum Kloster nach Hérouville gegangen waren, gab ich ihm immer einen Brief für Denise mit.

Denise besaß nicht den Mut, mir zu schreiben. Auch machte sie mir große Sorgen, weil sie mir durch Pierrot sagen ließ, daß sie Nonne werden wollte. Ich hatte einen Schauer davor, auch nur zu denken, daß sie eines Tages bei den Novizinnen landen könnte. Auch wir Jungs von Saint Louis nahmen sonntagnachmittags manchmal teil an der Vesper in der Kirche des Novizinnenklosters [Saint-Clair]. Das Seitenschiff dieser Kirche war vom Hauptschiff durch eine hölzerne Wand ("cloison") abgetrennt – ein Fachwerk mit kleinen Karos –, durch deren Gitter die Novizinnen in das Hauptschiff und zum Altar schauen konnten. Durch diese Scheidewand bestand keine Verbindungsmöglichkeit zu den Frauen – nur der Sichtkontakt durch die kleinen Karos. Ich saß eines Nachmittags nicht weit von dieser gespenstischen Wand. Die Sonne strahlte gerade schräg durch zwei kleine Fenster in das Seitenschiff der Novizinnen, so daß ich sie gut beobachten konnte. Unter dem hellblauen Novizinnenschleier bekam ich nur sehr blaße Gesichter mit einem traurigen Blick zu sehen. Vor Beklemmung konnte ich meine Augen nicht von ihnen abwenden. Auch die Novizinnen schauten nicht zum Altar oder zum Abt, sondern zu mir. Es war mir, als ob zwischen unseren Augen eine feste Verbindung bestünde, durch die ihr Schmerz in mein Herz strömen würde. Unter dieser Last von Schmerz rebellierte mein Herz gegen die Religion, die so etwas zuließ oder forderte. Zwischen dem christlichen Glauben, wie man ihn mich lehrte, und den bläßen Gesichtern bestand für mich ein furchtbarer Widerspruch! Christus konnte so etwas nicht gewollt haben! Und als ich daran dachte, daß auch Denise Nonne werden wollte und durch dies Gefängnis gehen mußte, fühlte ich den kalten Schweiß auf meiner Stirn.

Die Gesichter und Blicke der Novizinnen verfolgten mich überallhin. Ich fand keinen ruhigen Schlaf mehr! Ich wollte Denise vom Novizinnen-Kloster mit Gewalt entführen, falls es mir nicht gelingen sollte, ihre Absicht zu durchkreuzen.

Ich fragte Napoléon, der ja Ausgang in die Stadt hatte und immer alles wußte, wie es bei den Novizinnen im Kleinen Kloster zugeht.

Napoléon wußte sofort Bescheid: "Die armen Mädchen dort sind nicht zu beneiden, das sage ich dir! Du bist schon im 'cachot' gewesen und hast drunten im Gang die Türen nebeneinander gesehen. Genau so ist es im Kleinen Kloster drüben – es gibt keinen Schlafsaal, nur kleine Zellen! Sie dürfen auch nicht miteinander sprechen. Irgendwann hat man dort unter Steinplatten Skelette von Kindern gefunden, die nach der Geburt umgebracht worden waren. Die Mönche sind auch Menschen! Und nur sie haben zum Kloster Zugang. Manchmal wehrt sich eine gegen die Vergewaltigung und schreit – ihre Stimme wird bald erstickt und was weiter hinter den grauen Mauern geschieht, das erfährt niemand. Sie kommt von diesem Ort nur weg, wenn sie völlig willenlos oder wahnsinnig geworden ist. Die zweite Station ist dann Hérouville – dort ist kilometerweit kein anderes Haus als des Kloster. Erst wenn sie zum

Stopfen nicht mehr viel taugen, kommen sie wieder nach Saint Louis oder in andere Heime, Hospitäler, Krankenhäuser usw. Deshalb siehst du nirgends eine Schwester unter fünfzig Jahren. Das sind ganz schaurige Dinge, die mit ihnen passieren, das kannst mir glauben!" Ich war vor Grauen völlig konsterniert!

Schon wenn ich morgens allein in die Kirche kam und zum Seitenschiff auf der anderen Seite ging, wo sich ein kleiner Altar befand, um mir den roten Chorrock und das weiße Chorhemd überzuziehen, wirkte alles gespenstisch auf mich. Besonders wenn ich über die lateinischen Inschriften der Grabplatten gehen mußte, worunter die Mönche lagen, war mir zumute wie in einer Gruselkammer!

Da spukte schon mitten unter den blaßen Gesichtern das Gespenst von Denise Mocanu, die nachts von einem gräßlichen Mönch überfallen und brutal vergewaltigt wird. So weit durfte es nicht kommen!

Ich fragte deshalb Napoléon: "Kann man nachts in das Kleine Kloster hineinkommen? Zum Beispiel, wenn einer dort drin eine Geliebte hätte und wollte sie rausholen – könnte er bis zu ihr kommen?"

Napoléon hatte Zweifel: "Ich glaube nicht! Auch wenn er über die hohen Mauern klettern würde, steht er vor den vergitterten Fenstern. Ich werde dir zwei Bücher geben von Alexandre Dumas père – *Les Trois Mousquetaires* und *Le Comte de Monte Christo*. Vielleicht kannst du daraus schlau werden. Du mußt aber jeden Morgen die Bücher unter meiner Matratze verstecken. Wenn du noch mehr erfahren willst, werde ich dir auch Bouquins mit schlüpfrigen Sachen besorgen."

Die Lektüre steigerte noch meine Furcht, ich könne zu spät kommen.

Und die kleinen Mädchen sangen auf ihren Ausflügen:

"Maries-toi, si tu voudras,
Mais moi je ne me marierai guère.
Maries-toi, si tu voudras,
Mais moi je ne me marierai pas!"
(Heirate, wenn du willst,
aber ich heirate eher nicht.
Heirate, wenn du willst,
aber ich heirate sicher nicht.)

Solche Lieder erfüllten mich mit Verdruß.

Von der Sorge um Denise getrieben, schrieb ich ihr einen langen Brief, in dem ich sie beschwor, keine Nonne zu werden. Ich beschrieb, was ich selber in der Kirche der Novizinnen gesehen hatte und was ich von Napoléon wußte. Ich schärfte Pierrot ein, er solle ganz vorsichtig sein, damit niemand merkt, wenn er seiner Schwester den Brief über gibt. Als Pierrot zurückkam, merkte ich, daß er sich schnell vor mir verdrücken wollte. Ich fing ihn ab und fragte ihn, was passiert sei.

Das Schlimmste: ein anderes Mädchen hatte der Aufsicht führenden Schwester verraten, daß Pierrot den Briefträger spielt. So hat die Schwester aufgepaßt. Als Pierrot nun Denise den Brief übergab, kam die Nonne herbei und verlangte den Brief. Sie mußte ihn ihr gewaltsam entreißen. Dann wurde sie abgeführt. Auch wurde er anschließend ausgefragt, weil Denise sich geweigert hatte, meinen Namen anzugeben. Und der kleine Pierrot hat alles gepiffen! Der Sonntag verging, ohne daß mich ma Soeur La Rochelle zur Rede gestellt hätte. Auch als ich am Montag von der Frühmesse zurückkam, sah ich kein Anzeichen für ein drohendes Donnerwetter. In der Schule war auch alles wie gewöhnlich, nur in der Unterrichtspause, als die Kinder im Hof spielten, spielte Denise nicht mit.

Überhaupt war bei den Mädchen die Stimmung bedrückt. Da die Lehrerinnen draußen waren, konnte ich nicht mit Denise sprechen, obwohl sie traurig zu mir herüberschaute.

Da machte mich Antoine auch schon auf ma Soeur La Rochelle aufmerksam, die resoluten Schritts herbeikam – da konnte es keinen Zweifel über den Grund ihres Kommens geben. Sie achtete auch nicht auf die Grüße der Lehrerinnen, sondern rief mich gleich zu sich.

Für mich war das eine äußerst peinliche Sache, weil alle Mädchen und Jungs Zeuge waren! Mit meinem trotzigem "caboché" schritt ich auf sie zu. Als erstes hatte ich zwei saftige Ohrfeigen einzustecken, die denen für Monsieur Marcel nicht nachstanden. Dann ergriff sie mich am linken Ohr und führte mich ab. In beiden Spielhöfen regte sich niemand – nicht der leiseste Laut war zu hören...

Als Monsieur l'Abbé, der vor dem Jungentrakt auf uns wartete, sah, wie ma Soeur La Rochelle mich hinführte, eilte er uns so schnell entgegen, wie seine alten Füße ihn tragen konnten. Mit gehobener Hand gebot er ma Soeur La Rochelle stehenzubleiben. Sie stoppte und ließ mein Ohr los. Monsieur l'Abbé war für sein Alter zu schnell ausgesprochen, so daß auch er stehenbleiben mußte, wobei er mich zu sich winkte. Ma Soeur La Rochelle war ersichtlich besorgt um den alten Priester, denn sie sagte mir: "Lauf schnell hin."

Monsieur l'Abbé legte mir den Arm auf die Schulter – aber es war mehr, um sich auf mir zu stützen, als mir seine Güte zu erweisen. Trotzdem strich er mir mit der rechten Hand sanft über mein brennendes linkes Ohr, während er zur Nonne sagte: "Ich werde mit ihm in den Park gehen und später bei Ihnen vorbeikommen."

Langsam schritten wir zum Park hinüber, während sich Monsieur l'Abbé mit seinem linken Arm auf mich stützte. Er sprach kein Wort, sondern hielt nur manchmal an, um mir über das Haar zu streichen und mich prüfend in die Augen zu schauen. Wir gingen geradeaus zu den Bänken für die alten Leute. Dort setzte sich Monsieur l'Abbé nieder, und nachdem er mich neben sich Platz nehmen ließ, war seine erste Frage: "Du magst Denise Mocanu gern leiden, nicht wahr?"

Nachdem ich bejahend nickte, fuhr er fort: "Und du hast dir Sorgen gemacht, sie könnte Nonne werden, dann hat sich das andere von selbst ergeben. Du bist hier einer Versuchung des Bösen erlegen und hast dich durch sein Blendwerk täuschen lassen. Gottlose Menschen hat es immer gegeben und wird es auch immer geben – sie sind das Werkzeug des Lügners van Anbeginn! Du darfst nie einem Menschen etwas glauben, ohne die Wahrheit zu erforschen. Und die Wahrheit wirst du finden, wenn du die heilige Jungfrau Maria in allem, was Frauen und Mädchen betrifft, als Vorbild nimmst, und ebenso bei Männern und Jungen unseren Heiland Jesus Christus. Wenn du mit heiligen Vorbildern die Wahrheit erforschst, wirst du nie Schaden an deiner Seele nehmen. Denn deine Seele ist wie eine edle, weiße Leinwand, auf die gottlose und irrende Menschen Tintenflecke werfen. Du mußt diese Tintenflecke sofort auswaschen, sonst wirst du die Leinwand an dieser Stelle nie wieder rein bekommen. Auch läufst du Gefahr, selbst Tinte nach unschuldigen Menschen zu werfen und sie an ihrer Seele Schaden nehmen lassen – wie du es getan hättest, wenn Denise Mocanu deinen Brief gelesen hätte. Weil du dich hast täuschen lassen, hättest du mit deinem Brief das Gegenteil von dem erreicht, was du erreichen wolltest, und Denise hätte Schaden an ihrer Seele genommen, für den du verantwortlich wärst. – Ja, so ist es, mein Kind, wenn man Menschen glaubt, ohne die Wahrheit ihrer Worte zu prüfen. Schon die Annahme, Denise Mocanu würde einmal Nonne werden, ist eine Täuschung! Denn sie ist nicht das Mädchen für ein religiöses Leben."

Da Monsieur l'Abbé eine Weile nachdenklich schwieg, sagte ich zu ihm: "Aber sie hat es doch selber gesagt, daß sie Nonne werden wolle!"

Der alte Abt schüttelte seinen grauen Kopf: "Was Mädchen in ihrem Alter sagen, darfst du nie glauben! Denn das, was sie heute wollen, wollen sie morgen nicht mehr. Auch unter den Novizinnen gibt es viele, die sich vom Irdischen nicht trennen können, obwohl sie für das religiöse Leben berufen sind. Deshalb werden sie allein gehalten, damit sie leichter mit sich selbst fertig werden - und nicht, damit sie anderen nicht erzählen, was sie erlebt haben. Denise würde bei einem solchen stillen Leben ebenso wild werden wie du! Und sie würde sich auch heiser schreien. – So etwas, was du dir hast erzählen lassen, hat's dort nie gegeben! Auch gibt es dort nur einen einzigen Mönch, denn du selber kennst."

Ich wollte nun wegen den Kinder unter den Steinplatten im Kloster fragen. Ich wußte jedoch nicht, wie ich die Frage stellen sollte, so fragte ich nur, wie es früher bei den Novizinnen war. Monsieur l'Abbé erzählte mir alles, was ich erfahren wollte und noch manches mehr.

In früherer Zeit nahmen die Klöster auch Töchter angesehener Familien auf, die einen Fehltritt begangen hatten. Es kam vor, daß ihr Kind nach der Geburt oder später starb. Diese Kinder wurden im Kloster begraben, und zwar nach dem damaligen Brauch unter Steinplatten.

Nachdem mir Monsieur l'Abbé eine gute Stunde lang alles erzählt und ins Licht des Gewissens gerückt hatte, wollte er wissen, wer mir alles so verstellt wiedergegeben habe? Ich wehrte mich dagegen, Napoléon zu verraten: "Ich mag Judas nicht – keiner mag ihn! Ich möchte andere nicht verraten."

Monsieur l'Abbé erklärte mir, das es kein Verrat sei, wenn ich einen schlechten Menschen entlarve, der mit seiner Gottlosigkeit andere Menschen ins Verderben zieht – ja, es sei meine Christenpflicht, solche Menschen zu stellen, um sie vom Bösen wieder zu befreien.

Obwohl ich in einen schweren Gewissenskonflikt geriet, konnte ich es nicht über mich bringen, Napoléon zu verraten. Und da kam mir der alte Abt halbwegs entgegen: "Wenn du einen starken Charakter hast und dich selber stark genug fühlst, den Irrenden wieder zur Wahrheit des Guten zurückzuführen, indem du ihn überzeugend berichtigst, dann brauchst du nicht zu sagen wer es war. Das aber ist ein sehr schweres Kreuz, das du auf dich nimmst, mein Kind."

Worauf er in seinen Priesterrock faßte und mit zitternden Händen den zerknüllten und an mehreren Stellen zerrissenen Brief entfaltete – er warf nur einen kurzen Blick auf die Zeilen, schloß die Augen, faltete den verhängnisvollen Brief und nachdem er ihn wieder eingesteckt hatte, stand er mühsam auf. Wieder legte er mir den Arm über meine Schultern, und während wir zurückgingen, erzählte er mir vom Leben der heiligen Jungfrau Maria – der Marienkult steht im Mittelpunkt des christlichen Glaubens in der Normandie!

Die zwei Ohrfeigen brannten mir auf den Wangen nach, als ich in die Schule zurückkam. Am schlimmsten war es für mich, daß ich Denise nicht mehr schreiben konnte. Ich war deshalb sehr niedergeschlagen, so daß mich Brünette an der Brust wieder aufwärmen mußte, denn die Lehrerinnen waren maßlos neugierig zu erfahren, was ich in dem Brief an Denise geschrieben hatte. Auch die Lehrerinnen hatten inzwischen die Weisung erhalten, besonders darauf zu achten, daß ich mit Denise Mocanu nicht allein zusammenkomme oder ihr gar heimlich einen Brief durchschmuggle. Die Unterrichtspause bei den Mädchen wurde verschoben, so daß sie erst in den Spielhof herunterkamen, wenn wir Jungen schon wieder in der Schule waren.

31. Die Konfirmation. [Juni 1941]

Meine Befürchtung, Denise Mocanu würde nunmehr von mir nichts mehr wissen wollen, hat sich nicht bewahrheitet. Wir kamen immer noch zusammen, wenn wir donnerstags im Kirchenchor übten. Und nun geschah das Wunderbare! Während ich mich gar nicht mehr

traute, Denise ein "billet doux" in die Hand zu drücken, schrieb sie mir selbst ihre ersten Zeilen:

Du kannst mir wieder schreiben, Denis.
 Ich werde es mir nicht mehr abnehmen lassen.
 Ich habe mir schon innen eine kleine Tasche eingenäht.
 Ich habe dich lieb,
 Denise

Unter einem Scheinvorwand begab ich mich in die Sakristei, um schnell ihre Zeilen zu lesen. Welches Glück!

Hätte ich keine Ohrfeige gefürchtet, hätte ich die erste Nonne umarmt und geküßt. Da fiel mir Juliette ein, und ich stürmte in die Küche. Manchmal holte ich mir etwas zu trinken, bevor ich als Ministrant auf ein Begräbnis mußte. Da gerade keine Nonne in der Küche war, überfiel ich Mademoiselle Juliette mit Küssen! Sie wehrte sich mit halbem Herzen, denn inzwischen hatte sie sich schon an meine Küsse gewöhnt. Sie ließ mich sogar für einen Augenblick den Kopf an ihre Brust drücken. Das Küchenpersonal wußte, daß ich ihr Liebling war.

Diesmal aber war mein Angriff viel zu stürmisch! Und während sich Juliette wehrte: "Denis! Genug! Was ist in dich gefahren? Du tust mir weh! Laß mich jetzt doch los!" brüllte das Küchenpersonal vor Begeisterung. Weil das Büro der Oberin nicht weit von der Küche war, nahm ich Reißaus!

Mademoiselle Juliette war so verwirrt, daß sie die Oberin ganz vergaß und mir nachlief: "Denis! komm doch wieder zurück, daß ich dir etwas Gutes zubereite. Denis!"

Ich wandte mich um, nur um ihr zuzurufen: "Heute nicht! Morgen nach der Frühmesse!"

Enttäuscht schüttelte Juliette den Kopf und kehrte wieder zurück zur Küche.

Und nun kam der Tag der Kommunion in Saint Louis. Damit allerdings tauchte ein Problem auf – das Problem meiner Taufe. Denn über meine Eltern, meinen Glauben und damit meine Taufe war nichts bekannt. So kam Monsieur l'Abbé irgendwann mit der eigenartigen Frage zu mir, "ob ich getauft worden sei?"

Weil ich ihn verständnislos anstarrte – denn wie sollte ich mich daran erinnern, getauft worden zu sein – fiel ihm offenbar ein, daß er mir eine hoffnungslose Frage gestellt hatte. Also fragte er, ob ich mich erinnere, jemals kommuniziert zu haben, bevor ich nach Saint Louis kam. Ich verneinte. Dann verlangte er von mir, ihm alles über meine Mutter über das von mir erinnerte Weihnachtsfest zu erzählen.

Jetzt war er zufrieden: "Zweifelsöhne bist du getauft werden! Denn sonst würden dich deine Eltern nicht schon als Kind zur Mitternachtsmette mitgenommen haben. Die große Marienstatue in der Kirche ist ein Zeugnis deines Glaubens!"

Bei der feierlichen Kommunion waren wir vier Jungen und vier Mädchen – unter den Mädchen befand sich Denise Mocanu. Denise sah wunderbar aus in ihrem weißen Kleid mit dem weißen Schleier über ihrem schwarzen Haar. Leider konnten wir nicht in Tuchfühlung miteinander kommen, obwohl Jungs und Mädchen einen Tag im Kloster in Hérouville verbrachten. Die Nonnen hielten uns in der Kirche, im Eßsaal und unterwegs getrennt. Am Sonntag darauf war dann die Firmung. Denise erhielt – wie ich selbst – den kleinen Klaps auf die rechte Wange. Monsieur l'Abbé hatte auch mehr Verständnis für unsere harmlose Kinderliebe als die Nonnen. Und damit wir die Kommunion und die Firmung fürs ganze Leben in Erinnerung behalten sollten, photographierte er uns mit einer großen altmodischen Kamera. So erhielt ich ein Bild von Denise und sie ein Bild von mir. Außerdem wurde ich als Ministrant im Meßgewand abgelichtet, damit meine Eltern über diese Zeit meines Lebens etwas in die Hand bekämen. Denn wie mir Monsieur l'Abbé versicherte, würden meine Eltern

eines Tages gefunden werden. Die Schwierigkeit bestand nur darin, daß weder mein Familienname, mein Geburtsort, noch mein genaues Alter bekannt waren.

32. *Notre-Dame-de-la-Délivrande.*

Nach all der Aufregung, die ich verursacht hatte, war ich der bekannteste Junge in Saint Louis. Außer des weiblichen Personals hatten mich inzwischen auch die Nonnen lieb gewonnen, besonders ma Soeur la Supérieure Ranchard, die Oberin. Wenn ich an der offenen Tür ihres Büros vorbeiging, rief sie mich manchmal zu sich – drückte mir die Hand und strich mir das volle Haar zurück.

Und nun kam die große Überraschung: Monsieur l'Abbé, ma Soeur la Supérieure, ma Soeur La Rochelle, die Jungen in bezahlter Pension (Antoine und die Brüder Drouin) und ich sollten acht Tage unserer Sommerferien am Meer in Luc-sur-Mer verbringen. Zunächst hielt sich meine Freude in Grenzen, weil kein einziges Mädchen mit uns kam. Eigentlich hätten Denise Mocanu und einige der andern großen Mädchen auch Ferien am Meer verdient gehabt. Wir reisten mit dem Zug gleich neben dem Kanal bis Luc-sur-Mer, wo wir alle in einem Landsitz („manoir“) unterkamen. Und weil das Wetter so herrlich war, aßen wir alle zusammen an einem Tisch im Freien vor dem Park. Wir Jungs hatten viel Spaß im Meer, das nur einen Katzensprung vom Landsitz entfernt war. Die von uns gefangenen Krabben kamen auf den reichhaltigen Mittagstisch.

Auch die *Basilique de Notre-Dame-de-la-Délivrande* (die Basilika Unserer-Lieben-Frau-der-Befreiung) war nur wenige hundert Meter landeinwärts vom Landsitz entfernt. So einsam, wie diese Basilika in der grünen Landschaft des Calvados stand, so einzigartig ist auch die Geschichte ihrer Entstehung:

Ein Schafhirt weidete seine Schafe. Da blieb ein Lamm zurück und kratzte am Boden. Der Hirt kehrte zurück und wollte seinen Augen nicht trauen: das Lamm kratzte die Erde von einer Krone weg – es war die Krone einer Madonna, die da in der Erde begraben lag! Einer schwarzen Madonna! Niemand wußte, woher sie kam.

So wurde an dieser Stelle die Basilika von *Notre-Dame-de-la-Délivrande* errichtet.

Im Gegensatz zu den meisten Marienstatuen in katholischen Kirchen steht diese Madonna mit Kind in einem Altar im linken Seitenschiff der Basilika. Zu ihren Füßen ministrierten wir jeden Morgen die Messe.

33. *Der Kollaps.*

Obwohl wir in Luc-sur-Mer alles hatten und nach Herzenslust spielen und uns im Meer austoben konnten, fieberte ich der Rückkehr nach Saint Louis entgegen, um Denise wiederzusehen. Endlich war es soweit. Da während der Sommerferien der gemischte Chor aber nicht übte, bekam ich Denise nur von weitem zu sehen.

Noch vor Ende der Sommerferien spielten wir Jungs eines Nachmittags im Park, als Mademoiselle Claudine kam und Pierrot – den kleinen Bruder von Denise Mocanu – abholte. Er kam nicht wieder zurück. Am Abend erfuhr ich dann, daß er und seine Schwester eine neue Pflegemutter bekommen hatten. Auch Denise Mocanu war fort!

Ich war wie betäubt! Mein Verstand weigerte sich es zu glauben. Nach einer schlaflosen Nacht konnte ich mich selbst von der Wahrheit überzeugen, als die Mädchen von Saint Louis, singend wie gewöhnlich, einen Ausflug machten und Denise nicht mehr unter ihnen war. Nun erschien mir das Leben in Saint Louis plötzlich ganz öde. Dem konnten auch mein Freund Antoine und Mademoiselle Juliette nicht abhelfen. Ohne Denise war mir Juliette fremd geworden.

Die Beklemmung und Niedergeschlagenheit wichen der Rebellion, so daß ich mit Gott und der Welt haderte – jedoch nicht mit der heiligen Jungfrau Maria, was mir zunächst gar nicht auffiel. Die Empörung darüber, daß ich von Marie, Daniele und Denise getrennt wurde, entfachte in mir eine unheimliche Zerstörungswut. Meist reagierte ich sie beim Spiel ab, bis ich in Schweiß gebadet und dem Zusammenbrechen nahe war. Es gingen Fensterscheiben zu Bruch. Merkwürdigerweise wurde ich deswegen nicht bestraft, weil Monsieur Marcel es als eine unabwendbare Folge des Spiels ansah. Einmal warf ich auch eine Glasscheibe oberhalb der Eingangstür mit einer Kastanie ein, so daß die Glasscherben über Blanchette herunterfielen. Da die Lehrerin die Ursache meines Unmuts kannte, bestrafte sie mich deswegen nicht.

Aber jede Wunde heilt, wenn sie nicht von vornherein tödlich ist.

Mit dem Schulbeginn im Oktober 1941 rückte ich zum "Cours Moyen deuxième année" (5. Klasse) auf, wobei mir Blanchette den ersten Platz rechts auf der ersten Schulbank zuwies, was André Drouin wiederum gar nicht gefiel, denn damit war ich endlich der gekrönte "Primas"! Und nun geschah etwas Außergewöhnliches: Bernard Drouin wischte Staub von Blanchettes Schreibpult, nachdem er die Tafeln gesäubert hatte. Da er sehr ungeschickt war, kippte er dabei das rote Tintenfaß um, so daß sich die rote Tinte über das Pult auf die Sitzfläche des Stuhls ergoß. Statt jedoch die Tinte abzuputzen, ließ Bernard Drouin alles stehen und eilte verlegen zu seiner Schulbank zurück.

Blanchette kam von morgendlichen Klatsch mit Brunette zurück und, zerstreut wie sie war, setzte sie sich mit ihrem weißen Kittel auf den Stuhl vor ihrem Pult. Da keiner von uns wußte, was Bernard Drouin angestellt hatte, brach plötzlich Gelächter in der Klasse aus - nämlich als Blanchette sich anschickte, etwas an die Tafel zu schreiben. Im selben Augenblick sah auch ich, was los war: der mollige Hintern von Blanchette war in der Mitte ganz rot! Da konnte auch ich mich vor Lachen nicht mehr halten! Denn wir großen Jungen wußten schon Bescheid über die Natur der Frau! Da geriet Blanchette wieder einmal außer sich! Sie ergriff erstmals wieder das rote Vierkantlineal und schlug über die Köpfe! Nur mich ließ sie aus, obwohl sie gesehen haben mußte, daß ich ebenso gelacht hatte wie die andern. Die Schläge halfen aber diesmal nichts! Hatte sie uns den Rücken gekehrt, brach wieder das Gelächter aus. Kaum wandte sie sich uns zu, lachten die Kleinen hinten. Das konnte Blanchette nicht mehr ertragen. Sie ergriff die Flucht! Aber kaum war sie oben bei der Dicken angekommen, da brach auch dort das Gelächter aus! Erst Brunette, die neugierig angeeilt kam, konnte Blanchette auf den Fleck aufmerksam machen.

Mit dem weißen Kittel in der Hand kam Madame wieder zurück. Rot vor Zorn ergriff sie das Vierkantlineal und drosch damit auf Bernard Drouin ein, der wie auf dem Marterpfahl schrie! Ich konnte auf ihrem braunen Rock den Fleck noch immer sehen, aber die Sache hatte ihren Reiz verloren.

Anfangs war Blanchette mir böse, weil ich sie nicht auf die Schweinerei aufmerksam gemacht hatte. Aber als ich ihr sagte, daß ich mich geschämt habe, weil es "rot" war, beruhigte sie sich, sagte jedoch zu Brunette: "Mein Gott! Was diese Kinder nicht schon alles wissen!"

Madame spannte mich auch sehr stark ein! Denn vor den Sommerferien 1942 mußte ich mein Schulexamen ablegen. Im Jahr 1941 waren Antoine Marceau und André Drouin, die sie aufgestellt hatte, durch die Prüfung gefallen – dem wollte sie jetzt vorbeugen. Das "Certificat d'études primaires élémentaires" ist in Frankreich eine unabdingbare Voraussetzung für die höhere Schulbildung und für den Beruf.

Wir hatten jede Woche fünf volle Tage Unterricht (vormittags und nachmittags) und danach noch so viel Hausaufgaben, daß wir manchmal erst um Mitternacht ins Bett kamen. Ich tat

mir mit den Aufgaben viel schwerer als Marceau und Drouin, da die beiden den Stoff schon ein Jahr zuvor durchgenommen hatten – ich jedoch nicht!

Mademoiselle Claudine überwachte unsere Hausaufgaben und das Auswendiglernen. Wir durften nicht eher schlafen gehen, bevor sie nicht alles überprüft hatte. Die Aufgaben machten wir nach dem Abendessen – anschließend kam das Auswendiglernen, so daß auch Mademoiselle Claudine nicht schlafen gehen konnte, bevor wir fertig waren. Manchmal war sie trotzdem bereits eingeschlafen und wir mußten sie wecken und ihr vorrezitieren. Stimmte ein Wort nicht, mußten wir das Ganze fünfmal wieder durchlesen und danach zurückkommen. So kam ich immer als letzter ins Bett – mußte aber als erster zur Frühmesse aufstehen.

Außerdem wurde ich oft als Ministrant zu Begräbnissen geschickt.

Abends war ich oft so müde, besonders wenn es schon auf Mitternacht zuing, daß ich kaum noch die Augen offen halten konnte. Auch war ich kaum fähig noch etwas aufzunehmen. So verschlafen begab ich mich einmal zu Mademoiselle Claudine, klopfte nicht allzu stark an die Tür, damit ma Soeur la Rochelle im Schlafzimmer nebenan nicht wach werde, öffnete die Tür und schaltete das Licht ein. Und blieb mit weit aufgerissenen Augen - wie vor der Erscheinung eines Gespensts - in der Türe stehen! Es war nicht Mademoiselle Claudine, die sich im Bett aufrichtete, sondern der Oberkörper einer Frau mit mächtigem Busen, mit kurz abgeschnittenen Haaren auf dem Kopf. Ich konnte im ersten Augenblick gar nicht fassen, daß dies ma Soeur la Rochelle sein könne – die eine Hand über ihre Brust legte und mich erschreckt fragte: "Was ist geschehen, Plésis? Was wollen Sie hier?"

Nun wurde mir klar, das ich mich an der Tür geirrt hatte!

Schnell schaltete ich des Licht wieder aus und zog die Tür wieder zu. Daraufhin war ich hellwach. Aber als ich nun Mademoiselle Claudine weckte, wußte ich nicht mehr, was ich auswendig gelernt hatte. Vergeblich fragte sie mich, mein Buch in der Hand haltend, nach dem Inhalt. "Warum starrst du mich so an? Fühlst du dich nicht wohl, Denis?"

Durch diese Frage fand ich meine Sprache wieder: "Ich bin nur sehr müde und habe mich in der Tür geirrt. "

Mademoiselle Claudine sah ein, daß es zu viel für mich war: "Geh jetzt schlafen. Aber daß du mir morgen vor der Schule alles auswendig rezitieren kannst!"

Der Schock war so groß, daß ich gar nicht einschlafen konnte. Bis dahin hatte ich von ma Soeur la Rochelle nur die Hände und das kleine Oval des Gesichts unter der Haube gesehen. Nun stellte ich fest, daß sie ohne den Schleier und das Schwesterngewand eine häßliche Matrone wer! Das jedoch ohne Berücksichtigung ihres Kopfs! Denn dieser hatte weder weiblichen noch männlichen Charakter, sondern den eines Gespensts! Und plötzlich sah ich auch alle anderen Nonnen als nackte und schwache Geschöpfe - wie alle anderen Menschen auch.

Einige Tage später wollte ich vor der Frühmesse, noch bevor Monsieur l'Abbé in der Kirche angekommen war, auf dem niedrigen Gebetstuhl niederknien ...

Ich saß auf einem Stuhl und Monsieur l'Abbé mit ma Soeur La Rochelle mühten sich um mich, als ich wieder zu mir kam. Der Gebetstuhl lag weiter vorne umgekippt am Boden. Ich wußte gar nicht, daß ich einen Kollaps erlitten hatte, als ich niederknien wollte. Danach muß ich einige Zeit bewußtlos am Boden gelegen haben. Und als mich Monsieur l'Abbé fragte, ob es mir besser gehe, wußte ich keine Antwort zu geben. Ich wollte nun bei der Frühmesse ministrieren, da ich schon im Chorrock und –hemd war. Ma Soeur Le Rochelle zog mir jedoch das Chorhemd aus und half mir auch aus dem langen Überrock, dann führte sie mich zurück zum Jungentrakt, wo ich mich wieder ins Bett legen mußte.

Mademoiselle Juliette brachte mir aus der Küche stärkende Milchgetränke in den Schlafsaal. Sie setzte sich auf den Stuhl, auf dem Mademoiselle Claudine, die frühstücken gegangen war,

geessen hatte. Juliette war wie gewöhnlich sehr schüchtern und fragte mich immer wieder, wie es mir geht und ob ich mich schon besser fühle?

In Saint Louis hatte ich noch nie eine intime Berührung gehabt, obwohl ich seit Fontenay-le-Pesnel ein gutes Jahr älter geworden war. Als wir nun ganz allein waren, wollte ich die Gelegenheit ausnützen – der Kollaps war ja längst vorüber. Und da mich Juliette, die Achtzehnjährige, sehr lieb hatte, errötete sie auch nicht mehr so sehr, wenn ich sie küßte. So zog ich sie zu mir, um sie zu küssen. Und weil sie sich küssen ließ, sagte ich: "Mach deine Brust frei. Ich möchte deine Busen befühlen und mein Gesicht daran drücken!"

Juliette riß sich von mir los: "Du bist verrückt, Denis! Ich werde das nicht tun! Du mußt vernünftig sein. Wenn jemand kommt und uns überrascht!"

Ich ließ nicht locker: "Jetzt ist niemand hier, und bis alle aus der Schule kommen, wird auch niemand heraufkommen. Wenn du es lieber hast, dann zieh deinen Schlüpfer aus."

Juliette errötete: "Du bist wahnsinnig geworden, Denis! Mein Gott, ich werde so etwas nicht tun. Du mußt wissen, daß ich so etwas nicht tun darf! Außerdem bist noch zu jung. Was erzähl ich für einen Unsinn! Nein das geht nicht!"

Ich drohte: "Dann gib mir deine Brust! Sonst werde ich dich nie wieder küssen und auch nicht mehr zu dir in die Küche kommen!"

"O du lieber Himmel!" und sie stand auf, vergewisserte sich in den beiden benachbarten Schlafsälen, daß niemand anwesend war, und kam eilends zu mir zurück. Ich half ihr den Büstenhalter aufmachen, den sie dann tiefer unter die Brüste schob ...

34. Mittendurch.

Meine Bettruhe dauerte leider nur drei Tage, wobei mir Juliette mein Essen immer in den Schlafsaal brachte. Sie machte mir so viel gute Sachen, daß immer auch etwas für Antoine übrig blieb. Das Schönste war aber, daß sie sehr freigiebig war mit ihren Küssen. Sie entblößte vor mir ihre Brust, und ich konnte merken, daß das Wohlempfinden der Liebkosung auch bei ihr zur Leidenschaft wurde. Ihre jungen Brüste waren stärker entwickelt als die von Marie, die ich noch in der Erinnerung hatte.

Von nun an ministrierte ich nur noch jede vierte Woche bei der Frühmesse. Kurz vor Weihnachten kam dann Madame Richard wieder zu Beuch in die Schule. Sie sprach mit Blanchette und blätterte in meinen Schulheften. Wahrscheinlich um die Peinigung meiner Ohren wieder gutzumachen, nahm sie sanft meinen Kopf und drückte ihn, während sie mit mir sprach, gegen ihre Brust. Wie schade, daß ich nur mit dem Hinterkopf in Berührung mit ihr kam! Berauscht vom Duft ihres Parfums, spürte ich das Verlangen, wieder unter ihren Mantel zu fassen, diesmal jedoch nicht, um sie zu zwicken. So hörte ich entzückt zu, wie sie lobte. Wenn ich weiterhin so fleißig sei, würde sie dafür sorgen, daß ich aufs Gymnasium komme. Statt einer Eselsmütze überreichte sie mir ein Gedichtbuch in rotem Einband mit goldenen Lettern.

Ich hatte meine Gewohnheit nicht aufgegeben, etwas in meine Kladde zu zeichnen oder zu kritzeln, meistens gedankenlos. Oft schrieb ich auch den Namen von Denise Mocanu und umrandete ihn mit Blumen oder ähnlichem. Eines Tages kritzelte ich meinen eigenen Namen: Jean-Denis For -- Wie ein elektrischer Strom durchzuckte es mich, als ich erstmals wieder, seitdem ich als kleiner Junge schreiben gelernt hatte, die erste Silbe meines Familiennamens niederschrieb: For -- Ich war so erregt, daß ich kaum hörte, wie mich Madame Blanche zur Tafel aufrief: "Plésis! sind Sie schon wieder mit ihren Gedanken auf dem Mond?"

Ich ärgerte mich schrecklich über die Unterbrechung. Denn als ich anschließend versuchte, den Namen ganz auszuschreiben, kam ich über die Silbe For – nicht hinaus. Der Name war mittendurch geschnitten!

Erst viel später begriff ich, in welchem Ausmaß eine Hirnhautentzündung das Gehirn schädigen kann. Wird der Zerstörung kein Einhalt geboten, führt diese Krankheit zum Schwachsinn oder in den Tod.

All meine Versuche, den Namen zu ergänzen, blieben vergeblich!

"Forvin" war mir am vertrautesten! Es könnten aber auch andere Silben gewesen sein: Fortin, Forrain ...

35. *"Deine Mutter ist da".*

Februar 1942. Ich war schon seit fast anderthalb Jahren in Saint Louis.

Die Jungs von Saint Louis – die Vollwaisen und solche, die den Eltern aus sozialen und sonstigen Gründen abgenommen worden waren – wechselten häufig in dieser Zeit. Jede Woche kamen welche zu neuen Pflegeeltern, während andere zurückgebracht wurden. Eine Ausnahme machte Corbillard, der wegen seines "ciboulot" - seiner Rübe - alle Pflegeeltern verschuchte.

Auch ich blieb nicht der, der ich gewesen war.

Die heilige Jungfrau Maria war mit der Erinnerung an meine Mutter untrennbar verschmolzen; deshalb war ich für den Marienkult sehr ansprechbar. Monsieur l'Abbé unterstützte diese Neigung aus ganzen Kräften. Dies begünstigte meine Phantasie, die der heiligen Jungfrau die Physiognomie meiner Mutter verlieh, wenn ich sie als Mutter unseres Heilands anbetete. Da hinein mischten sich Züge von Marie, die mir als Jungfrau verehrungswürdig war. Alles, was mir in dieser Welt heilig war, vereinte sich im Bild der Madonna.

Juliette wiederum hatte in Fülle alles, was mir an Marie so lieb war. Daher mein Verlangen, mich mit ihr zu vereinen! Sie vertraute mir an, daß sie noch Jungfrau sei – und versprach mir eine zärtliche Umarmung, wenn ich erst einmal vierzehn Jahre alt sei. Dabei war ich es längst – wußte es aber selbst nicht.

Dennoch: es gab nichts in der Welt, was mir meine Mutter hätte ersetzen können...

Es war an einem Donnerstagnachmittag. Einige Tage zuvor war Schnee gefallen, der sich in der Normandie nicht lange hält. Der Schnee taute, doch über Nacht brach eine neue Kältewelle ein, so daß es an manchen zertretenen Stellen auch Glatteis gab. Wir Jungs von Saint Louis spielten gerade Jägerball im Hof, als mich Mademoiselle Claudine zu sich rief:

"Denis, deine Mutter ist da!"

Der Tennisball fiel mir aus der Hand und schon lief ich so schnell mich die Füße trugen zum Büro der Oberin. Ich sauste wie der Wind über das Glatteis. Noch nie in meinem Leben war ich so schnell gelaufen. Es gelang mir nicht mehr, am Ende der Vorhalle vor der großen Tür mein Tempo zu verlangsamen, so daß ich beide Hände ausstreckte und mit großer Wucht gegen die Tür prallte, Mein Herz raste, als ich - ohne anzuklopfen - ins Büro der Oberin stürzte.

Wie angewurzelt blieb ich stehen. Mein Herz setzte aus, schwoll an, tat einen gewaltigen Schlag gegen die Brust, shwoll wieder langsam an, tat einen nächsten Schlag – bis es wieder regelmäßiger schlug. Ich mußte mich gegen die Tür lehnen, während mir der Schweiß über das Gesicht lief und ich beide Hände auf die Brust gedrückt hielt:

Eine kleine dicke Frau mit dunklem, fast schwarzem Haar, stand etwa drei Schritte vor mir und etwas abseits von ma Soeur la Supérieure. Selbst überrascht, schaute sie mich regungslos an.

Es war die Oberin, die zu mir schritt, mir die Hand auf die Schulter legte und fragte: "Fühlst du dich nicht wohl, Denis? Es ist deine Mutter."

Vor Enttäuschung war ich unfähig etwas zu sagen. Denn es wurde jedem Vollwaisen immer gesagt: "Es ist deine Mutter", wenn Pflegeeltern kamen, um ein Kind in Saint Louis abzuholen.

Daß weder ich die Frau als meine Mutter erkannte, noch die Frau mich als ihren Sohn, war der Oberin sofort klar. Denn jede Begrüßung oder Annäherung blieb aus. Schließlich fragte mich ma Soeur la Supérieure Ranchard, ob ich mit der Dame gehen möchte oder es vorzöge, in Saint Louis zu bleiben?

Ich schaute mir die Frau näher an, und sie erschien mir sehr hilfslos. Ich konnte mich nur schwer entschließen mitzugehen. Andererseits hatte ich mich in Saint Louis nie frei gefühlt. Die Hoffnung, wieder frei zu sein und hingehen zu dürfen wo ich wollte, gar um meine wirkliche Mutter zu suchen, gab den Ausschlag. Ich fragte: "Werde ich dann aufs Gymnasium kommen?"

Die Oberin versprach es mir und sagte zu meiner neuen Mutter: "Das ist ja selbstverständlich, nicht wahr?" Und nachdem diese nickend bejaht hatte, fuhr sie fort, "er ist der 'Primas' in der Schule und wird es mit seiner Begabung weit bringen!"

Ich fühlte mich unglücklich, als ich wieder zum Jungentrakt zurückkehrte, um mich umzukleiden. Der Abschied vom Aufsichtspersonal fiel mir nicht schwer. Doch von meinem Freund Antoine Marceau konnte ich mich nur schweren Herzens trennen. Von Madame Blanche konnte ich mich gar nicht verabschieden, da es Donnerstag war und die Lehrerinnen außerhalb von Saint Louis wohnten.

Auch von Monsieur l'Abbé fiel der Abschied sehr schwer. Er drückte mich längere Zeit an seine Brust, wie er es schon so oft getan hatte. Dann segnete er mich mit dem Kreuzzeichen und bat die heilige Jungfrau Maria, mich auf all meinen Wegen zu beschützen. Zuletzt gab er der neuen Mutter meine Fotos und sonstige Unterlagen.

Als ich wieder aus dem Büro von ma Soeur la Supérieure kam, erinnerte ich mich an Juliette und lief zur Küche, um mich von ihr zu verabschieden. Sie stand halb zur Türe gewandt und probierte mit einem Löffel die Krankenkost für den Abend. Sie drehte sich um, als ich eintrat. Dabei entglitt ihr der Löffel und fiel in den Topf, was sie gar nicht zu bemerken schien, und trotz der Hitze wurde ihr Gesicht um einen Schatten blasser. Sie eilte auf mich zu, erstmals die Nonne völlig vergessend, schloß mich in die Arme und fragte mit schwacher Stimme: "Du gehst fort, Denis?"

Ich hatte einen Kloß im Hals, die Augen wurden mir feucht, und ich barg mein Gesicht an ihrer Brust. Ich spürte, wie es sie durchzuckte, als sie ihr Weinen zurückzuhalten suchte. Ich selbst konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Und während sich ihre Finger in meinen Rücken bohrten, hob ich meinen Kopf, um sie zum Abschied zu küssen. Ich sah sie nur verschwommen durch meine Tränen, fühlte einen Kuß auf meinen Lippen – und plötzlich ließ Juliette mich los, lief davon, riß die Türe auf und verschwand.

Monsieur l'Abbé, die Oberin und ma Soeur la Rochelle warteten auf mich beim Ausgang, drückten mich einen Augenblick an sich - und schon schritt ich neben der neuen Mutter durch die Vorhalle zum Ausgang. Ich warf noch einen Blick zum Jungentrakt: alle Jungs von Saint Louis standen vor dem Spielhof und winkten mir zum Abschied zu, so auch Monsieur Marcel und Mesdemoiselles Claudine und Marie-Louise.

36. Die Reise ins Ungewisse.

Auf unserem Weg zum Bahnhof dachte ich an die Mutter von Jeanette und René, in deren Wohnung man mich gefangen hatte. Hätte meine wirkliche Mutter mich abgeholt, hätte ich sie gebeten, die Dame aufzusuchen – die fremde Frau darum zu bitten wagte ich nicht.

Am Bahnhof sagte sie erstmals ein Wort: "Hast du Hunger?"

Ich schüttelte nur verneinend mit dem Kopf. Der Abschied von Juliette hielt mein Denken gefangen. Wäre nicht alles so überstürzt über mich hereingebrochen, hätte ich Saint Louis nicht verlassen. Erst der Abschied von Juliette hatte mir gezeigt, wie sehr sie mich liebte! Mit jedem Schritt, der mich wegfürte von Saint Louis, kam ich mir mehr und mehr wie ein Scheusal vor. Ich hatte sie verlassen, um mit einer Fremden davonzugehen, von der ich nichts zu erwarten hatte. Schon am Bahnhof wollte ich davonlaufen und zurückkehren. Aber die Hoffnung, ich würde nunmehr Gelegenheit bekommen, meine Mutter zu finden, hielt mich von der Rückkehr nach Saint Louis ab – und nachdem ich den Zug bestiegen hatte, war es zu spät.

Ich setzte mich ans Fenster, damit mir nichts entginge, falls wir an einem mir bekannten Ort vorbeifahren würden. Es war Ironie des Schicksals, daß ich in dem Augenblick, als ich mit einer neuen "Mutter" unterwegs war, bereits wieder nach meiner wirklichen Mutter suchte. Wir fuhren über Lisieux, Rouen und Amiens nach Arras im Département von Pas-de-Calais. Dann von Arras wieder mit dem Zug nach Boisieux, etwa 10 km südlich von Arras. Von Boisieux gingen wir noch etwa 2 km zu Fuß nach Hamelincourt (Pas-de Calais). Unterwegs hatte ich nur zwei Tassen Kaffee getrunken – schlechten Kaffee. Das mir angebotene Brot habe ich nicht genommen.

37. Die Familie Pécic.

Meine Stimmung war schon bis zum Nullpunkt gesunken, als wir nach Hamelincourt unterwegs waren. Aber was mich dort erwartete, läßt sich kaum in Worte fassen. Ich hatte plötzlich sechs Geschwister: vier Brüder und zwei Schwestern. Sie waren alle jünger als ich, staken in zerrissenen Klamotten, die ihre Mutter bei den Bauern erbettelt hatte. Nur die Eltern hatten ein weißbezogenes Bett. Eine Stunde nach meiner Ankunft kam Vater Pécic von der Arbeit. Er schaute mich nur flüchtig an, dann sprach er mit der Mutter. Ich spitzte die Ohren, verstand aber kein einziges Wort! Da verdüsterte sich meine Stimmung noch mehr. Die Eltern aßen allein am Tisch, während ich mit den Geschwistern an einem anderen Tisch ein Stück Brot und dünne Suppe essen sollte – mir war aber der Appetit vergangen. Ich sah, wie die Augen aller Kinder auf das Brot starrten, das ich stehen ließ, aber keines wagte darum zu fragen. Ich schob das Brot dem ältesten Jungen zu und sagte leise zu ihm: "Gib den anderen auch etwas davon."

Offensichtlich hatten die Kinder vor den Eltern Angst, denn sie wagten untereinander kein lautes Wort zu sprechen, sie streckten nur die Hand aus, um ein Stückchen vom Brot zu bekommen. Auch nach dem Essen bedrückte mich das Schweigen, während das ältere Mädchen das Geschirr abspülte.

Schließlich führte mich Mutter Pécic in das Schlafzimmer der Jungen. Ich mußte mir ein Bett mit den älteren zwei Brüdern teilen, und ohne "Gute Nacht" verließ uns die Mutter wieder. Es war so kalt im Zimmer, daß alle nur die Schuhe auszogen und angekleidet unter die Decke schlüpften. Die beiden älteren Brüder rückten zur Wand hin, damit auch ich Platz habe. Ich befühlte die Matratze – sie bestand aus zusammengenähten Weizensäcken, mit Spreu gefüllt. Darauf sollte ich mich hinlegen und mich mit zerrissenen Decken bedecken?! Ich hatte Lust das Fenster aufzureißen und davonzulaufen. Da sagte der ältere der Jungen: "Du mußt das Licht ausschalten, sonst wird Papa schimpfen."

Ich verstand ihn, obwohl er einen Dialekt sprach, den ich nie zuvor gehört hatte. Ich löschte das Licht aus, setzte mich auf das Bett und fragte ihn: "Wie heißt du?"

Er antwortete leise: "Ich heiße Cyril und bin elf Jahre alt. Neben mir ist Franck, der ist zehn. Drüben im andern Bett sind Joseph und Paul, acht und sieben Jahre alt. Im Elternzimmer

schlafen Thérèse, zwölf Jahre alt, und Yolande, die ist neun. Du darfst jetzt nicht laut sprechen, sonst wird Papa böse. Er hat wieder viel getrunken und könnte dich schlagen."

Das hätte noch gefehlt! Und ich fragte: "Schlägt er euch?"

Cyril antwortete leise: "Ja! Wenn er betrunken ist, mußt du dich ganz still verhalten, sonst schlägt er zu. Auch Maman schlägt er, besonders wenn er keinen Wein mehr hat."

Ich schwieg – bis mich Cyril ermahnte, ich solle mich schlafen legen, sonst werde der Vater kommen. Ich fühlte mich ganz elend, als ich mich auf die Spreumatratze niederlegte – ich zog meine Knie an, damit sie unter die Decke kommen, und die Spreu stach durch mein Hemd.

Ich lag noch eine Weile wach, aber da ich sehr müde war, schlief ich ein.

Es war Thérèse, die am nächsten Morgen in der Tür stand: "Aufstehen!" und sie verschwand gleich wieder. Da ich nichts anderes anzuziehen hatte als die Sonntagskleider, mit denen ich gekommen war, mußte ich diese wieder anziehen. Nacheinander wuschen wir uns in der Küche, während Mutter Pécic das Frühstück bereitete. Zum Gerstenkaffee tat sie Malz. Dazu bekamen wir jeder ein Stück Brot, worauf die Mutter den Brotlaib in einen kleinen Nebenraum sperrte und den Schlüssel in die Tasche steckte. Noch bevor die Kinder zur Schule gingen, verließ sie das Haus. Als alle gegangen waren, blieb ich allein zurück.

Gegen 9 Uhr kam Mutter Pécic zurück. Sie hatte im Dorf Bekleidung für mich erbettelt. Alles war zu groß und sehr abgetragen, besonders die lange Hose und die Schnürschuhe. Ich wollte die Sachen nicht anziehen, da drohte die Mutter: „Zieh die Sachen an, bevor der Vater kommt, sonst wirst du Schläge bekommen!“

Dann mußte ich beim Kartoffelschälen und Gemüseputzen für das Mittagessen helfen, wobei mir Mutter Pécic einschärfte, ganz dünne Schalen zu schneiden. Als die Geschwister von der Schule kamen, stürzten sie sich auf die Kartoffelschalen und legten sie auf die freien Stellen auf dem Ofen, um sie zu braten und zu essen. Mittags bekam jeder wieder seine Ration Brot und die Kartoffelsuppe dazu. Das bißchen Fleisch, das in der Suppe gekocht wurde, aßen die Eltern.

Während am Nachmittag wieder alle in der Schule waren, mußte ich in den Zimmern mit kaltem Wasser den Boden waschen, so daß meine Hände vor Kälte rot und blau wurden. Das Haus durfte ich nur verlassen, um Wasser zu holen.

Und am Sonntag erlebte ich das Schlimmste, als ich meine guten Kleider anziehen wollte.

Mutter Pécic gab sie Cyril und erklärte mir: „Du hast schon deine Kommunion und Firmung gemacht und brauchst nicht mehr in die Kirche zu gehen!“

Gleich danach kam der nächste Schlag! Ich fragte, wann ich wieder zur Schule gehen werde, da ich doch in diesem Jahr mein Examen machen müsse. Die Mutter antwortete barsch: „Du kannst in den Sachen, die du anhast, nicht zur Schule gehen. Du wirst übermorgen beim Dreschen helfen, wo dein Vater arbeitet.“

38. Für Brot verkauft.

Meine Empörung gegen Mutter Pécic reichte an die Grenze des Hasses. Hassen konnte ich sie nicht, da sie auch eine Mutter war! Nur die Winterkälte hielt mich von der Flucht zurück. Denn ich hätte mich unterwegs nicht ernähren können – das wenige Geld, das von den 20 Francs von Suzanne geblieben war, hatte sie mir abgenommen und mein Portmonnaie im Schrank eingesperrt. Auch das in meiner Sparbüchse angesammelte Geld von den Begräbnissen hatte sie für sich behalten. Außerdem kannte ich die Umgebung nicht. Und zuerst mußte ich bessere Bekleidung haben. Das alles veranlaßte mich, die Flucht zu verschieben.

Vorläufig war für mich wichtig, mit anderen Leuten zusammenzukommen. Da man mich nicht in die Schule gehen ließ, würde ich vielleicht bei der Drescharbeit Gelegenheit haben, mit jemandem zu sprechen.

Während ich so grübelte, kam der Bäcker von Boisleux, Monsieur Voyer, zu uns ins Haus. Seine Frau, die das Brot mit einem Pferdewagen in die herumliegenden Dörfer fuhr, hatte erfahren, die Familie Pécic hätte ihren ältesten Sohn wiedergefunden. So kam er nach Hamelincourt, um mit Mutter Pécic zu verhandeln. Er war nicht größer als die Mutter, dafür aber noch dicker! Wie eine Kuh vor dem Kalben. Denn Schweine können gar nicht so dick werden. Seine Backen waren rund wie das Gesäß eines jungen Mädchens. Aus dieser Fleischmasse blinzelten die schmalen Augen. Ich haßte ihn vom ersten Augenblick an, als er in die Küche kam und mich wie ein Stück Vieh musterte, um dann die Mutter zu fragen: „Ist er schon vierzehn Jahre alt?“

Mutter Pécic antwortete: „Er wird vierzehn im Oktober.“ Sie ging – wie damals wir alle – von dem Geburtsdatum aus, das in meinen Akten vermerkt war.

Das Schwein begann gleich seinen Handel: „Am Tag, wenn er vierzehn wird, bekomme ich ihn! Sie haben fast drei Monate Schulden bei mir. Auch Brotmarken schulden Sie mir für zwei Monate. Das alles stunde ich Ihnen bis zu dem Tag, an dem er vierzehn wird. Wenn Sie jetzt keine Brotmarken mehr haben, bekommen Sie Brot von mir auch ohne Marken. Das ist ein gutes Geschäft. Sind Sie einverstanden?“, und er tätschelte ihr den Podex, obwohl sie durch die vielen Geburten bar jedes erotischen Anreizes war.

Mutter Pécic ließ sich gefallen, wie der Dicke an ihr fummelte und nickte nur zustimmend mit dem Kopf.

So war ich schon am dritten Tag nach meiner Ankunft für drei Monate Brotschulden und zwei Monate Brotmarken verkauft! Ich konnte es einfach nicht fassen! Dann dachte ich an die hungrigen Geschwister, und Mutter Pécic tat mir leid. Wie ärmlich sie dastand, mit einem groben Kleid ohne Unterwäsche! So verlagerte sich mein Haß auf Vater Pécic, der das Geld versoff, das er verdiente.

Ich konnte nicht begreifen, daß die Frau mich mitgenommen hatte, obwohl sie wußte, daß ich nicht ihr Sohn war. Später erfuhr ich es: Sie konnte durch mich mehr Kindergeld bekommen. Da die Eltern, die aus Jugoslawien stammten, noch nicht die französische Staatsangehörigkeit besaßen, bekamen sie weniger Kindergeld als französische Familien.

39. Empörung in Hamelincourt.

Vater Franco Pécic arbeitete bei einem Bauer als Fuhrmann. Da die Bauern keine eigene Dreschmaschine hatten, fuhr ein privates Dreschunternehmen von einem Bauernhof zum nächsten. Nun war am Dienstag der Bauer, bei dem Pécic arbeitete, an der Reihe. Ich mußte deshalb schon vor 6 Uhr aufstehen, mußte während des Dreschens auf der Dreschmaschine die Schnüre der Garben an der Knotenstelle abschneiden und sie in Bündeln sammeln.

Manche Garben waren gespickt mit Disteln, so daß ich bald die Hände voller Stacheln hatte. Da ich die Garben oft umdrehen mußte, um den Knoten zu finden, bohrten sich die Disteln immer tiefer in meine Hände und wurden immer mehr! Um das schnelle Tempo einzuhalten, hatte ich keine Zeit, meine Hände von den Stacheln zu befreien. Bei der Frühstückspause konnte ich kaum das Brot in der Hand halten. (Zum Brot hatte ich etwa 30 Gramm Speck bekommen.) Und ich mußte neben Pécic auf einem Strohhallen abseits von den anderen sitzen bleiben. Bald merkte ich, daß die Leute zu mir herüberschauten, besonders die Frauen.

Als ich mittags von der Dreschmaschine herunterstieg, hielt mich eine Frau am Arm fest und fragte, ob ich schon vierzehn Jahre alt sei? Als ich verneinte, wandte sie sich zu den andern

und sagte laut: „Er ist noch gar nicht vierzehn Jahre alt! Das ist eine Gemeinheit, daß Kinder eine so schwere Arbeit machen müssen. Ich werde mit dem Bürgermeister sprechen.“

Nach dem Mittagessen begleitete mich Vater Pécic wieder zur Arbeit. Als wir den Hof des Bauern betraten, sah ich, wie alle Arbeiter vor der Drehmaschine versammelt waren und uns anschauten. Der Bauer kam auf uns zu und sagte zu Pécic: „Sie haben mir verschwiegen, daß er noch im Schulalter ist. Er darf nicht mehr arbeiten, sonst werde ich eine Strafe zahlen müssen. Kommen Sie nach der Arbeit zu mir.“

Der Vater wollte mich schnell loshaben: „Lauf nachhause!“

Der Bauer ließ mich jedoch nicht fortlaufen, sondern wies den Vater an, er solle zur Arbeit gehen, während ich ihm ins Haus folgen mußte. Er stellte mir nur wenige Fragen und war erstaunt, daß ich statt des „Ch’ti-mi“-Dialekts des Nordens ein klassisches Französisch sprach, das nur wenig vom Dialekt der Normandie gefärbt war. Aber der Bauer mußte zur Arbeit und überließ mich der Bäuerin.

Die Bäuerin war selbst Mutter und wußte von daher, wie sie mich nehmen sollte. Ich mußte ihr erzählen, warum ich nicht weiter zur Schule ging. Sie war entrüstet und fragte, wieso ich mit Mutter Pécic von Saint Louis weggegangen sei, wenn sie nicht meine Mutter ist. Ich sei doch anders als die Kinder der Pécics. Bevor sie mich laufen ließ, gab sie mir reichlich zu essen und sagte: „Ich werde den Lehrer aufsuchen! Du wirst wieder zur Schule gehn. Er wird sich freuen, dich für das Examen aufstellen zu können. Und wenn du Hunger hast, kannst du immer bei mir vorbeikommen.“

Abends hatten wir schon Suppe und Brot gegessen, als Vater Pécic stark angetrunken nachhause kam. Er schimpfte und fluchte drauf los und bedrohte mich mit geballter Faust – ohne jedoch auf mich einzuschlagen. Ich verstand sein Geschimpfe nicht, aber da sich die Geschwister ins Schlafzimmer verkrochen, folgte ich ihnen. Von dort aus konnte ich das Gebrüll gut hören. Dann wurde ein Teller zerschmettert, und ich hörte die Schreie der Mutter auf jeden Schlag hin, den sie bekam. Die Tür im Nebenzimmer fiel krachend ins Schloß und im nächsten Augenblick wurde auch die Tür bei uns aufgerissen – es war Mutter Pécic, die schluchzend hereinkam. Sie konnte sich kaum noch schleppen. Da es im Zimmer keinen Stuhl gab, setzte sie sich aufs Bett von Joseph und Paul, wischte sich das Blut vom Gesicht und weinte.

Nachdem der Vater am nächsten Morgen zur Arbeit gegangen war, hätte ich beinahe Prügel von ihr bekommen, weil sie mir die ganze Schuld unterstellte.

Das war aber erst der Anfang! Denn gleich zu Mittag kam der Dorflehrer. Er wollte mit mir sprechen. Die Mutter versuchte zunächst, sich dem zu widersetzen, gab jedoch nach, als der Lehrer mit der Polizei drohte.

Nachdem er sich von mir über meinen Schulbesuch in Saint Louis hatte informieren lassen, verlangte er, mich gleich zur Schule gehen zu lassen. Mutter Pécic brachte den Vorwand, ich hätte keine Bücher und nichts – sie hätten kein Geld, mir alles neu zu kaufen. Der Lehrer erwiderte: „Das lassen Sie meine Sorge sein.“

Nun kam das zweite Argument, ich habe nichts anzuziehen, um die Schule besuchen zu können. Diesmal schwoll eine Ader auf der Stirn des Lehrers: „Daran hätten Sie früher denken sollen. Ich will mich nicht in Ihre Familienverhältnisse einmischen; ich muß Ihnen jedoch sagen, daß ich nicht verstehe, warum Sie ihn nicht in der Schule gelassen haben, wo er gut versorgt war. Jetzt ist es meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß er wieder zur Schule geht. Geeignete Bekleidung für ihn können Sie in acht Tagen beschaffen. Wenn nicht, dann soll er so zur Schule kommen. Andernfalls werde ich gezwungen sein, die Schulbehörde und die Polizei zu verständigen. Auf Wiedersehen.“

Das ganze Dorf befand sich im Aufstand gegen die Pécics. Stimmen wurden laut, daß ich nicht der Sohn der Familie sei. Die Nachbarin kam und erzählte der Mutter, daß der Bürgermeister die Lehrerin von Boyelles, wo die Familie vor Ausbruch des Kriegs gewohnt hatte, nach Boisleux bestellt habe, um feststellen zu lassen, ob ich der vermißte Junge der Familie bin. Daraufhin war die Bestürzung groß.

Am nächsten Morgen trat Mutter Pécic eine Reise an. Sie kam erst in der Nacht zurück. Sogleich wurde mit dem Packen begonnen, und zwei Tage später ließ der Vater einen großen Fuhrwagen kommen. Aller Hausrat wurde eingeladen, und wir saßen obendrauf.

40. *Lesboeufs.*

Wir fuhren mit dem Fuhrwagen etwa zwanzig Kilometer südlich in ein Dorf von etwa 400 Einwohnern. Dieses Dorf heißt „Lesboeufs“, also übersetzt: „Die Ochsen“, und in diesem „Ochsendorf“, fern von jedem bekannten Gesicht, richtete sich die Familie Pécic ein.

Lesboeufs liegt im Département *Somme*. Durch ihren Umzug hatte sich die Familie von der Verwaltung des Départements *Pas-de-Calais* getrennt. Nur die Schulden bestanden weiterhin. Bäcker Voyer hatte ein Anrecht auf meine Arbeit, und ich mußte damit rechnen, nach meinem vierzehnten Geburtstag (oder was man dafür hielt) bei ihm anfangen zu müssen.

Vater Pécic nahm Arbeit an beim größten Bauernhof im Dorf, also bei Monsieur Lescaut. Wir zogen in ein Einfamilienhaus neben dem Bauernhof der Lescauts. Die hintere und die linke Seite unseres Grundstücks grenzte mit einigen Schuppen und einem Maschendrahtzaun an das Grundstück des Bauern, zur rechten Seite wohnte in einem Häuschen ein Mann, der ebenfalls für Lescaut arbeitete.

Der Dorflehrer ließ sich aufschwätzen, daß ich schon in Hamelin court nicht mehr zur Schule gegangen sei, und daß sich ein Schulbesuch in der Zeit bis zu den Ferien nicht mehr lohne. Sonst müsse wieder alles neu für mich gekauft werden, auch die Kleider, was nicht möglich sei. So begnügte sich der Lehrer mit dem Schulbesuch der übrigen sechs Geschwister. Dazu beigetragen haben mag die Tatsache, daß Mutter Pécic schon wieder ein Kind erwartete und sagte, sie könne die Arbeit im Haus ohne mich nicht mehr bewältigen. Bald darauf wurde Marie-Françoise geboren. Für die Entbindung sorgte der Vater selbst – ohne Hebamme –, so daß der Arzt erst geholt wurde, als alles erledigt war. Das geschah, damit niemand Einblick in die miserable Hauseinrichtung bekam. Die Fruchtblase mußte ich im hinteren Teil des Hofes vergraben. Die Entbindung erfolgte, während die Geschwister in der Schule waren, so daß ich das Wasser wärmen mußte. Da die Tür zum Schlafgemach der Eltern nur angelehnt war, trieb mich die Neugier, bei der Entbindung durch den schmalen Spalt zuzuschauen. Es war ein sonderbares Erlebnis, weil ich dabei an meine Mutter dachte, die mich auch so geboren hatte. Aufgrund dieses Erlebnisses verzieh ich Mutter Pécic alles.

Nachher war ich erstaunt, daß ihr Bauch durch die Entbindung nicht merklich kleiner geworden war.

41. *Geneviève Lescaut.*

Die Familie Lescaut zählte fünf Köpfe. Der Vater war ein reicher Landwirt, kräftig und fast zwei Meter groß. Die Mutter stammte aus einer begüterten Pariser Familie. Der Sohn war etwa ein Jahr älter als ich und besuchte das Gymnasium in Paris bei seiner Tante, die dort eine Villa in Saint-Germain besaß, während die beiden Zwillingsschwestern, Geneviève und Marie-Thérèse, die kaum ein Jahr jünger als ich waren, in Lesboeufs zur Schule gingen. Madame Lescaut war trotz der zwei Geburten schlank und gepflegt geblieben. Die Zwillingsschwestern waren die große Attraktion im Dorf. Nicht weil ihr Vater der reichste Bauer war und sie immer modisch gekleidet waren, sondern weil sich beide

Schwestern so ähnelten, daß nur die Mutter sie voneinander unterscheiden konnte. Dem Wunsch des Lehrers, die Mutter möge ihre Töchter mit andersfarbigen Haarbändern ausstatten, wollte diese nicht nachkommen. Beide waren sehr verwöhnt und daher so dick, daß sie nicht besonders schnell laufen konnten. Sie hatten beide spiralförmig gelocktes blondes Haar, das ihnen über die Schultern fiel, was mich an Daniele Moger erinnerte. Inzwischen war schon der Frühling angebrochen, und ich sah oft Geneviève und Marie-Thérèse im Garten neben unserem Hof. Oft beobachtete ich sie aus dem kleinen Schuppen durch die Bretterritzen. Und bald hatte ich mich in beide verliebt. Zerlumpt wie ich war, schämte ich mich jedoch, über den Hof zu gehen, wenn sie sich im Garten zeigten. Es war von vornherein eine völlig hoffnungslose Liebe – ich: der ärmste Junge in ganz Frankreich, sie: die reichen und verwöhnten Töchter! Meiner Verliebtheit wegen verschob ich meine Flucht auf den Zeitpunkt, wenn ich zum Bäcker mußte.

Um meine traurigen Gedanken zu verscheuchen, sang ich, wenn ich allein im Hof war, manchmal das Lied der Normandie:

*Quand tout renaît à l'espérance,
Et que l'hiver fuit loin de nous,
Sous le beau ciel de notre France,
Quand le soleil revient plus doux,
Quand la nature est reverdie,
Quand l'hirondelle est de retour,
J'aime à revoir ma Normandie,
C'est le pays qui m'a donné le jour ...*

("Wenn zur Hoffnung alles neu erwacht
und der Winter vor uns entflieht
unter dem schönen Himmel unseres Frankreichs,
wenn die Sonne sanfter zurückkehrt,
wenn wieder die Natur ergrünt,
wenn die Schwalbe wiederkehrt,
will ich meine Normandie wiedersehn,
die Heimat, die mir das Licht geschenkt hat ...")

Hier blieb ich plötzlich stecken, weil ich sah, wie Geneviève und Marie-Thérèse zu mir herüberschauten und zuhörten. Beschämt lief ich davon, um mich hinter dem Schuppen zu verstecken. Ich blieb nicht stehen, obwohl eine der beiden Schwestern rief: „Denis! Denis, komm her! Denis!“

Keine Gewalt der Welt hätte mich umkehren lassen.

Eine Nachbarin hatte im Dorf herumerzählt, daß ich anders als meine Geschwister sei und nicht einmal den Dialekt Nordfrankreichs spreche – sie war die Taufpatin von Marie-Françoise und kam oft zu uns. Das sonderbarste an dem Dialekt im Norden ist, daß es einen Unterschied zwischen dem der Mädchen und dem der Jungen gab: während die Mädchen für *mich* und *mir* „moi“ und für *dich* und *dir* „toi“ sagten, sagten die Jungen stattdessen „mi“ und „ti“, was zu der Bezeichnung des Dialekts „ch’ti-mi“ führte. Dieses „mi“ und „ti“ wollte ich nicht übernehmen, womit ich mich sprachlich unter die Mädchen einreichte. Allerdings sorgten die Eltern Pécic dafür, daß ich mit niemandem im Dorf zusammenkam. Was sich erst durch einen Zwischenfall an einem Sonntagnachmittag änderte.

Die Nachbarin hatte meinen Geschwistern einen Fußball geschenkt. Als ich im Hof mit Cyril und Franck Fußball spielte, schoß ich zu fest und Cyril fing den Ball nicht, so daß er durchs Fenster in die Küche flog. Ich wollte den Ball holen, da kam schon Vater Pécic heraus und

holte mit der rechten Hand aus, um mich zu schlagen. Ich duckte mich, und der Schlag traf mich an den Hinterkopf! Ich wartete nicht auf weitere Schläge, sondern lief davon!

„Zurück! Zurück“ schrie die wütende Stimme des Vaters hinter mir her. Ich dachte nicht daran! Einholen konnte er mich nicht, obwohl er etwa vierzig Jahre alt, über 1,70 Meter groß und sehr kräftig war – doch als Alkoholiker hatte er die Geschmeidigkeit verloren. Ich lief zum Kaninchenschuppen am anderen Ende des Hofes. Aber noch bevor ich dort ankam, sah ich die Zwillingsschwestern am Zaun stehen, sie hatten alles gesehen – und wieder rief mich eine von ihnen: „Denis! Denis! ...“

Statt links hinter den Schuppen zu laufen, schwenkte ich nach rechts, um noch schneller ihrem Blick zu entkommen. Von der rechten Seite des Schuppens gedeckt, schaute ich zurück, ob Vater Pécic mir nachlief – aber er kehrte schon ins Haus zurück. Auch er lief vor den Töchtern seines Arbeitgebers lieber davon. Nun konnte ich den Eingang auf der Rückseite erreichen und mich im Schuppen verstecken. Geneviève – so hieß die Ruferin – war nicht gewohnt, daß jemand ihr nicht gehorchte. Sie drohte mir: „Denis! Wenn du jetzt nicht zu mir kommst, werde ich nie wieder mit dir sprechen!“ – dabei hatte sie noch nie ein Wort mit mir gesprochen.

Die junge Dame wurde wütend, stampfte mit dem Fuß auf den Boden, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen: „Denis! Ich sage dir zum letzten Mal: wenn du nicht gleich herkommst, werde ich nie wieder mit dir sprechen! Hast du verstanden?“

Da ich schwieg, wies Geneviève ihre Schwester Marie-Thérèse an, am Zaun stehenzubleiben, während sie selbst sich entfernte. Ich glaubte, sie würde durch den kleinen Hof zur Straße gehen und von dort in unseren Hof kommen – sie war zu dick, um über den Drahtzaun klettern zu können –, deshalb kletterte ich auf den Strohboden des Schuppens und zog die Leiter zu mir hoch. Droben wartete ich vergeblich – Geneviève kam nicht. Ich rief nach Cyril, er solle zur Straße gehen und nachschauen, ob er Geneviève sieht. Er konnte sie nirgends sehen, deshalb kletterte ich wieder vom Boden herunter. Gleich darauf erschien auch Geneviève wieder am Zaun: „Denis! Denis, komm her zu mir! Ich hab ein Stück Kuchen für dich. Komm doch her, Denis!“

Weil ich weiterhin stumm blieb und mich versteckte, versuchte sie es mit einer List und rief Cyril zu sich. Ich verbot Cyril hinzugehen. Aber der Kuchen war zu verlockend, denn so etwas bekam er zu Hause nie, und weil ich ihn nicht aufhalten konnte, lief er zum Zaun. Da sich Geneviève zwei Stück Kuchen geholt hatte, gab sie ein Stück Cyril und schärfte ihm ein, es mir zu bringen, danach würde er das andere Stück bekommen. Als Cyril in meine Nähe kam, erwischte ich ihn beim Kragen und verpaßte ihm einen Tritt, so daß er aus Leibeskräften schrie! Den Kuchen ließ er aber nicht fallen, sondern zerdrückte ihn in der Hand. Trotzdem forderte ich ihn auf: „Und jetzt gibst du ihr den Kuchen wieder zurück!“

Er lief jedoch nicht zum Zaun, sondern zum Haus, während er das Kuchenstück hinunterschlang. Er leckte sich noch die Finger ab, als er zu seinem Vater heulend sagte: „Denis hat mich geschlagen!“

Die Zwillinge waren vom Zaun verschwunden. Nun ging der Vater zum Schuppen. Aber da war er von einer Seite kam, blieb mir die andere Seite zur Flucht. Soweit kam es jedoch nicht, denn Geneviève tauchte von der Straße her im Hof auf, und versuchte, dem Mann den Weg abzuschneiden. Sie war noch nicht ganz herangekommen, als sie ihn schon anrief: „Monsieur Pécic! Bleiben Sie stehen!“

Ich war verblüfft, Geneviève so schnell im Hof auftauchen zu sehen, noch verblüffter war ich aber, zu sehen, wie der Vater tatsächlich stehenblieb! Geneviève blieb einen Schritt vor ihm stehen und kanzelte ihn ab: „Sie böser Mensch! Wie konnten Sie sich erlauben, Denis zu schlagen? Ich werde es Maman sagen, daß Sie ihn auf den Kopf geschlagen haben! Da wird

sie Ihnen die Meinung sagen! Und schlagen Sie Denis nie wieder, denn dann werden Sie mit meinem Papa zu tun haben! Verstanden?!“

Franco Pécic war perplex! Er wich sogar etwas zurück, als Geneviève ihre Worte mit dem Zeigefinger von seiner Nase unterstrich. Auch Mutter Pécic stand fassungslos in der Tür, während alle Geschwister ungläubig dem Geschehen zuschauten, denn für sie war es neu, daß der gefürchtete Vater sich von einem Mädchen eine peinliche Abfuhr erteilen ließ! Für sie und nicht minder für die Eltern war es unerklärlich, wie die verwöhnte Tochter des reichsten Bauern dazu kam, so resolut für mich Partei zu ergreifen. Niemand hatte je gesehen, daß wir ein Wort miteinander gewechselt hätten – auch hatte ich noch nie das Anwesen des Bauern betreten.

Am überraschtesten aber war ich selbst! Durch eine Bretterluke konnte ich nicht nur alles sehen, sondern, da der Vater fast bis zur Mitte des Hofes gekommen war, auch alles hören. Der Auftritt von Geneviève hatte mich so verblüfft, daß ich für einen Augenblick meine Situation vergaß und eintauchte in ein Bad der Wonne! Mich verlangte danach, sie wie eine Prinzessin auf den Knien anzubeten und ihre Füße zu küssen. Obwohl, zerlumpt wie ich war – – Inzwischen war auch Marie-Thérèse im Hof angekommen und blieb einige Schritte hinter ihrer Schwester stehen – sie hielt immer noch ihr Kuchenstück in der Hand. Geneviève wandte sich zu ihr um und forderte sie auf, zum Schuppen mitzukommen. Und schon ergriff mich panische Angst.

Ich nahm so viele Leitersprossen, wie ich auf einmal schaffte, um auf den Boden zu gelangen, und zog schnell die Leiter nach – danach verhielt ich mich still. Wenige Sekunden später rief Geneviève an der Tür des Schuppens: „Denis! Denis, wo bist du?“

Mein Herz antwortete ihr still: „Ja, schöne Prinzessin, hier bin ich gefangen!“ Aber meine Ohren vernahmen als Antwort: „Hast du ihn nicht von hier weglaufen sehen?“

Marie-Thérèse: „Nein. Er muß sich hier versteckt halten. Vielleicht dort hinter dem Verschlag oder oben auf dem Stroh.“

Geneviève suchte unten: „Nein, hier ist er nicht. Meinst du, daß er hinaufgeklettert sein könnte?“

Marie-Thérèse: „Er schon! Du hast gesehen, wie schnell er auf den Zwetschgenbaum geklettert ist, um das Vogelhäuschen anzumachen.“

Geneviève: „Hier ist nichts, worauf er klettern könnte. Ich kann mit der Hand nicht hinaufreichen, und größer als ich ist er nicht. Vielleicht ist er über die Straße zu den Pappeln gelaufen, wo er im Versteck an dem Flugzeug bastelt.“

Marie-Thérèse: „Warum fragst du nicht Maman, ob sie ihn einmal zu uns kommen läßt? Vielleicht wird er sich dann nicht mehr verstecken.“

Geneviève: „Du weißt, daß er nicht kommen will, weil er sich in seinen Klamotten schämt. Yolande hat mir erzählt, wie traurig er war, als er von der Normandie gekommen ist und seine Kleider dem Bruder gegeben wurden. Komm, wir werden den Kuchen Yolande geben – sie wird ihn ihm bringen, und dann werden wir wissen, wo er sich versteckt hält.“ Worauf sich beide entfernten.

Durch diesen Wortwechsel erfuhr ich nicht nur, daß ich des öfteren beobachtet worden war, sondern auch, daß die neunjährige Yolande im Komplott mit den Zwillingsschwestern stand. Niemand anderer konnte verraten haben, wo ich an meinem Flugzeug bestellte.

Yolande war unter den Geschwistern diejenige, die mich am meisten lieb hatte. Mir war sie aufgefallen, weil sie mich immer mit ihren schönen Rehaugen anschaute. Einmal bot sie mir mit gesenktem Kopf ein Bonbon an, und weil ich nicht annehmen wollte, schmolte sie.

Worauf ich das Bonbon entzweibiß und ihr die eine Hälfte gab. Nun freute sie sich so sehr, daß sie mich umarmte und küßte. Seitdem war sie so anhänglich an mich, daß sie jede

Gelegenheit benützte, um zu mir zu laufen und sich an mich zu klammern, damit ich sie küsse. Sie war ohne Mutterliebe aufgewachsen und sehnte sich nach der geringsten Liebesbezeugung. Manchmal kam sie in mein Versteck hinter den Pappeln, das niemand sonst kannte. Sie brachte mir Bonbons und Schokolade, wobei wir alles teilten. Nun wußte ich, aus welcher Quelle diese Geschenke kamen.

Ich kletterte schnell hinunter, weil Yolande, die mich nie aus den Augen ließ, gesehen hatte, daß ich zum Schuppen geflüchtet und von dort nicht wiedergekommen war. Auch wußte sie von der Leiter. So wollte ich warten, bis die Schwestern mit ihr zurückkamen, um an der anderen Seite des Schuppens unbemerkt zu entkommen. Die Zwillinge aber waren schlau genug gewesen, nicht auffällig mit Yolande zu sprechen. Kaum waren sie auf die Straße hinausgegangen, als Yolande ihnen folgte. Sie kam jedoch nicht zurück, so daß ich nach einer Weile zum Holzschuppen ging. Ich hatte bereits einen Haufen Holz gehackt, als Yolande allein mit dem Kuchen zurückkam. Sie lief gleich herbei und reichte mir den Kuchen. Bevor ich ihn mit ihr teilte, fragte ich: „Hast du nicht gewußt, daß ich im Kaninchenschuppen war?“ Yolande lachte spitzbübisch: „Doch! Ich wollte dich aber nicht verraten.“

Da uns niemand sehen konnte, nahm ich sie in den Arm und küßte sie. Dann wollte ich das Stück Kuchen auseinanderbrechen, um ihr eine Hälfte zu geben. Sie sagte: „Iß du zuerst davon, und dann gibst du mir den Rest.“

Ich antwortete: „Man gibt anderen nie etwas Angebissenes, sondern muß es durch Brechen oder Schneiden teilen.“

Yolande schmolte: „Von dir mag ich es lieber, wenn du dran beißt, wie mit dem Bonbon, das du mir beim Küssen in den Mund gegeben hast.“

Ich tat ihr den Gefallen: „Du stellst dich an, Yolande! Aber weil du meine liebe Schwester bist, mach ich es für dich.“ Das hätte ich nicht sagen sollen! Denn nun wollte sie abwechselnd mit mir von dem Kuchenstück abbeißen.

Nun wollte ich von ihr wissen, wohin sie mit den Zwillingen gegangen war. Und Yolande erzählte: „Ich habe sie zu deinem Versteck hinter den Pappeln geführt. Weil du aber nirgends zu finden warst, hat mir Geneviève das Stück Kuchen von Marie-Thérèse gegeben und mir gesagt, ich solle auf dich warten und es dir geben. Dann ist sie mit Marie-Thérèse zu ihrer Mutter gegangen, um mit ihr zu sprechen.“

Ich fragte sie weiter aus: „Welche von den beiden ist Geneviève? Wie kannst du sie voneinander unterscheiden?“

Yolande: „Ich kann sie nicht voneinander unterscheiden. Aber es ist immer Geneviève, die nach dir fragt, weil Marie-Thérèse schon einen ‚beau‘ hat – Jean-Pierre, den Sohn vom Lehrer. Und Geneviève möchte *dich* haben. Ich hab ihr erzählt, wie gut gekleidet du warst, als du von der Normandie gekommen bist. Sie hat gesagt, es macht nichts, wie du gekleidet bist, sie mag dich auch so. Später wirst du wieder gute Kleider tragen. Aber Denis, wirst du mich später, wenn Geneviève deine ‚bonne amie‘ sein wird, auch so lieb haben wie jetzt?“

Ich beruhigte sie: „Ja, Yolande. Ich werde dich immer lieb haben.“

42. Die erste Liebe.

Vater Pécic begab sich am Sonabend wie gewöhnlich zum Bauernhof von Monsieur Lescaut, um den Pferden das Futter zu geben und sie zu tränken. Aber schon nach kurzer Weile kam er mit verdrießlicher Miene zurück und rief mich zu sich, ich solle ihm folgen. Ich wollte aber nicht! Da war er ersichtlich erleichtert und ging wieder alleine fort.

Noch bevor er zurückkam, erschien plötzlich Madame Lescaut bei uns, begleitet von ihren Zwillingstöchtern. Ich wollte mich schnell aus der Küche zurückziehen, aber Madame Lescaut rief mich zu sich: „Komm, Denis. Ich möchte mit dir sprechen.“

Ich fühlte, wie mein Gesicht vor Verlegenheit und Scham glühte. Ich wagte meinen Kopf nicht zu heben, da ich wußte, daß Genevièves Augen auf mich gerichtet waren, und da ich mich nicht nicht von der Stelle rührte, kam Madame Lescaut zu mir, gefolgt von Geneviève. Ihre Mutter legte mir sanft die Hand auf die Schulter und sagte freundlich: „Ich habe schon mit deinem Vater gesprochen. Er ist einverstanden, daß du zu uns kommst. Möchtest du uns nicht tagsüber etwas bei der Arbeit helfen? Du kannst auch bei uns essen. Und ich werde dir bessere Kleider geben – etwas von Gérard habe ich noch hier, und wenn er in den Sommerferien herkommen wird, soll er noch Sachen für dich mitbringen, damit du auch sonntags gut angezogen bist. Komm mit uns. Ich werde dir etwas zusammensuchen, damit du morgen etwas anzuziehen hast“, und sie zog mich an der Hand mit sich.

Das Wohnhaus der Familie Lescaut war wie eine Villa – alles blank und sauber. Zum Glück wurde ich in der Küche allein zurückgelassen. Aber bald kam Geneviève allein zurück. Sie blieb an der Tür stehen und schaute mich an. Ich dagegen bekam wieder eine glühende Birne und wagte nicht zu ihr aufzuschauen. Mein Herz war so voll Liebe, daß es zu platzen drohte, und es war so wohltuend, sie in meiner Nähe zu wissen – dennoch schämte ich mich vor ihr in meinen Lumpen, wie ich mich noch nie geschämt hatte. Schließlich konnte ich der Versuchung nicht mehr widerstehen, zu ihr aufzuschauen. Ihre hellbraunen Augen erwiderten meinen Blick und lösten in mir eine Hitzewelle aus, die mich zwang, erneut den Kopf zu senken. Als ich Schritte hörte, riskierte ich einen zweiten Blick, den Geneviève mit einem Lächeln beantwortete. Ich lächelte scheu zurück.

Madame Lescaut trug auf dem Arm alles, was ich brauchte, und wies mich an, ihr zu folgen. Durch den Salon führte sie mich in ein kleines Nebenzimmer, wo ich mich auszukleiden hatte, dazu ließ sie mich allein. Während ich mich umkleidete, spielte Geneviève im Salon Klavier. Nur die Hose war mir ein bisschen zu lang, aber Madame Lescaut sagte: „Ich werde eine andere Hose einkürzen, bis dahin kannst du diese tragen. Dein Zeug laß alles hier liegen, damit ich es verbrennen lassen kann.“

„Ich danke Ihnen sehr, Madame. Und ich werde dafür ...“, der Rest blieb mir im Hals stecken, weil sich Geneviève neben der Mutter durch die Tür schlängelte. Und nachdem sie mich mit einem Blick gemustert hatte, hingte sie sich begeistert an den Hals ihrer Mutter und küßte sie: „Oh, Maman! Siehst du, wie gut er jetzt aussieht!“

Die Mutter aber hatte es jetzt eilig, weil die Kühe gemolken werden mußten, und sagte zu mir: „Du wirst uns jetzt beim Melken helfen. Danach essen wir zusammen.“

Wir begaben uns in den Stall, wo mindestens dreißig Kühe waren. Eine Frau war schon beim Melken. Damals gab es noch keine Melkmaschinen, so daß alle Kühe mit der Hand gemolken werden mußten. Ich war sehr verlegen, weil ich gar nicht melken konnte, und ausgerechnet Geneviève wollte mir das zeigen: „Komm, Denis, nimm diesen Hocker. Meine Blanchette hält ganz still und hat große Zitzen.“

Ich nahm den Dreifuß und folgte Geneviève, wagte jedoch nicht, mich neben sie zu setzen. Sie stellte den Eimer unter das große Euter und befeuchtete die Zitzen mit Milch. Bei jedem Zug ihrer Hände strömte die Milch in dicken Strahlen: links und rechts und links und rechts. Nun sollte ich es versuchen, wobei Geneviève sagte: „Rück ganz nah an mich, sonst kommst du nicht ran.“

Ich setzte mich rechts neben sie, nahm je eine Zitze in jede Hand und zog, wie Geneviève es getan hatte – aber es kam keine Milch! Ich bekam einen glühenden Kopf vor Verlegenheit und Verdruß, während Geneviève von Herzen lachte. So sehr ich mich schämte, so sehr freute ich mich über ihr Lachen. Bis jetzt hatte ich jede Berührung mit ihr vermieden, indem ich mich zur Seite neigte. Nun rückte Geneviève noch dichter an mich heran und eine Glut durchströmte mich, daß ich vor Glück zu atmen vergaß. Da hatte sie schon meine Hände

genommen: „Drücke zuerst mit Daumen und Zeigefinger zu, und wenn du nach unten ziehst, dann drückst du auch mit den anderen Fingern der Hand zu. So ...“, und sie drückte mir abwechselnd die eine und dann die andere Hand zu. Dabei hatte sie mit ihrem rechten Arm unter meiner linken Schulter durchgefaßt, während mein Arm bei jeder Auf- und Abbewegung ihre rechte Seite berührte. Da sie vorgeneigt saß, fielen ihre blonden Locken über meinen linken Oberarm. Unsere gegenseitige Berührung ließ die Anziehung zwischen uns immer stärker werden, und mein Herz dröhnte bei jedem Schlag. Da die Milch unter meinem und ihrem Händedruck in immer größeren Strahlen zu fließen begann, kehrte mein Selbstvertrauen wieder zurück. Ich wagte einen Seitenblick, und auch sie schaute zu mir, worauf wir ein Lächeln tauschten, worauf sie mit süßer Stimme sagte: „Versuchs jetzt mal allein.“ Es kam nicht mehr so viel Milch, aber doch genug, und sie lachte. Dann ließ sie mich die beiden vorderen Zitzen nehmen, während sie an den hinteren molk. Sie war eher fertig, so daß wir den Platz tauschten – jetzt molk sie rechts von mir. Insgesamt molken wir vier Kühe, bis die Eimer voll waren mit schäumender Milch.

Beim Abendessen merkte ich, daß Madame Lescaut die uneingeschränkte Herrin im Haus war. Sie bestimmte, während Monsieur Lescaut sich eher schweigend verhielt und nur manchmal zustimmend nickte. Der Tisch war mit einer Seite gegen die Wand geschoben, so daß Monsieur Lescaut und ich je an einem Tischende saßen, während an der linken Tischseite Madame Lescaut, Marie-Thérèse und Geneviève (als nächste bei mir) Platz genommen hatten. Die so plötzlich erwachte Liebe beraubte mich meines Appetits. Auch Geneviève aß nur wenig. Nach dem Dessert wollte ich wieder gehen, aber Geneviève flüsterte ihrer Mutter etwas ins Ohr, worauf mir diese zu bleiben gebot und mich zu erzählen bat, wo ich zur Schule gegangen war.

Ich erzählte über das Leben in Saint Louis – verschwieg jedoch meine Flucht und die Prügel, die ich anfangs bekommen hatte. Als ich von der Lehrerin berichtete und sie „Blanchette“ nannte, brachen die Zwillingschwester in tolles Gelächter aus, in das ihre Mutter einfiel! Dann fragte mich Madame Lescaut, warum mich Madame Pécic von Saint Louis abgeholt hatte, bevor ich mein Examen gemacht hatte und warum ich nicht mehr zur Schule ging. Da war ich sehr verlegen und schwieg – ich brachte es nicht über mich zu sagen, daß sie gar nicht meine Mutter war. Wieder flüsterte Geneviève ihrer Mutter etwas zu, worauf Madame Lescaut sagte: „Gelegentlich zeigst du uns die Fotos von deiner Kommunion und Firmung. Wir möchten sie gerne sehen, willst du sie uns zeigen?“

Bevor ich antworten konnte, fügte Geneviève hinzu: „Und auch das große Bild, wo du als Ministrant abgebildet bist.“

Ich schaute sie verblüfft an! Denn woher konnte sie von den Fotos etwas wissen? Und wie sollte ich sie mitbringen, wenn Mutter Pécic sich weigern würde, sie mir zu geben. Deshalb antwortete ich: „Ich möchte sie Ihnen gerne zeigen, aber ich weiß nicht, ob ich sie bekommen werde.“

Sie schauten sich alle fragend an, bis Madame Lescaut schließlich fragte: „Warum sollst du sie nicht zeigen dürfen? Will es deine Mutter nicht?“

Nachdem ich den Kopf verneinend geschüttelt hatte, fragte Madame Lescaut weiter: „Wo warst du, bevor du in das Internat Saint Louis gekommen bist?“

Ich antwortete: „Bei der Familie vom Bürgermeister in Fontenay-le-Pesnel, etwa fünfzehn Kilometer von Caen in Richtung Bayeux.“

Madame Lescaut: „Und wo warst du bevor du zu der Familie des Bürgermeisters gekommen bist?“

In die Enge getrieben, erwiderte ich: „Ich bin in einer Villa gesund gepflegt worden.“

Alle starrten mich mit großen Augen an, denn von einer Erkrankung hatten sie offensichtlich noch nichts erfahren. Darüber wußte auch Yolande nichts.

Betretenes Schweigen herrschte auch, als ich auf die Frage, woran ich erkrankt war, lange nach einer Antwort rang, bis ich mich zur Wahrheit entschloss: „Ich weiß es nicht. Ich war lange bewußtlos, bis mich die Krankenschwester Marie in der Villa gesundgepflegt hat.“

Die nächste Frage: „In welcher Stadt war diese Villa, wo du gesundgepflegt worden bist?“

Hier konnte ich nur meine Vermutung aussprechen: „Vielleicht in Rouen oder in Lisieux.“

Wieder schauten sich alle fragend an, und die Mutter von Geneviève setzte das Verhör fort: „Wie alt warst du damals?“

„Ich weiß es nicht genau. Dreizehn vielleicht.“

Und nochmals brachte Madame Lescaut eine leidige Frage vor: „Und wo warst du, bevor du krank wurdest und ins Hospital von Rouen oder Lisieux kamst?“

Diese Frage berührte meinen wunden Punkt. Ich mußte den Kopf senken, weil mir die Augen feucht wurden. Schließlich rang ich mich zu der geflüsterten Antwort durch: „Bei meiner Mutter.“

Diesmal war die Verblüffung und Verwirrung total! Monsieur Lescaut ließ sich erstmals vernehmen: „Bei welcher Mutter?“

Da kam mir Madame Lescaut zuhelfe: „Wie kannst du ihm eine solche Frage stellen? Er kann ja nur ...“ Und sie stockte.

Ich sah nicht, ob sie sich gegenseitig anschauten oder auf mich blickten, weil ich meinen Kopf nicht hob. Das Schweigen wurde durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen – es war Yolande, die mich abholen kam. Als ich, diese Gelegenheit ausnutzend, aufblickte, sah ich, wie die Augen von Geneviève feucht waren.

Madame Lescaut legte mir die Hand auf die Schulter: „Komm morgen wieder, Denis. Du wirst mir bei der Arbeit helfen. Gute Nacht und schlafe gut!“

Geneviève begleitete mich hinaus und reichte mir ihre Rechte: „Gute Nacht, Denis.“

Als wäre ich ein vornehmer Kavalier, hob ich ihre Hand zu meinen Lippen und küßte sie sanft: „Gute Nacht, Mademoiselle Geneviève.“ Und eilte wie ein flüchtiger Räuber von dannen.

Kaum war ich auf der Straße, hängte sich Yolande an meinen Hals: „Oh Denis! Ich bin so glücklich! Du siehst wieder so gut und lieb aus! Und du hast auch Geneviève die Hand geküßt!“

Ich küßte sie und fragte: „Du, Yolande, woher weiß Geneviève etwas über meine Fotos?“

Da schmiegte sie sich noch fester an mich: „Als Maman letzten Donnerstag fort war, habe ich die Schlüssel aus dem Versteck oben auf dem Schrank genommen und deine Fotos Geneviève gezeigt. Bist mir nicht böse, Denis?“

Ich war ihr nicht böse, sondern belohnte sie mit einem weiteren Kuß.

Mutter Pécic drohte gleich: „Daß du den Lescauts nichts von der Normandie erzählst, sonst kommst du zum Bäcker nach Boisieux!“

Ich war bestürzt, denn es war schon zu spät – ließ mir jedoch nichts anmerken.

43. Eifersucht.

Am Montag mußten die Zwillingsschwestern wieder zur Schule. Geneviève kam mich begrüßen – doch ich konnte ihr vor den anderen nicht die Hand küssen. Bevor sie zur Schule ging, frühstückten wir zusammen. Ich löste gerade den Kühen die Ketten vom Hals, um sie auf die Weide zu führen, als Geneviève mit der Schultasche in der Hand neben mir auftauchte: „Bis Mittag, Denis.“ Ich küßte ihr wieder die Hand und sie lächelte.

Den Vormittag über half ich Madame Lescaut bei der Hausarbeit. Während sie die Maschine zur Entsahnung der Milch auseinandernahm und die Teile abwusch, trocknete ich sie ab.

Plötzlich fragte sie mich: „Du, Denis, wann hast du deine Mutter verloren?“

Die plötzliche Frage verwirrte mich, aber da sie mir liebevoll die Hand auf die Schulter legte und mir in die Augen schaute, sagte ich: „Ich weiß es nicht. Marie hat mir nur erzählt, daß mich zwei Schwestern vom Roten Kreuz bewußtlos ins Hospital brachten, und daß sie mich später in der Villa ablieferten. Es war in der Zeit, als es viele Flüchtlinge in der Stadt gab – bevor die deutschen Soldaten mit den Panzern kamen. Gegenüber der Villa stand ein Panzer, dort hat ein deutscher Soldat Wache gestanden.“

Madame Lescaut: „Hast du seitdem nie etwas von deiner Mutter gehört? Und weißt nicht, wo sie sein könnte?“

Ich erwiderte: „Nein. Die Schwestern vom Roten Kreuz haben nichts gesagt. Aber bitte, erzählen Sie das niemandem, weil Mutter Pécic gedroht hat, wenn ich etwas erzähle, werde ich zum Bäcker nach Boisleux gebracht.“

Sie versprach mir: „Ich werde es niemandem erzählen. Auch Geneviève und Marie-Thérèse werden nichts sagen – ich habe ihnen schon Bescheid gesagt. Erzähl mir jetzt von deiner Mutter und wo du mit ihr vor dem Krieg gewohnt hast.“

Ich erzählte ihr meine *eine* Erinnerung.

Madame Lescaut küßte mich auf die Stirn und sagte: „Allerärmster Junge. Aber mache dir jetzt keine Sorgen um deine Mutter. Nach dem Krieg wird sich das alles regeln. Bis dahin wirst du bei uns bleiben. Nach den Sommerferien wird Gérard wieder nach Paris zurückkehren, dann werde ich versuchen, dich ganz bei uns aufzunehmen. Ich werde dir Bekleidung und alles, was du brauchst, beschaffen. Möchtest du bei uns wohnen?“

Und ob ich das wollte! „Ich danke Ihnen sehr herzlich, Madame. Sie sind so liebenswürdig und gütig zu mir.“

Madame Lescaut: „Das tue ich für dich gerne. Komm, wir werden jetzt ein Stück Kuchen essen.“ Das war die Art von Madame Lescaut und so blieb es.

In Lesboeufs gab es keine „grand-mère“ Duval und keine Hélène Duval. Die Liebe konnte sich normal entwickeln. Es gab kein Schulmädchen, das ihre Jungfräulichkeit schon verloren hatte. Es kam zu Klatscherei, wenn eine Verlobung gelöst wurde oder wenn verfeindete Bauern sich einer Verlobung widersetzen.

Abends halfen Geneviève und Marie-Thérèse mir beim Melken. An einem Abend molken wir, uns gegenüberstehend, jeder seine Kuh, als Geneviève rief: „Denis.“

In dem Augenblick, als ich zu ihr hinüberschaute, traf mich ein Milchstrahl genau zwischen meine Augen, so daß ich von der Milch geblendet wurde. Als ich mit einer Hand versuchte, mir die Milch aus den Augen zu wischen, war Geneviève schon bei mir. Sie umschlang mich mit beiden Armen und als ich überrascht aufschaute, drückte sie mir einen festen Kuß direkt auf den Mund: „Ich hab es nicht so stark gewollt, Denis.“

Beglückt erwiderte ich: „Das macht doch nichts! Es war ein Spaß!“

Mit Ausnahme des Handkusses gab ich nie meine Zurückhaltung ihr gegenüber auf. Ich stellte mir vor, wie wunderbar es wäre, Geneviève zärtlich in die Arme zu schließen und wie himmlisch, sie auf den Mund zu küssen – aber ich befürchtete, sie könne es nicht mögen. Auch nachdem sie mir den ersten Kuß gegeben hatte, war ich mir nicht sicher, denn sie hatte ihn mir ja gegeben, um sich wegen des Milchstrahls zu entschuldigen. Dann kam der schulfreie Donnerstag. Ich war gerade in der Scheune, als Geneviève angelaufen kam. Sie legte mir den Arm um den Hals und sagte: „Mach die Augen zu!“

Schon fühlte ihren Kuß auf meinem Mund. Ich nahm sie zärtlich in die Arme, küßte sie und fuhr liebkosend über ihren Rücken, dann über ihr seidenweiches Haar. Sie löste sich von

meinem Mund und schaute mir in die Augen. Und während ich in die ihren blickte, sagte ich: „Du bist so schön und lieb, Geneviève.“

„Du bist jetzt mein ‚Beau‘, Denis!“ erwiderte sie. Und bot mir nochmals ihren Mund zum Kuß dar. Nach einer Weile löste sie sich wieder von mir, schaute mich an und fragte: „Hast du schon eine andere geküßt?“

Ich war sehr verlegen, denn anlügen wollte ich Geneviève nicht: „Das war aber ganz anders, Geneviève.“

Geneviève wollte nun alles wissen: „Komm dort hinter die Strohballen und erzähl mir alles. Hier könnte Marie-Thérèse uns überraschen. Sie darf nichts mitbekommen, weil sie dich auch mag. Aber sie hat schon einen Beau.“

In unserem Versteck erzählte ich ihr, wie mich Marie küssen lehrte. Ich erzählte auch von Juliette, sagte aber, daß sie nicht meine Geliebten waren.

Geneviève wollte wissen, ob ich sie auch richtig geliebt hätte – wie Gatte und Gattin. Ich verneinte: „Nein, dafür war ich noch zu jung,“ wunderte mich aber, daß sie davon wußte. Später erfuhr ich, daß ihre Mutter sie schon aufgeklärt hatte.

Nun hätte ich gern gewußt, ob Geneviève schon einen Beau gehabt hatte, aber ich wagte nicht zu fragen. Da sagte sie von sich aus: „Ich hatte noch keinen Beau. Marie-Thérèse hat mir aber gezeigt, wie sie Jean-Pierre küßt. Und Yolande hat mir erzählt, wie du küßt. Ach Denis! Sie ist gar nicht deine Schwester!“

Ich fragte sie, woher sie das wisse, und sie erzählte mir, daß sich ihre Eltern darüber unterhalten hatten. Ich beruhigte sie wegen Yolande: „Sie weiß nicht, daß ich nicht ihr richtiger Bruder bin. Und ich liebe sie nur so, wie ein Bruder seine Schwester liebt und nicht mehr.“

Geneviève wandte ein: „Aber Denis, mein Bruder hat mich nie so geküßt!“ Worauf ich ihr versprach, zurückhaltender zu sein. Von nun an lagen wir uns bei jeder günstigen Gelegenheit festumschlungen in den Armen und küßten uns.

Geneviève kam immer zu mir, wenn Marie-Thérèse bei Jean-Pierre war. An einem regnerischen Abend, ich war gerade dabei, Spreu für die Kühe aufzuschütten, wandte ich mich um und wäre fast mit ihr zusammengestoßen. Ich warf die Gabel ins Stroh und umarmte Geneviève. Während ich sie küßte, merkte ich, wie sonderbar sie sich benahm – sie umschlang mich nicht wie gewöhnlich, sondern ließ sich nur von mir küssen. Ich war bestürzt und glaubte, daß irgendetwas geschehen sein mußte: „Was ist los, Geneviève? Hat jemand etwas erfahren?“

Geneviève schwieg! Ich küßte sie wieder und liebteste ihren Rücken und ihr Haar, um sie zum Sprechen zu bringen: „Bitte, sag mir, was geschehen ist.“ Da wandte sie sich von mir ab und lief davon.

Mein Herz sank mir in den Magen, so bestürzt war ich! Nachdem ich das Stroh aufgeschüttet hatte, traute ich mich nicht mehr ins Haus zurück. Ich erwog davonzulaufen, denn ich konnte es nicht ertragen, wenn Geneviève mich nicht mehr mochte. Ich glaubte schon, Yolande hätte mich verpetzt, weil ich ihr erklärt hatte, daß ich sie nicht mehr wie früher küssen dürfe.

Da kam Geneviève wieder, warf sich in meine Arme, küßte mich und fragte dann: „Bist du noch nicht fertig, Denis? Das Abendessen steht schon auf dem Tisch.“

Ich war fassungslos und fragte sie: „Was war los, Geneviève? Warum warst du vorhin so traurig? Ich hab mich nicht getraut hineinzugehen, weil ich glaubte, du magst mich nicht mehr.“

Nun brach Geneviève in Lachen aus: „Ich war vorhin gar nicht bei dir, sondern war auf Kommission im Lebensmittelgeschäft. Es muß Marie-Thérèse gewesen sein! Oh, ich werde

mir ein Zeichen ausdenken müssen, damit du uns nicht verwechselst. Hast du Marie-Thérèse ...“ Sie stockte und schaute mich fragend an.

Ich gestand ihr: „Als ich mich beim Aufschütten der Spreu umgedreht habe, bin ich fast mit ihr zusammengestoßen. Und weil ich glaubte, du wärst es, habe ich sie umarmt und geküßt. Doch weil sie sich so komisch benahm, dachte ich, es wäre etwas geschehen.“

Geneviève: „Damit du uns nicht mehr verwechselst, werde ich dir als Zeichen immer einen Handkuß entgegenwerfen. Wenn nicht, heißt das, daß jemand hinter mir herkommt – oder daß ich es gar nicht bin. Doch jetzt komm! wir müssen zum Abendessen.“ Und sie gab mir noch einen Kuß.

Ich war sehr verwirrt! Denn ich habe durch diese Verwechslung gemerkt, daß ich beide Zwillinge gleich heftig liebte, da die eine wie die andere war. Umgekehrt war das wohl genauso, sonst wäre Marie-Thérèse nicht zu mir gekommen. Doch hat sie sich nicht getraut, meinen Kuß zu erwidern.

Während des Abendessens warf Geneviève ihrer Schwester zornige Blicke zu. Aber Marie-Thérèse schien das nicht zu stören.

Am Sonntagnachmittag ging Marie-Thérèse wie gewöhnlich hinüber in das Haus des Dorflehrers, um mit Jean-Pierre zusammen zu sein. Ich führte Geneviève zu meinem alten Versteck hinter den Pappeln, wo ich oft an meinem Flugzeug gebastelt hatte. Dort konnten wir uns ungestört umarmen und küssen. Plötzlich stand Marie-Thérèse vor uns und forderte ihre Schwester auf: „Geneviève! Laß ihn los! Wenn du dich wieder von ihm küssen läßt, werde ich es Maman sagen!“

Überrascht ließ ich von Geneviève ab. Geneviève dagegen wurde wütend: „Dann werde ich ihr auch sagen, daß du dich immer von Jean-Pierre küssen läßt und auch schon den Schlüpfer ausgezogen hast, damit er dich anschauen konnte.“

Hierauf errötete Marie-Thérèse, aber wollte aufs Ganze gehen: „Meinetwegen kannst du ihr alles sagen! Denn das ist nicht das gleiche wie das mit dir und Denis. Er arbeitet bei uns – Jean-Pierre nicht.“

Geneviève: „Dann geh doch zu deinem Jean-Pierre! Ich habe auch nie versucht, mich von Jean-Pierre küssen zu lassen. Jetzt laß auch du mich allein mit Denis.“

Marie-Thérèse: „Ich mag Jean-Pierre nicht mehr! Und wenn du zuläßt, daß Denis mich auch küßt, werde ich Maman nichts sagen.“

Geneviève: „Unmöglich! Er kann auch nicht uns beide heiraten. Jean-Pierre war bis jetzt gut genug für dich. Du mußt dich mit ihm begnügen. Du kannst mit ihm machen, was du willst, ich werde Maman nie etwas sagen.“

Marie-Thérèse setzte sich nur wenige Schritte von uns ins Gras nieder und erwiderte: „Ich bleibe hier!“

Geneviève: „Dann kannst du zuschauen,“ und sie umschlang mich wieder. Marie-Thérèse tat mir leid, aber da sich Geneviève so tapfer für mich geschlagen hatte, mußte ich sie vor Marie-Thérèse ebenso küssen und liebkosten wie vorhin.

44. Der Verrat.

Marie-Thérèse machte ihre Drohung wahr – sie erzählte ihrer Mutter, daß Geneviève sich immer von mir küssen ließ. Zu mir sagte Madame Lescaut nichts. Dagegen wies sie Geneviève zurecht und verbot ihr eine Liebschaft mit mir – sie sei für das Küssen noch zu jung. Nun verriet Geneviève ihrerseits, daß Marie-Thérèse eine Liebschaft mit Jean-Pierre unterhielt. Da die Lescauts mit der Familie des Dorflehrers gut befreundet waren, mußte Geneviève von nun an Marie-Thérèse begleiten, wenn diese zu Jean-Pierre wollte. Marie-

Thérèse versuchte auf ihre Art, mit Geneviève einen Kompromiß zu schließen, Geneviève aber wollte davon nichts wissen.

Gelegenheiten zum Küssen gab es für uns immer, weil ich den ganzen Tag auf dem Hof war. Allerdings waren wir nun vorsichtiger. Und doch war meine Liebschaft mit Geneviève schon im ganzen Dorf bekannt. Die Schulkinder sagten zu Geneviève nur noch „Denis“. Denn es war Brauch im Dorf, die Mädchen mit dem Namen ihres Beau zu rufen. Ich hörte einmal, wie Jean-Pierre Geneviève neckte: „Denis, Denis, Denis ...“

Geneviève erwiderte: „Du kannst mich damit nicht necken, weil mir Denis ein guter und treuer Gatte sein wird.“

Jean-Pierre: Hast du dich schon von ihm stopfen lassen?“

Geneviève: „Was wir machen, geht dich nichts an! Und es ist viel zu schön, als daß ich es jemandem erzählen würde.“

Jean-Pierre: „Pfui! Pfui, schäm dich! Du hast dich von ihm stopfen lassen! Pfui! Schäm dich! Schäm dich! Schäm dich!“

Geneviève konnte auch spitz sein: „Du bist ja bloß neidisch, weil du nur gucken durftest, als Marie-Thérèse sich vor dir auszog. Dann hat sie dir Hörner aufgesetzt, weil sie sich von Denis hat küssen lassen.“

Jean-Pierre: „Du lügst! Du lügst!“ Und zu Marie-Thérèse gewandt: „Nicht wahr, sie lügt?“

Marie-Thérèse: „Denis hat geglaubt, ich wäre Geneviève. Ich bin aber gleich davongelaufen.“

Jean-Pierre zu Geneviève: „Siehst du! Du lügst. Marie-Thérèse wird sich nie von Denis berühren lassen. Er hat nicht mal ein eigenes Hemd an, und wäre noch jetzt zerlumpt wie er war, wenn deine Mutter ihn nicht eingekleidet hätte.“

Geneviève: „Du bist ‚cocu‘! Deshalb willst du ablenken. Marie-Thérèse hat mich nur deshalb verraten, weil ich Denis nicht mit ihr teilen wollte. Frag sie selber.“

Marie-Thérèse kam Jean-Pierre zuvor: „Das ist nicht wahr! Ich habe es nur Maman gesagt, weil, weil ...“ Sie wußte nichts zu sagen.

Das gefiel Jean-Pierre nicht: „Komm, Marie-Thérèse, wir zeigen ihr, daß ich nicht ‚cocu‘ bin! Und sie kann zuschauen!“ worauf er mit einem Arm die Taille von Marie-Thérèse umschlang und sie unter ein Vordach führte, wo Stroh gelagert war.

Geneviève rief ihnen nach: „Ich hab gar keine Lust zuzuschauen. Ich bin froh, wenn ich euch nicht sehe!“

Françoise, die kleine Schwester von Jean-Pierre, die die ganze Zeit stumm daneben gestanden hatte, sagte nun zu Geneviève: „Komm mit, ich werde meiner Maman sagen, was die beiden tun.“

Geneviève: „Nein! Laß sie nur! Dann wird sie mich nicht mehr mit Denis stören. Ich gehe jetzt zu ihm. Später werde ich wiederkommen und mit dir spielen,“ und sie ging zu der hinteren Scheune, während Françoise über die Wiese zum Haus ihrer Eltern lief.

Ich bewegte gerade einen Strohhallen, als Geneviève durch das hintere Tor der Scheune, das tagsüber immer offen stand, hereinkam. Sie lief mir entgegen und rief: „Marie-Thérèse schmust gerade mit Jean-Pierre. Bis sie fertig sind, haben wir Zeit. Komm mit nach ganz hinten, damit uns niemand überrascht.“

Ich kippte den Strohhallen gegen die anderen und half ihr nach oben, dann kippte ich noch einen Ballen auf den unteren, damit niemand hinaufklettern konnte. Oben gab es eine kleine Versenkung, in der wir liegen konnten. Ich hatte Geneviève noch nie intim berührt, nicht einmal ihre Brust befühlt, obwohl es mich leidenschaftlich dazu hinzog. Als ich sie nun küßte, kam es plötzlich über mich und ich strich sanft mit der Hand über ihre Brust. Dann schloß sich meine Hand um ihren linken Busen, und ich war entzückt – die Brust füllte meine ganze Hand: „Oh Geneviève! Du hast schon Busen! Wie süß!“

Geneviève sah, wie beglückt ich war, und fragte mich: „Möchtest du sehen?“

„Oh ja, Geneviève! Und ich möchte sie ganz zärtlich liebkosten.“

Geneviève: „Ich gehöre ganz dir, Denis! Wie auch du mir ganz gehörst! Knöpf mir das Kleid hinten auf.“

In meinen Adern brannte die Liebesglut. Nachdem ich ihr Kleid aufgeknöpft hatte, konnte sie vorne die kurzen Ärmel abstreifen, dann auch noch ihr Unterhemd – Büstenhalter brauchte sie noch nicht. Ich war wie geblendet vor Wonne – ich küßte die linke Brust, dann die rechte, um wieder zu ihrem Herzen zurückzukehren. Liebkosend spielte ich mit der Zunge an ihren Brustwarzen, während ich ihre nackte Haut streichelte. Aber kaum hatte ich begonnen, da rief schon Marie-Thérèse: „Geneviève! Geneviève! Denis! Denis! ...“

Da wir gut versteckt waren, sagte Geneviève: „Halt dich still! Sie wird uns dann in deinem alten Versteck suchen.“

Marie-Thérèse entfernte sich tatsächlich, trotzdem hatte ich Bedenken: „Wenn sie zu deiner Mutter geht, Geneviève? Ich glaube, es ist besser, du ziehst dich wieder an.“

Sie wollte davon nichts wissen: „Nein, Denis! Es ist so schön. *Mon beau de coeur*.“ Und sie strich sanft über mein Haar und meine Wangen.

Nachdem wir uns bald eine halbe Stunde so liebkost hatten, sagte ich zu ihr: „Ich muß jetzt wieder an die Arbeit, Geneviève. Was ist, wenn deine Mutter nach mir sucht?“

Aber sie flüsterte: „Noch ein bißchen! Mir ist, als würde eine Feuerkugel in meiner Brust kreisen. Ich spür es bis hinunter in den Schoß.“

Ich flehte sie an, es genug sein zu lassen. Wir würden uns ein andermal wieder liebkosten. Sie drückte mich fest an sich, fester als je zuvor, und schlüpfte wieder in ihr Kleid. Dabei waren ihre Augen erfüllt von einem Glanz, den ich nicht an ihr kannte. Seither kamen wir bei jeder sich bietenden Gelegenheit zusammen – etwa wenn sie mit ihren Klavierübungen fertig war und nach ihr Marie-Thérèse an die Reihe kam.

45. Die Erfüllung.

Nicht immer gelang es Geneviève, ihre Schwester zu überlisten. Da die Tage schon sehr lang waren, besuchten die Zwillinge manchmal auch nach dem Abendessen die Familie des Lehrers. Aus Eifersucht hielt sich Marie-Thérèse mit Jean-Pierre im Strohschuppen auf, um bei ihrer Schwester den Eindruck zu erwecken, als ob sie sich dort lieben würden und sie schon ihre Unschuld verloren hätte. Jeden Augenblick küßten sich die beiden vor Geneviève, aber sobald sie verschwunden war, lief ihr Marie-Thérèse gleich nach.

Eines Tages – es war der letzte Sonntag im Mai des Jahres 1942 – fragte mich Geneviève, ob ich sie bei den Pappeln erwarten wolle – sie würde bei der ersten Gelegenheit aus dem Haus der Lehrerfamilie verschwinden. Es dauerte nicht lange, da sah ich sie schon entlang der großen Hecke herbeilaufen. Sie kam aber nicht zu meinem alten Versteck, sondern winkte mir, zu ihr zu kommen: „Gehen wir weiter von hier weg, damit uns Marie-Thérèse nicht findet. Ich habe ein gutes Versteck zwischen den Heckenrosen gefunden.“

Wir hielten uns mit den Armen umschlungen, während wir schweigend gingen – selig vor Glück.

Geneviève hatte eine von hohem Gras bewachsene Stelle zwischen den Rosen gefunden, wo wir uns wie auf einem grünen Teppich niederlassen konnten. Ich entblößte ihre Brust und küßte sie. Und während sie mich fest umschlang, fuhr ich unwillkürlich mit der Hand unter den Saum ihres Kleids. Geneviève ließ mich los: „Warte, ich zieh mich aus. Hier wird uns niemand überraschen.“

Als sie sich zu mir legte und mich bat: „Zieh auch du deine Hose aus, damit kein Blut drankommt,“ entsprach dies meinem natürlichen Bedürfnis nach Erfüllung der Liebe. Ich

zögerte nur noch, weil ich ihr nicht weh tun wollte. Deshalb versuchte ich es anfangs ganz sanft. Aber weil es sanft nicht ging, wollte ich aufhören: „Ich hab dich viel zu lieb, Geneviève, als daß ich dir weh tun könnte.“

Sie umarmte mich noch fester, küßte mich und sagte: „Maman hat mich und Marie-Thérèse davor gewarnt, uns in einen Mann zu verlieben, der nur gierig ist nach Sex. Sie selbst hat als Mädchen ein schreckliches Erlebnis gehabt. Du aber bist nicht so, Denis. Du bist der richtige Gatte für mich – das habe ich sofort gewußt. Weil Maman viel geblutet hat, kann es bei mir auch so sein. Du mußt achtgeben, daß kein Blut auf dein Hemd kommt, zieh es lieber aus.“

Ich versuchte nochmals, in sie zu dringen, wollte es dann aber aufgeben. Geneviève ermutigte mich: „Es tut mir nicht weh. Sei stark. Ich sage schon, wenn es zuviel ist.“

Langsam öffnete sich ihr Schoß unter meinem Ansturm. Ein Laut des Schmerzes und der Befreiung entrang sich ihrer Brust: „Bleib! Bleib so liegen! Es ist gut.“

Ich drückte meine Lippen auf ihren Mund, um ihr zu danken und den erlittenen Schmerz zu lindern.

Im selben Augenblick hörten wir Marie-Thérèse nach uns rufen: „Geneviève, Denis!

Geneviève, Denis! ...“

Geneviève hielt mich fest in den Armen: Bleib! Laß sie rufen, hier findet sie uns nicht. Und küß mich. Du fühlst dich so gut an in meinem Schoß!“

Nachdem wir von Marie-Thérèse nichts mehr hörten, sagte Geneviève: „Komm! Vielleicht kann ich die Ekstase schon empfinden ...“

Ich bewegte mich sehr langsam, bis ich eine leise Verzückung zu empfinden begann.

Gleichzeitig hörte ich sie sagen: „Ich empfinde es schon! Wie herrlich, ach ...“

Da löste sich in mir löste ein Strom der Verzückung, der mich vom Kopf bis zu den Füßen durchflutete. Es strömte von ihr zu mir, und von mir zu ihr. Ich glaubte in ihr zu vergehen, bis diese gewaltige Gefühlsaufwallung langsam wieder verebbte.

Und wieder war sie es, die eine Sekunde vor mir gekommen war und mich fragte:

„Empfindest du es noch?“

Nachdem ich verneint hatte, sagte sie: „Bei mir ist es auch vorbei. Aber bleib so liegen. Es ist gut ...“ Und wieder hörten wir die Rufe von Marie-Thérèse näherkommen und sich wieder entfernen.

Schließlich hob Geneviève mit beiden Händen meinen Kopf leicht nach oben, um sprechen zu können: „Du, Denis, ich kann kein Blut sehen.“

Ich beruhigte sie: „Dann schließ die Augen, bis ich alles saubergemacht habe.“ Sie tat es und ich erhob mich. Als ich das viele Blut sah, war ich entsetzt. Ich riß eine Handvoll Gras aus, um mich zu säubern, schlüpfte danach in Hemd und Hose, und nahm mit Gras und Blättern alles Blut von ihr auf. Befeuchtete anschließend mein Taschentuch mit Speichel und reinigte damit mein Gesicht. Geneviève lag noch immer mit geschlossenen Augen auf dem Rücken, und zu meiner Bestürzung stellte ich fest, daß bei ihr nochmals ein Blutgerinnsel ausgetreten war. Ich nahm es auf – und nochmals kam Blut! Und nochmals. Ich riß in meiner Aufregung Büschel um Büschel des Grases aus.

„Ich werde dir jetzt in dein Hemd und dein Kleid helfen. Aber schau noch nicht hin, weil es immer noch etwas blutet. Hab keine Angst, ich mache alles sauber.“

Geneviève umschlang mich zärtlich: „Wie soll ich dir danken, Liebster! Alles was ich habe, werde ich mit dir teilen.“

Zweimal waren mehrere Stimmen in der Nähe vorbeigekommen, ohne daß uns jemand entdeckt hätte. Inzwischen war Nacht geworden und wir machten uns auf den Heimweg.

Geneviève war nicht im Geringsten besorgt. Sie beruhigte mich: „Mach dir keine Sorgen. Ich werde Maman alles erzählen und sie wird mich verstehen.“

Vor einigen Häusern brannte noch Licht, da auf dem Lande kein Verdunklungsgebot bestand. Vor dem Anwesen Lescaut lagen wir uns noch eine Weile still in den Armen, bis Geneviève ihren Mund von meinem löste: „Bonne nuit, Denis chéri.“

„Bonne nuit, Geneviève chérie.“

Ich begleitete sie bis zu der Seitentür in den Hof, wo mich Geneviève noch einmal küßte: „A demain, chéri.“ – Bis Morgen, Liebster. – So auch ich: „A demain, ma mie chérie.“

Als Geneviève die Haustür erreicht hatte, spitzte ich die Ohren. Ich sah Geneviève noch im Lichtkegel der offenen Tür, dann ging die Tür zu – ich hörte nichts! Kein Streit, kein lautes Wort!

Erst als ich die Lichter in den Schlafzimmern im ersten Stock ausgehen sah, entfernte ich mich. Ich wußte nicht, daß Marie-Thérèse an diesem Abend, nachdem sie uns nicht gefunden hatte, in höchster Erregung erst nachhause und dann zu Mutter Pécic gelaufen war: „Sie müssen sofort Denis suchen! Er hat Geneviève entführt!“ Mutter Pécic hatte daraufhin den Kopf verloren und alle Kinder nach draußen gejagt, um uns zu suchen.

Als ich nachhause kam, wartete eine hysterische Furie auf mich, die zum Schüreisen griff, um damit auf mich einzuschlagen. Sie kam jedoch nicht dazu, weil sich Yolande wie eine Katze am Arm der Mutter festkrallte. Die Mutter forderte den Vater auf: „So eine Schande! Schlag ihn doch tot!“

Nun erlebte ich die größte Überraschung! Der Vater intervenierte zu meinen Gunsten und damit auch ich ihn verstünde, sagte er in gebrochenem Französisch: „Ich will mich nicht einmischen. Wenn er unglücklich wird, soll er mir später nicht den Vorwurf machen, ich sei an seinem Unglück schuld.“ Jetzt wurde Mutter Pécic rasend! Sie hatte auf ihr Glück verzichten müssen, warum sollte es den Kindern anders gehen? Ein Streit entstand zwischen den Eltern, während sich die Kinder ins Schlafzimmer zurückzogen.

Nach einer schlaflosen Nacht weckte mich die Mutter schon um 4 Uhr. Während im Dorf noch alles schlief, mußte ich mit ihr zu Fuß zum Bäcker nach Boileux gehen.

Fortgehen, ohne Geneviève wiedergesehen zu haben.

46. Boisieux.

Unterwegs von Lesboeufs (Pas-de Calais) nach Boisieux sagte Mutter Pécic kein Wort, sondern "dodu" (dick und fett) wie sie war, stampfte sie mit vor Zorn verzerrtem Gesicht schwerfällig immer vor sich hin. Meine Gedanken kreisten um das Geschehen, das mich so plötzlich meines Glücks beraubt hatte. Mutter Pécic war so unberechenbar wie das Wetter! Erst schimpfte sie ausgiebig über den Vater, und wenn sie dann Schläge bekam, heulte sie und beklagte sich bei den Bauern über ihren Mann – wegen der Schläge und wegen des Saufens! Sonntagnachmittags konnte sie die Nacht nicht mehr erwarten, nahm eine Decke vom Bett und zog den Gatten am Arm, damit er ihr auf den Dachboden folge. Es dauerte eine Stunde, bis beide wieder herunterkamen, wobei Vater Pécic sie laut als "Hure" beschimpfte. Das Ergebnis war ein Haufen Kinder! Die Kinder waren in Ordnung – nicht in Ordnung war, daß sie hungern mußten und Schläge bekamen. Und nun wollte mir diese Frau kein bißchen Glück gönnen!

Als wir so in aller Frühe das schlafende Dorf verließen, wollte ich davonlaufen, denn dick wie sie war, konnte sie kaum laufen. Aber wie sollte ich dann Geneviève wiedersehen? Wenn ich zum Bäcker nach Boisieux ginge, hätte ich noch eine Chance, Geneviève wiederzusehen, wenn ich wieder einmal nach Lesboeufs zurückkäme.

Ich hatte keine Ahnung davon, daß Madame Lescaut mir gar nicht böse war. Sie hatte Geneviève geküßt und die ganze Sache vor ihrem Vater mit der Behauptung vertuscht, bei dem Mädchen sei die Menstruation angebrochen.

Obwohl ich seit dem Abend bei den Lescauts nichts mehr gegessen hatte, gingen wir ohne Wegzehrung und ohne Pause die etwa 20 km bis Boisleux. Ich durfte nur mitnehmen, was ich am Leib trug. Sogar die Zahnbürste und Zahnpasta blieben zuhaus. Damit war klar, daß der Bäcker für alles aufkommen sollte, nachdem er mich so billig eingekauft hatte.

Boisleux war ein Dorf mit etwa 600 Einwohnern an der Eisenbahnstrecke Arras-Amiens-Paris. Außerdem fuhr noch ein Schmalspurzug von Boisleux in die Kreitadt Croisilles. In Boisleux gab es auch eine große Zuckerfabrik, wohin die Bauern der umliegenden Dörfer ihre Zuckerrüben brachten, soweit sie nicht durch die Schmalspurbahn transportiert wurden. Das Dorf besaß drei Gaststätten und ein großes Lebensmittelgeschäft – sowie den einzigen Bäcker in der ganzen Umgebung.

Da Mutter Pcic aus verständlichen Gründen nicht über Hamelincourt gehen wollte, erreichten wir Boisleux von Osten her. Das erste Haus am Eingang des Dorfs auf der linken Straßenseite war das des Bäckers. Auf der rechten Straßenseite erstreckte sich eine umzäunte Wiese, dann kam das Pfarrhaus und anschließend die Kirche.

Das Wohnhaus der Voyers lag mit der Stirnseite zur Straße und mit der Längsseite zum Hof. Nach dem Haus kam die Bäckerei, die über eine Veranda und einen Vorraum zu erreichen war. Monsieur Voyer hatte aber nicht nur eine Bäckerei, sondern auch eine kleine Landwirtschaft mit Kühen, Kälbern, Kaninchen, Hühnern, Schweinen und Pferden!

Schon als wir in den düsteren Hof kamen, schwante mir nichts Gutes. Es öffnete uns eine Frau, die noch mehr auseinandergelaufen war als Mutter Pcic – die Schwester des Bäckers, namens "Mathilde". Sie war etwa 1,62 m groß und wog an die vier Zentner. Die Mutter sagte nur: "Ich bin Frau Pcic und habe Denis zur Arbeit hergebracht."

Mademoiselle Mathilde ließ uns Platz nehmen, dann trat sie aus dem Haus und schrie mit schriller Stimme: "Charles! Charles, komm her! Frau Pcic hat den Jungen gebracht."

Nun kam die Speckwalze – mit Händen voll Mehl und Teig, die Augenwimpern ebenso weiß von Mehlstaub wie das dünne schwarze Haar auf dem Kopf. Mit seinen Schweinsaugen blinzelte er mich nur kurz an und sagte zu Mutter Pcic: "Wunderbar! Aber ich dachte, er wird erst im Oktober vierzehn?!"

Ich galt im Sommer 1942 für noch nicht vierzehn, war aber längst fünfzehn Jahre alt.

Mutter Pcic ließ das kein Hindernis sein: "Er ist jetzt schon stark genug für schwere Arbeit! Er hat in Lesboeufts bei einem Bauern gearbeitet und kann auch Kühe melken. Statt zu arbeiten ist er aber den Mädchen nachgelaufen, so daß ich mit ihm nicht mehr fertig werden kann, und sein Vater getraut sich nicht ihn zu züchtigen. Deswegen habe ich ihn jetzt schon hergebracht. Er soll arbeiten, damit er die Hände von den Mädchen läßt."

Angesichts dieser Gemeinheit wäre ich fast in Tränen ausgebrochen, wenn das vollgefressene Schwein nicht erwidert hätte: "Ich werde ihn richtig dressieren! An Peitschen fehlt's bei uns nicht, da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Und für einen Flirt wird er abends bestimmt keine Lust mehr haben, nachdem er die Schweine ausgemistet hat. Und morgens gehts bei uns früh aus den Federn. – Wir müssen uns bloß noch über sein Alter einig werden. Wenn Sie mir sagen, daß er im Mai vierzehn geworden ist, dann ist das erledigt – später werden wir weitersehen. Der Krieg ist noch lange nicht vorbei."

Nach diesen Worten kochte die Wut in mir hoch und ich nahm den mir ins Gesicht geschleuderten Fehdehandschuh auf! So lange, bis ich wieder Gelegenheit hätte, mit Geneviève zusammenzukommen, würde ich es in jeder Hlle aushalten.

Mit einem Blick hatte sich die Speckwalze vergewissert, daß ich nicht mehr mithatte als was ich am Leib trug. Deshalb schickte er mich gleich zur Arbeit: "Geh in die Bäckerei! Maurice soll dir zeigen, wie man den Teig schneidet und wiegt. Durch die Veranda geradeaus!"

Ohne ein Wort des Abschieds entfernte sich Mutter Pécic. Grußlos hatte sie mich von Saint Louis abgeholt und ohne Gruß lief sie jetzt davon.

Als ich draußen auf dem Trottoir zur Veranda ging, kam ich zur Bäckerei, deren Tür offenstand. Maurice, der Geselle, wußte schon, daß ich der neue Stift war und ihn später ersetzen werden müsse. Er selbst war bereits neunzehn.

Er sagte: "Mach dir keine Sorgen, Kleiner! Ich hab auch so angefangen, wie du jetzt. Wenn der Pelzscheich [cheikh de fourrure] schimpft und schreit, laß ihn schimpfen und schreien! Will er dich schlagen, dann lauf davon! Er ist viel zu fett, um dir nachlaufen zu können. Auf keinen Fall darfst du vor einer halben Stunde zurückkommen. Nach einer Stunde hat er sich beruhigt. Ihn schmerzt jede Minute, die er dich nicht arbeiten sieht."

"Warum Pelzscheich?", fragte ich.

"Weil er jeder Frau auf den Pelz rückt."

Ich verstand, daß Maurice mir helfen wollte, und das war ein Trost. Er zeigte mir, wie ich den Teig zu schneiden, zu rollen und abzuwiegen habe. Er formte dann den abgewogenen Teig in lange oder runde Brotlaiber, die in entsprechende Brotkörbe kamen. Danach wurde die Kohlenfeuerung des Backofens eingestellt, der Backofen mit dem Wischer saubergemacht und, wenn der Teig genug gestiegen war, die Laibe in den Backofen getan. Nach vorne, wo es nicht so heiß war, legten wir die länglichen *flûtes*, und aus dem restlichen Teig formten wir kleine Brötchen, die der Bäcker an Mädchen und junge Frauen verschenkte, die sich von ihm in den Po zwicken ließen. Während das Brot im Ofen war, wurde für die nächste *fournée* (Ofenfüllung) der Teig im Backtrog zubereitet. Täglich wurden zwischen 1200 bis 1400 Brotlaiber von 1 kg gebacken – samstags noch mehr! Der Bäcker und Maurice standen montags bis freitags um 4 Uhr auf – samstags schon um 2 Uhr. Maurice hatte dann gewöhnlich ab 14 oder 15 Uhr und den ganzen Sonntag frei. Ich dagegen stand um 5 Uhr bzw. samstags um 3 Uhr auf, mußte dafür aber noch den Kuhstall ausmisten, vier Kühe melken und in der Landwirtschaft helfen.

Nach einer Weile kam der Pelzscheich zu uns in die Bäckerei: "Also du hast gehört, was deine Mutter mir aufgetragen hat. Wenn du nicht gehörig schuftest, kannst du was erleben!" Als ich im Vorraum das gebackene Brot abbürstete, kam der Brotwagen angefahren. Es war ein hellblau gestrichener Lieferwagen, mit dem Unterschied, daß statt der Vorderräder eine Gabeldeichsel und statt des Motors vorne ein Pferd eingespannt war. Diesem zweirädrigen Hippo-Wagen entstieg eine Frau, wie ich noch keine gesehen hatte: mindestens 1,90 Meter groß, breitschultrig wie ein Herkules und nicht minder kräftig, mit gewaltiger Brust, in der Taille schlank, goldblondes Haar und meergrüne Augen – ein Herkules in Gestalt einer Aphrodite. Ihre Erscheinung war so wuchtig, daß ich das Brot, das ich bürstete, fast hätte zu Boden fallen lassen. Mein Blick glitt zu ihren Beinen – sie waren so stark und muskulös, daß mir ganz sonderbar wurde im Kopf. Unwillkürlich wanderten meine Gedanken zu Madame Penon – und wieder zurück zur hünenhaften Madame Voyer. In ihrer Zange würde mein Kopf platzen wie eine überreife Melone!

Die Schönheit ihres Gesichts stimmte mich zuversichtlich, denn eine schöne Frau kann nicht schlecht sein. Sie war nicht überrascht, mich zu sehen, sondern sagte nur: "Fein, daß du schon zu uns gekommen bist. Da kannst du gleich mithelfen, den Wagen mit Brot zu beladen."

Grotesk war der Pelzscheich neben seiner Frau! Er kam mit dem Kopf kaum bis zu ihrem Busen! Für mich war unverständlich, wie sich die beiden überhaupt je paaren konnten. Eine Stute und ein Hängebauchschwein.

Der Bäcker freute sich über das gute Geschäft: "Er konnte in keinem besseren Augenblick kommen. Das war eine gute Idee damals. Und ich könnte dir noch anderes erzählen."

Madame Voyer: "Halt dein Maul! Was du zu erzählen hast, interessiert mich nicht!"

Und sie ging zum Haus, während der Pelzscheich hinter ihr hertrötte.

Ich fragte Maurice: "Wie ist die Frau des Bäckers?"

Maurice lachte: "Madame Voyer ist ganz in Ordnung! Halt dich immer an sie, dann wird dir nichts passieren. Wenn einer von ihr Prügel kriegt, dann ist es der Pelzscheich selber! Ich werde nachher ein Stück gekauten Tabaks in ein Brot einbacken. Das Brot werden wir ihr morgen ganz hinten aufladen, damit sie es den Kunden als erstes ins Haus trägt. Du wirst sehen, wie übermorgen die Fetzen fliegen!"

Nur der Pelzscheich kaute Tabak, so daß ein Stück gekauten Tabaks im Brot nur von ihm stammen konnte.

Kurz vor Mittag erlebte ich eine Überraschung: ich sah, wie zwei Mädchen mit ihren Schultaschen aus der Schule kamen. Maurice sagte: "Das sind die beiden Töchter des Hauses. Die ältere heißt Charline und wird bald fünfzehn, die andere ist Michou, zwölf Jahre alt. Charline ist gerade richtig für dich. Zwar ist Félix hinter ihr her, der Bastard der Dorfrriseur, aber er hat noch keinen Erfolg gehabt."

Ich schwieg, denn ich hatte nicht die geringste Lust, mit der Tochter des Pelzscheichs etwas anzufangen – auch wenn es Geneviève nicht gegeben hätte. Da kam auch schon Michou herbeigelaufen, einmal auf den einen, dann auf den anderen Fuß springend. Sie war der Mutter ähnlich: sehr schön, schlank, kräftig und groß für ihre zwölf Jahre, mit gelocktem goldblondem Haar und meergrünen Augen. Sie musterte mich ganz genau, während sie an mir vorbei sprang – zum Abort. Dann kam auch Charline, sie schritt fast so schwerfällig wie Geneviève, war kaum größer als Michou, dick, brünett mit braunen Augen – unverkennbar dem Vater ähnlich! Ich mochte sie deshalb von vornherein nicht so gern, aber da sie ein Mädchen war, entschloß ich mich, nett zu ihr zu sein. Im Gegensatz zu Michou, schenkte mir Charline ein Lächeln zur Begrüßung. Als dann Michou wiederkam, fragte sie mich: "Bonjour, wie heißt du?"

Ich erwiderte: "Bonjour, Mademoiselle, ich heiße *Denis*."

Michou: "Fein, Denis. Und ich heiße Michou. Wasch dir jetzt die Hände und komm essen!" Springend entfernte sie sich.

Ich fühlte, wie mir das Blut ins Gesicht schoß. Sie fing schon an, mich mir nichts dir nichts zu kommandieren. Wie wäre es erst, wenn sie sich daran gewöhnt hätte?

Ich ahnte nicht, daß sie eben gehört hatte, ich hätte ein reiches Mädchen verführt und vergewaltigt.

Da kam auch schon Clovis, der Fuhrmann, klein, hager und schwarzhaarig – er sagte mir nur mißmutig: "Ah, du bist der neue Stift," dann wusch er sich schnell die Hände und ging ins Haus. Maurice sagte: "Clovis ist ein Säufer. Laß dich von dem nicht einschüchtern. Komm nach dem Essen gleich wieder zurück."

Außer Maurice, der später essen mußte, saßen wir alle zusammen an einem runden Tisch. Ich an meinem mir zugewiesenen Platz links neben dem Pelzscheich. Rechts von ihm folgten: Charline, Michou, Madame Voyer, Mathilde Voyer, Clovis, dann war zwischen mir und Clovis noch für Maurice gedeckt. Nun glaubte ich zu verstehen, warum mir Michou so barsch befohlen hatte die Hände zu waschen, denn sie wollte sicher nicht, daß ich so wie ihr Vater zu Tisch käme. Das Schwein hatte die Hände voll mit getrocknetem Teig bis zum Ellbogen. Für jeden von uns gab es einen flachen Teller und einen geblümten Suppenteller – nur der Pelzscheich hatte eine große Porzellanschüssel, damit er sich nicht immer neu einzuschenken brauchte. Doch trotz der großen Schüssel ließ er sich zwei-oder dreimal nachgeben. Als ich ihn so fressen sah, verschlug es mir den Appetit – die anderen waren daran sichtlich schon gewohnt.

Die alte Jungfer Mathilde war Mädchen für alles! Sie mußte kochen, die ganze Hausarbeit verrichten und sogar Wäsche waschen – nur die Böden konnte sie nicht aufwischen, weil sie zu dick war! Wäre sie in die Knie gegangen, hätte ihr Bauch am Boden gelegen. Und obwohl ihr Bruder sie nur als billige Arbeitskraft benutzte, konnte er nicht verlangen, daß sie den Boden mit dem Bauch aufwischt.

Das Haus war nicht groß. Vom kleinen Flur aus führten je eine Tür links und rechts zum Keller und zum Dachboden, dahinter eine Tür rechts zum Salon und eine links in die Wohnküche. Durch die Küche gelangte man in das Schlafgemach aller Voyers! Eltern, beide Töchter und Jungfer Mathilde schliefen alle im selben Schlafzimmer.

Auf dem Dachboden gab es auf der Straßenseite eine Mansarde, wo auf der rechten Seite Maurice und ich in einem gemeinsamen Bett schlafen mußten, während auf der linken Seite Clovis alleine schlief.

Da Maurice sich so entgegenkommend zeigte, weigerte ich mich nicht, mit ihm in einem Bett zu schlafen. Er riet mir, mein einziges Hemd, womit ich in der Bäckerei und in der Landwirtschaft arbeiten mußte, über Nacht auszuziehen, so daß ich nackt im Bett schlief.

47. Der Pelzscheich.

Meinetwegen gab es schon am zweiten Tag Streit. Die Eltern Voyer und beide Töchter saßen am Tisch, als ich frühstücken kam. Sie alle tranken Kaffee mit Milch aus einer Bol, bissen dazu in eine Scheibe Brot, während sie mit dem Messer die frische Butter schnitten und direkt vom Teller in den Mund führten. Wenn sie auf dem Teller vor sich keine Butter mehr hatten, schnitten sie mit demselben Messer, das sie zum Mund führten, vom großen Stück Butter mitten auf dem Tisch ein Stück ab. Weil der Pelzscheich neben mir saß und auf meiner Seite von der Butter abgeschnitten hatte, schnitt ich ein Stück von der unberührten Seite ab – und statt es auf meinen Teller zu tun, strich ich es auf mein Brot. Der Bäcker fuhr mich an: "Bei uns wird nicht geschmiert: Die Butter kommt auf den Teller! Du wirst genauso essen wie wir es tun!"

Mir schoß sofort das Blut in den Kopf. Wenn ich derart angeschrien wurde, fühlte ich mich noch mehr als durch eine Ohrfeige verletzt. Dazu kam, daß er mich vor seinen Töchtern anschrie. Ich schwieg und da ich mein Brot schon mit Butter beschmiert hatte, konnte ich es so essen. Da kam mir Madame Voyer zu Hilfe: "Laß ihn essen, wie er mag!"

Der Pelzscheich war damit nicht einverstanden; "Misch dich nicht in Sachen ein, die dich nichts angehen! Er ist hier bei uns und er wird so essen, wie wir essen!"

Es folgte betretenes Schweigen – nur das saumäßige Schmatzen des Bäckers war zu hören –, bis ich aufgegessen hatte. Ich merkte schon, wie Charline und Michou gespannt auf mein Brot schauten, daß es bald alle werde. Inzwischen nahm Clovis am Tisch Platz. Statt mir jedoch eine zweite Scheibe Brot abzuschneiden, stand ich auf, um mich zu entfernen. Da schrie mich der Pelzscheich an: "Sitzenbleiben! Stehenbleiben!"

Dieses Anschreien brachte mich erst richtig in Bewegung. Ich stürzte hinter Clovis vorbei und durch die Tür hinaus, während ich hinter mir einen Stuhl zu Boden stürzen hörte. Doch schon war Madame Voyer zur Stelle und erwischte ihn am Kragen: "Du wirst ihn in Ruhe lassen! Hast du verstanden?! Du wirst ihn in Ruhe lassen!" und stieß ihn fest gegen die Wand. Ich erreichte die Bäckerei im Laufschrift, obwohl niemand mehr hinter mir her war.

Maurice wollte wissen, was geschehen sei. Ich erzählte es ihm und fügte hinzu: "Ich mag nicht mit dem Messer im Mund essen. Außerdem ekelt es mich, von dort die Butter zu nehmen, wo er mit seinem Messer geschnitten hat."

Maurice riet mir: "Du darfst jetzt nicht mit der Arbeit anfangen. Denn wenn er kommt und dich hier findet, kriegst du Prügel, wie du sie noch nie gekriegt hast! Schau den Peitschenstiel.

Wenn er dich zu fassen kriegt, wirst du ihn zu spüren bekommen! Und hat er dich einmal geprügelt, bekommst du laufend weiter Prügel! Deshalb verschwinde, bis er mich schickt, dich zu suchen. Geh aber nie in einen Raum, wo du hinten nicht entkommen kannst – denn die Lust dich zu verprügeln wird ihn hinter dir hertreiben."

Ich verschwand aus der Bäckerei und verkroch mich hinter dem Pferdestall.

Es dauerte kaum zehn Minuten, da stöberte der Pelzscheich mich auf. Er hielt die Fuhrmannspeitsche in der Hand und forderte mich auf, zu kommen. "Wenn du jetzt nicht herkommst, prügeln ich dich, daß du acht Tage nicht vom Bett aufstehen kannst!"

Ich ging immer weiter rückwärts, in einem Abstand von zehn Metern von ihm. Fing er an zu laufen, dann lief ich auch rückwärts – er konnte nicht schneller vorwärts laufen als ich rückwärts! So hatte er keine Aussicht mich einzuholen. Da kam Madame Voyer hinter ihm angelaufen. Aus der Tür der Bäckerei lugten Maurice, Clovis und die beiden Töchter.

Als der Pelzscheich hinter sich Laufschritte hörte, blieb er stehen, wandte sich um und holte mit der Peitsche aus...

Ich traute meinen Augen nicht! Er mußte wirklich den Verstand verloren haben! Gegen seine eigene Frau mit einer solchen Peitsche zu schlagen! Zum Glück gelang es ihr, das dünne Ende des Peitschenstiels abzufangen, während das Leder ihr um die Taille schlug. Im nächsten Augenblick hatte sie den Wahnsinnigen schon fest im Griff und schob ihn nach dem Maschendrahtzaun hin! Vergeblich versuchte er sie zu schlagen, denn sie hatte längere Arme. Trotz seiner vier Zentner konnte er ihr nicht die Stirn bieten, obwohl er sich ihr mit aller Kraft entgegenstemmte. Wäre sie einen Schritt zurückgewichen, wäre er mit der Nase auf dem Boden gelegen. Nun aber kam hinter dem Bäcker der Maschendrahtzaun, so daß seine Fersen keinen Halt mehr fanden. Mit Macht stieß ihn die gewaltige Frau gegen den hohen Zaun! Da gaben die Eisenpflocke nach. Der Zaun wurde umgelegt, und sie fiel über ihn! Für einen Augenblick ragte ihr Podex über dem riesigen Bauch gen Himmel. Dabei kamen ihr Kopf und ihre Brust in Reichweite seiner gewaltigen Hände und er krallte sich daran fest. Sie aber, an solche Kämpfe gewöhnt, ließ sich von seinem Wanst zur Seite fallen und während sich ihre Linke an seinem Gesicht festkrallte, langte sie mit der Rechten zwischen seine Beine...

Ich war herbeigelaufen und blieb zwei Schritte vor den beiden stehen, so verblüfft war ich! Er hatte losgelassen und stieß Schreie aus wie ein Schwein beim Schlachten. Seine kleinen Augen wurden riesengroß, als sie seinen Hodensack losließ, um die Peitsche zu holen. Vor Schmerz konnte er nicht aufstehen und mußte zusehen, wie sie mit der Peitsche bewaffnet zurückkam. Jetzt waren seine Augen gläsern und sein Gesicht blaß. Seiner Frau machte das nichts aus, sie schlug mit der Peitsche auf Bauch, Beine und wohin sie traf.

Er verdiente die Prügel, denn er hatte ihr empfindlich weh getan - ihre bombastischen Brüste waren vor aller Augen entblößt, weil er ihr alle Knöpfe und den Büstenhalter abgerissen hatte. Nachdem sie ihn ausgepeitscht hatte, fragte sie ihn: "Wirst ihn jetzt in Ruhe lassen?"

Der Pelzscheich hatte genug: "Ja! Ich schwöre es dir! Ich werde ihn nicht berühren. Bitte, verzeih mir, ich hab dir nicht weh tun wollen." Er hatte wieder zu seinem Verstand zurückgefunden.

Doch nach dem, was ich erlebt hatte, fürchtete ich mich in seine Nähe zu kommen. Madame Voyer beruhigte mich: "Mach dir nichts draus, Denis. Der wird dich jetzt in Ruhe lassen. Komm mit! Du wirst weiterhin essen wie du magst," und sie nahm mich am Arm um mich wieder in die Küche zu führen. Während sie auf mich zugegangen war, sah ich ihre Brüste. Ich erstarrte: an den Stellen, wo sich die Fingernägel des Schweins eingebohrt hatten, war alles blutig aufgerissen, außerdem führten dunkelblaue und rötliche Spuren zur Brustwarze hin.

Bevor ich ins Haus ging, sah ich mich um, ob er uns folgen werde, aber der Pelzscheich lag immer noch auf dem niedergewalzten Maschendrahtzaun.

Als Mathilde Voyer die Brust ihrer Schwägerin sah, stieß sie ein Schrei aus und bedeckte mit beiden Händen ihre Augen. Madame Voyer machte nicht so viel Aufhebens davon: "Die Drecksau! Wenn er sich noch einmal so wild aufführt, werde ich ihm den Sack ausreißen! Dann werden wir Ruhe haben!" und sie verschwand ins Schlafgemach.

Charline und Michou zeigten sich über den Vorfall wenig bestürzt, sie bereiteten sich für die Schule vor. Ich konnte mein Brot wieder mit Butter beschmieren – der Appetit war mir jedoch vergangen, dann ich war mir bei dem Wahnsinnigen meiner Haut nicht mehr sicher. Was, wenn er mich in der Bäckerei überfiele, wo es nur eine Tür gab?

Madame Voyer war noch nicht aus dem Schlafzimmer in die Küche zurückgekommen, als ich mein Butterbrot gegessen und eine Bol Kaffee mit Milch getrunken hatte. Also begab ich mich wieder in die Bäckerei, schaute vorher aber noch einmal zum Kampfplatz hinüber. Der Pelzscheich lag immer noch auf der Erde! In der Backstube fragte ich Maurice: "Der ist ja wahnsinnig! Er gehört in ein Irrenhaus! Was, wenn er jemand umbringt?"

Maurice: "So gefährlich ist er nicht. Er greift nie nach gefährlichen Gegenständen, sondern nur nach der Peitsche. Außerdem schlägt er nicht auf Kopf und Gesicht, falls er einen in die Hände kriegt - ob du es bist, ich oder seine Töchter – er schlägt immer auf den Rücken!"

Ich konnte es kaum fassen, daß er auch seine Töchter schlägt, war jedoch zu sehr mit meiner Angst beschäftigt und fragte: "Ja aber, Maurice, wenn er mich hier erwischt, wie kann ich dann abhauen?"

Maurice sagte: "Das ist einfach! Ganz plötzlich greift er nie an, so daß du immer Zeit hast, dich vorzubereiten. Kannst du ihm nicht ausweichen, dann laß dich zu Boden fallen – er kann sich nicht so weit bücken, um dich in die Hände zu kriegen. Allerdings muß du sehn, daß du an ihn vorbeikommst! Ich hab mich immer fallen lassen und mit beiden Händen seinen Fuß festgehalten – und dann ins andere Bein gebissen. Und schon liegt er auf dem Boden. Bis er sich wieder aufgerichtet hat, bist du schon weit weg. Wenn er dich aber doch mal erwischt, dann mach's wie die Dame – Maurice nannte Madame Voyer immer "die Dame" - , die ihn mit einem Griff erledigt. Er hat nämlich einen ziemlich langen Hodensack und seine Eier sind riesig. Du brauchst nur richtig hinzulangen und fest dran ziehen – und schon läßt er dich los! Ganz fest, bis er die Augen rollt!"

Ich war mir dessen nicht so sicher - denn ich war schließlich nicht so stark wie "die Dame": "Was aber, wenn er mich von hinten überfällt? Er könnte mich so fangen, daß ich gar nicht an seinen Sack rankomme?!"

Maurice: "Das macht er nicht. Und wenn, dann werd ich ihn packen! Aber besser ist es, wenn du ihn nicht reizt, denn am Ende rächt er sich an den Frauen. Mit dem Butterbrot hast du gewonnen, weil dir die Dame geholfen hat. Jetzt reg ihn nicht weiter auf. Nur am Sonntag kannst du machen, was du willst. Denn am Sonntag ist die Dame zuhause und da kommen seine Frauen nicht hierher. Wenn du etwas haben willst, dann verschieb es auf Sonntag."

Ich konnte Maurice nicht alles abnehmen. Insbesondere das Ding mit "seinen Frauen" wollte mir nicht in den Kopf: "Maurice, wie kann er andere Frauen haben, wenn er verheiratet ist und zwei Töchter hat?"

Maurice lief schnell hinaus um zu schauen, ob der Pelzscheich schon in der Nähe wäre. Nachdem er noch zwei Schaufeln Kohle in den Brenner geworfen hatte, kam er wieder zum Tisch, um die Laiber zu formen und mir, während er den Teig abwog, weiter zu erzählen:

"Der Pelzscheich war als Junggeselle ganz normal, wenn du davon absiehst, daß er die Cathrine hat sitzen lassen, weil sie die arme Töchter eines Landarbeiters ist, und die Dame geheiratet hat, die einer angesehenen Bauernfamilie entstammt, den Quignons. Bei der

Hochzeit hat er schon ein wenig Bauch gehabt. Nachher sah es bald so aus, als ob er schwanger wäre – und nicht seine Frau. Um die zweite Tochter zu zeugen, kam er noch hin. Aber dann war's aus! Statt weniger, fraß er immer mehr und wurde noch dicker! Die Dame hat sich damit abgefunden. Sie war von allen Seiten gewarnt worden, denn schon der Alte vom Pelzscheich hatte sich so vollgefressen, daß er bei Tisch starb. Zugegeben, sie konnte damals, als er gut aussah, nicht wissen, was aus ihm werden würde. Die Cathrine aber hat am meisten unter ihm gelitten und läuft ihm trotzdem nach. Die ist plemplem! Und als die Dame nicht mehr geneigt war, ihm zu Diensten zu sein, ging er wieder zu Cathrine. Sie ist aber nicht allein, sondern da ist nach die Yvonne des Bahnwärters. Die ist hübsch und erst zweiundzwanzig. Was sie an ihm findet, versteht kein Mensch – aber sie kommt regelmäßig alle zwei Tage (außer Sonntag). An den andern Tagen kommt Cathrine – so gegen 10 Uhr vormittags. Es gibt zwei Gruppen von Leuten im Dorf: Die einen holen das Brot nur immer dann, wenn die Dame unterwegs ist – die andern, wenn die Dame zuhause ist. Bei der ersten Gruppe gibt es welche, die sich nur von Tante Mathilde bedienen lassen, und andere - Frauen und Mädchen -, die in die Bäckerei zum Pelzscheich kommen. Sind die Mädchen noch jung, begnügt er sich damit, sie in den Po zu zwicken. Dafür bekommen sie ein kleines Brötchen. Sind die Mädchen über fünfzehn, dann greift er unter den Rock – dafür gibt's ein kleines Brot ohne Marken. Deshalb halten die Eltern ihre Kinder während der Abwesenheit der Dame von hier fern. Glaub mir, er ist der meist verhaßte Mensch hier weit und breit! Aber die Leute sind auf sein Brot angewiesen, weil es in der Umgebung keinen zweiten Bäcker gibt – außerdem ist die Dame eine anständige Frau, und die meisten Leute haben nur mit ihr zu tun. Nur eins haben beide gemeinsam: den Geiz!"

Und nach einer kurzen Pause: "So, jetzt weißt du so ungefähr alles. Wenn Cathrine oder Yvonne in die Bäckerei kommen, dann ist es besser, du schaust weg– auch wenn die stöhnen und schreien! Die wollen das! Sonst würden sie nicht herkommen und herhalten. Laß dir nichts anmerken – auch nicht, wenn du zugeschaut hast! Wenn er merkt, daß du dich aufregst oder rot wirst, hast du von ihm keine Ruhe mehr und er wird nicht ablassen, dich weiter zu reizen."

Ich konnte nicht begreifen, daß es Frauen geben könnte, die sich gerne mißhandeln lassen, besonders von einem solch rohen Schwein! Und mir fiel ein, wie ich für Brotschulden verkauft wurde: "Vielleicht tun sie es, weil sie gezwungen sind? Was gibt ihnen der Bäcker dafür?"

Maurice: "Sie können sich Brot aussuchen und mitnehmen. Außerdem bekommen sie noch Speckseiten, Butter und sonstige Sachen..."

Ich unterbrach ihn: "Sie tun es, weil sie Hunger haben!"

Maurice: "Unsinn! Es gibt überall mehr Arbeit als Arbeitskräfte. Wer hungert, soll arbeiten gehen."

Darauf wußte ich nichts zu erwidern.

In diesem Augenblick erschien die Dame und forderte mich auf, das Pferd vor den Brotwagen zu spannen. Als sie mich zögern sah, sagte sie: "Der wird dir nichts tun. Komm mit!"

Als wir im Stall ankamen, lehnte der Pelzscheich gegen die Wand und schaute wie ein geprügelter Schulknabe drein, daß er mir fast leid tat. Als er sich jetzt in Bewegung setzte, schritt er mit so weit auseinander gehaltenen Beinen, wie es sein Hosenboden erlaubte. Seine Frau dagegen ließ sich den Schmerz der Schlacht nicht anmerken – sie ging aufrecht, gewaltig, bombastisch, frisch und hübsch wie eh und je!

Nachdem ich das Pferd an den Wagen gespannt hatte, half uns Maurice das Brot aufladen. Trotzdem fuhr Madame Voyer mit einer Stunde Verspätung los. Als ich in die Bäckerei kam,

kippte der Pelzscheich gerade den Teig vom elektrisch betriebenen Brottrog in einen großen Korb. Er schien alles vergessen zu haben, als ob überhaupt nichts vorgefallen wäre. Ganz sicher war ich mir jedoch noch nicht, deshalb hielt ich immer ein waches Auge auf ihn, der rechts neben mir den Teig in Laiber formte. Zu meinem Schreck warf er mir plötzlich eine Teigrolle zurück: "Da sind mindestens 200 Gramm zuviel in diesem Patzen," sagte er, was gar nicht so böse klang. Ich warf den Teig auf die Waagschale und es waren tatsächlich etwa 200 Gramm zuviel. Weil er deshalb nicht geschimpft hatte, war ich beruhigt und glaubte jetzt an das, was Maurice mir erzählt hatte.

Nur eins fiel mir auf: Er schaute oft durch die offene Tür, durch die man auf den Gehsteig neben dem Haus blicken konnte. Da ich nah an der Tür stand, brauchte ich nur nach links zu schauen, um bis zur Straße zu sehen. So sah ich während des Abwiegens immer alle Leute, die im Hause Brot holen kamen und wieder gingen.

Plötzlich fiel mir eine Frau auf, die am Haus vorbei zu uns in die Bäckerei kam — eine schwarzhaarige, etwa 1,70 m. große, mollige und schlampig wirkende Mittdreißigerin. Da hatte sie auch schon der Pelzscheich gesehen! Er ließ gleich alles liegen und ging ihr entgegen, wobei mir Maurice zuflüsterte: "Schau jetzt, was er macht!"

Ich sah, wie die Frau knapp vor der Tür stehen blieb und den Pelzscheich grüßte: "Bonjour, Charles. Ich habe mich etwas verspätet," während sie ihre linke Hand an den Brotständer legte um sich daran festzuhalten. Der Pelzscheich: "Grüß dich, Cathrine, du hast mich heute ziemlich lange warten lassen! Hoffentlich riecht's richtig bei dir – und langte mit der rechten Hand unter ihren Kleidsaum. Mir verschlug es den Atem! Nachdem er ihr Burgtor befühlt haben mußte, führte er seine Finger an seine Nase und schnüffelte daran wie ein Stier bei einer Kuh in der Brunstzeit. Nachdem er an seinem Finger gerochen hatte, entschied er sich für die Bäckerei.

Ich weiß nicht und konnte es nie herausfinden, welcher Geruch maßgebend dafür war, ob er sich für die Bäckerei oder die Mehlkammer entschied.

Was sich in der Mehlkammer anspielte, wußte weder Maurice noch erfuhr ich es jemals — wir konnten nur die erstickten Stöhnlaute und Schreie von Cathrine hören. Dagegen spielte sich in der Bäckerei immer das Gleiche ab.

Sie kam bei uns herein und begab sich zum Backetrog hinter mir, wobei ihr der Bäcker auf den Fersen folgte. Ich schaute nicht mehr hin, sondern setzte das Abwiegen fort, da rief mir der Pelzscheich zu: "Eh! Denis! Schau her! Hast du schon einen solchen Pelz gesehen?"

Maurice ermutigte mich: "Schau hin!" Worauf ich mich umwandte.

Cathrine hielt sich mit der rechten Hand am Hebel vom Backetrog fest, während sie mich spöttisch oder neckend angrinste. Der Pelzscheich hielt mit der Linken ihr Kleid bis zur Brust hoch, so daß sie bis zur Bauchmitte entblößt war. Tatsächlich hatte ich noch bei keiner Frau einen so großen Pelz gesehen - er war tiefschwarz wie die Haare und kräuselig dicht! Vom Burgtor sah ich nichts, sondern nur die große Pranke des Pelzscheichs, voll klebrigem und getrocknetem Teig, zwischen den halb auseinanderstehenden Schenkeln.

Er freute sich sichtlich, daß ich hinschaute und wiederholte seine Frage: "Sag ehrlich, hast du schon einen solchen Pelz gesehen?"

Ich antwortete wahrheitsgemäß: "Nein, Monsieur Voyer, noch nie!"

Da lachte er! Und sagte: "Wenn es mal anders nicht geht, dann schau her, wie das flutscht!" und er schrubte wie ein Wilder hin und her!

Meine Verlegenheit schlug um in Haß, weil er die Frau vor unseren Augen so unverschämt mißbrauchte. Aber auch gegen die Frau empfand ich Verachtung, weil sie sich von einer solchen Drecksau vor unseren Augen "befriedigen" ließ!

Und trotzdem war in mir wieder diese Aufwallung des Gefühls, für die ich keine Beschreibung habe, und die mich daran hinderte wegzuschauen.

Als der Pelzscheich sie gewichst hatte, ließ er ihr Kleid herunterfallen, hielt sich mit der linken Hand am Backtrog fest, macht die rechte Pranke zur Faust und stemmte sie nach oben. Dabei spreizte Cathrine die Beine noch weiter und knickte in die Knie, während sie mit weit aufgerissenen Augen und Mund und vor Geilheit und Schmerz verzerrtem Gesicht schrie.

Es waren Schreie, die mich wahnsinnig machten.

Dann war es so weit und sie küßte ihn, während er seine Hand abwusch. Sie nahm ihre Einkaufstasche und entfernte sich zum Abort. Als sie wieder zurückkam, fragte sie mich: "Du wirst niemand erzählen, was du gesehen hast, nicht?"

Ich kannte ja niemand, dem ich etwas erzählen konnte, und schüttelte verneinend den Kopf. Nun kam auch er wieder zurück. Er brachte etwas in einer Serviette eingewickelt und steckte es in ihre Einkaufstasche: "Brot kannst du dir selber aussuchen. Und übermorgen komm etwas früher."

Cathrine nickte und suchte sich zwei schöne Brote aus, die sie einsteckte: "Aufwiedersehen, Liebling."

Um 19 Uhr hatte ich meinen ersten vollen Tag mit etwa 14 Arbeitsstunden hinter mir. Nach dem Abendessen war ich dann wirklich sehr müde und hatte nicht im entferntesten Gedanken ans „Flirten“. Aber meine Gedanken wanderten immer wieder zu Geneviève. Ich grübelte die ganze Zeit darüber nach, wie ich so schnell wie möglich zu ihr zurückkommen könnte. Zwar hatte ich den Wunsch, die Suche nach meiner Mutter wieder aufzunehmen, aber der Gedanke an Geneviève hielt mich zurück - denn ich konnte mich nicht auf den Weg machen, bevor ich sie gesehen und mit ihr gesprochen haben würde.

Dieses Grübeln hielt mich noch lange wach, bis mich die Müdigkeit überwältigte und ich einschlief.

48. Die geile Yvonne.

Wie ich bald feststellte, war Yvonne der teuerste Schatz des Pelzscheichs. Sie hatte eine schlanke Figur, war 22 Jahre alt, etwa 1,64 m groß, dunkelblond und hatte ganz blaue, glänzende Augen und sehr lange Wimpern. Ich war verblüfft, als ich das schöne Geschöpf auf leichten Füßen mit leicht schwingenden Hüften in die Bäckerei kommen sah. Zunächst dachte ich, es könne nicht Yvonne sein – denn es war für mich unverständlich, wie sich eine so hübsche Frau von einem solchen Kerl, wie es der Pelzscheich war, überhaupt berühren lassen konnte? Beriechen lassen wie Cathrine mochte sie sich offensichtlich nicht. Sie ging auch nie mit ihm in die Mehlkammer. Als sie die Bäckerei betrat, grüßte sie uns: "Bonjour à tout le monde – et merde à ceux qui ne m'aiment pas!" (allen einen Guten Morgen– und Scheiße auf die, die mich nicht mögen!) und brach, als ich sie vor Staunen fassungslos anschaute, in ein tolles Gelächter aus. So etwas hätte ich aus diesem Mund nicht erwartet, außerdem hatte ich diesen abwegigen Gruß noch nie gehört.

Der Pelzscheich trat auf sie zu: "Guten Morgen, Liebste, du siehst ganz wunderbar aus heute! Was bringst du Neues?"

Yvonne: "Rühr mich nicht an mit deinen schmutzigen Pfoten! Ich bin nur hereingekommen, um mir deinen neuen Lehrling anzusehn. Daß du mir ihn ja nicht verdirbst!"

Der Pelzscheich: "Verderben? Nachdem er schon in den Pelz gestochen hat? Seine Mutter war froh, ihn loszuwerden. Jetzt hab ich die Arbeit, ihn zu dressieren, nachdem er mir teuer zu stehen gekommen ist. Das war kein gutes Geschäft! Lach nicht und stell lieber deine Tasche weg!"

Als ich das hörte, brandete in mir ein solcher Haß auf, daß mir das Blut ins Gesicht schoß und ich ihm am liebsten in die Fresse geschlagen hätte. Auch kränkte mich Yvones hemmungsloses Gelächter – sie schrie fast vor Lachen und drückte ihre Einkauftasche mit beiden Händen gegen den Bauch: "Da ist er aber an die richtige Quelle zum Pelzstechen gekommen! Ha–ha–ha–ha...ach–ha–ha–ha...aaaaach!"

Der Pelzscheich wurde wütend: "Der soll's ja nicht wagen, mir eine anzurühren, sonst reiß ich ihm alles raus mitsamt dem Blinddarm!" Da Yvonne jetzt richtig schrie, wollte er sie in die Mehlkammer bekommen: "Komm, wir gehen heute in die Mehlkammer!"

Als Yvonne "Mehlzimmer" hörte, war sie mit einem Schlag ernüchtert! Sie wehrte sich mit beiden Händen, um den Pelzscheich à distance zu halten: "Nein! Du bringst mich nie wieder in die Mehlkammer! Auch um dein ganzes Vermögen geh ich nie wieder dort rein! Übrigens mag ich heute überhaupt nicht!"

Der Pelzscheich starrte sie einen Augenblick ungläubig an, dann schien er etwas erraten zu haben: "Gestern war es meine Frau, und heute nimmst auch noch *du* Rücksicht auf diesen Hurensohn..."

Das Wort "Hurensohn" stach mir ins Herz, und mir wich das Blut aus dem Gesicht. Ich wollte mich auf ihn stürzen, erkannte jedoch, daß ich keine Chance hatte, und schrie: "Vieux salaud!" (Alte Drecksau!)

Dies Schimpfwort saß! Er stieß ein Schrei aus und stürzte sich auf mich, während ich mit einem Sprung aus der Bäckerei war. Yvonne stemmte sich mit beiden Händen gegen den Koloß, der sie zur Seite stieß. Aber als er in den Hof kam, war ich schon mindestens dreißig Meter außer Reichweite. Er schwenkte die Peitsche: "Du verfluchter *crapule*! Du verkommener Hurensohn! Bleibst du stehen! Bleib stehen! Oder ich schlage dir die Knochen in Stücke..."

Als er mich wieder Huren-Sohn schimpfte, geriet ich außer mich vor Wut. Ich warf ihm alle Schimpfwörter, die ich kannte, an den Kopf – so laut ich konnte: "Du vollgefressene Drecksau! Du Hurenbook! Du alter Wichser! Du verhurter Pelzscheich..."

Da bekam er einen Tollsuchtanfall! Er brüllte aus Leibeskräften und stampfte mir verbissen nach. Ich ließ ihn näher kommen, um ihn mit Beschimpfungen noch mehr aufzustacheln. Da schleuderte er die Peitsche nach mir. Ich war so weit weg, daß mich die Peitsche überhaupt nicht erreichte – ich mußte ein Stück laufen, um sie mir zu holen. Dabei hob er einen halben Ziegelstein und schleuderte ihn mir mit solcher Wucht nach, daß er dabei selber das Gleichgewicht verlor und hinfiel! Der halbe Ziegelstein war nicht mal richtig gezielt, so daß er gegen die Wand des Pferdestalls knallte und in kleine Stücke zerschellte. Noch bevor er wieder auf die Beine kam, gewann ich an Abstand und zerbrach den Peischenstiel unter meinen Füßen.

Als der Pelzscheich sah, wie ich die Peitsche zerkleinerte, stieß er wieder ein wildes Gebrüll aus und rannte in den Pferdestall. Mit einer Mistgabel bewaffnet kam er wieder zum Vorschein und stürmte damit gegen mich los. Ich wehrte seinen Angriff mit Steinwürfen ab, wobei jeder Wurf ein Volltreffer auf den Riesenbauch oder seine Oberschenkel war – auf Brust und Kopf zielte ich nicht. Nicht umsonst hatte ich so oft Jägerball in Saint Louis gespielt –das kam mir jetzt zugute. Um sich gegen die Geschosse zu wehren, schleuderte er mir die Mistgabel nach, aber ich konnte ihr leicht ausweichen und warf sie über den Drahtzaun ins Kleefeld, damit er nicht mehr rankam. Jetzt griff auch er nach Steinen! Ich wich seinen Würfen aus, hinter denen scharfe Musik war – denn wenn er auch nicht richtig zielen konnte, so warf er dafür mit umso größerer Kraft. Nach jedem Wurf schrie ich ihm eine Beschimpfung dazu: „Volltreffer! Du dreckige Wanze! Bum!"

Er lief mir in unverminderter Raserei nach, aber auch ich war entschlossen, mich für alles Unheil an ihm zu rächen. Bis er zusammenbricht! Denn hätte er mich nicht „gekauft“, wäre ich noch in Lesboeufs bei Geneviève. Ich wollte ihm zeigen, was für ein schlechtes Geschäft er mit mir gemacht hatte – und wer meine Mutter sei!

Nicht nur Maurice und Yvonne schauten der Schlacht zu, durch das wilde Geschrei des Pelzscheichs wurde auch noch seine Schwester Mathilde aus dem Haus gelockt. Als sie sah, daß ich mit Steinen nach ihrem Bruder warf, lief sie uns nach und schrie: "Denis! Hör auf! Du lieber Gott! Denis, bitte schmeiß keine Steine mehr!" Sie konnte aber noch weniger laufen als der Pelzscheich, so daß sie uns nicht erreichte. Ich mußte allerdings besser zielen, damit sie nichts abbekommt. Schon hatte ich das ausgetrocknete Bachbett überquert und befand mich auf dem Feldweg bei den Gärten und den stacheldrahtumzäunten Wiesen, wo es keine Steine mehr, sondern nur noch hartgetrocknete Erdschollen gab. Nun ging die Schlacht mit Erdschollen weiter! Als es auf dem Weg keine Erdschollen mehr gab, weil ich immer weiter zurückweichen mußte und der Weg nur noch mit Gras bewachsen war, sprang ich über einen Zaun in den nächsten Garten hinein. Nun konnte ich ihn aus kaum fünf Metern bombardieren, während er nichts zur Hand hatte, weil jeder Treffer gleich in kleine Stücken zerschellte! Weil die Erdschollen im Garten nicht so hart waren, zielte ich jetzt auch auf Brust und Kopf: "Du Drecksau, da! Du Hurenbock, da! Du Wichser, da!..."

Der Pelzscheich überschrie meine Beschimpfungen mit unartikulierte Gebrüll, während er vergeblich versuchte, mit Gewalt die mit einem Vorhangschloß versperrte Gartentür aufzureißen. Sein von Schweiß bedecktes Gesicht war nunmehr ganz braun von Erde. Erst jetzt holte ihn Mathilde ein und versuchte sich vor ihren Bruder zu stellen um ihn zu decken: "Bitte, Denis, um Himmels willen, höre jetzt auf!" Der Pelzscheich war aber so blind und rasend vor Wut, daß er mit einer Handbewegung seine korpulente Schwester zur Seite fegte, daß sie auf den Hintern fiel und sich fast überschlug. Dann gelang es ihm, die Gartentür aus den Angeln zu reißen.

Im Nu war ich auf der anderen Seite des Gartens in eine mit Stacheldraht umzäunte Wiese geklettert – außer Reichweite seiner Erdschollen. Wir waren inzwischen mindestens dreihundert Meter von der Bäckerei weg. Als ich zu Maurice und Yvonne hinüberschaute, machte mir Maurice mit der Hand ein Zeichen, ich solle hinter dem Kleefeld bis auf die Straße laufen. Der Pelzscheich setzte mir weiter nach, während Yvonne Mademoiselle Mathilde zu Hilfe eilte.

Vor der Bäckerei standen nunmehr schon mehrere Frauen mit Kindern und warteten darauf, bedient zu werden. Als ich in den Hof hineinlief, verdrückte sich Maurice schnell, denn im nächsten Augenblick rief schon der Pelzscheich von weitem: "Maurice! Maurice, fang ihn! Maurice! Fang ihn!"

Ich lief durch die Tür der Veranda, um Maurice zu fragen, was ich tun sollte. Er sagte: "Mach ihn jetzt ganz fertig! Dann wirst du Ruhe haben, denn er wird einsehen, daß es sich nicht lohnt dich zu jagen."

Als ich durch die Tür des Vorraums wieder in den Hof wollte, schleuderte mir schon der Pelzscheich einen Stein so heftig nach, daß er eine Scheibe an der Veranda zerschmetterte! Da nahm auch ich wieder Steine und zielte diesmal auf seine Beine! Und bald hinkte er! Er gab aber trotzdem den Kampf noch nicht auf, sondern bestürmte mich weiterhin.

Da ich wieder rückwärts lief, sah ich nicht, wie Mathilde mit Yvonne zurückkam. Der Pelzscheich hatte es eilig: "Fangt ihn! Fangt ihn! Diesen verkommenen *crapule*!"

Mir blieb nur die Alternative, an Mathilde vorbeizulaufen oder über den Maschendrahtzaun zu klettern, um wieder auf das Kleefeld zu gelangen. Ich entschloß mich zum Letzteren, weil mich der Arm schon so stark schmerzte, daß hinter meinen Würfeln keine Musik mehr war

und ich auch nicht mehr genau zielen konnte. Während ich über den hohen Zaun kletterte, stieß der Pelzscheich ein noch wilderes Gebrüll aus und schleuderte einen Stein dicht an meinem Kopf vorbei – dann befand ich mich außer Reichweite.

Solche Gewalthandlungen gehören jedoch nicht zu meinem Wesen, und kaum war ich in Sicherheit und sah den Bäcker zurückhinken, bereute ich es, Steine gegen ihn geworfen zu haben. Ich ging zum ausgetrockneten Bach und setzte mich auf das Gras an der Böschung. Meine Rache machte mich nicht glücklich – im Gegenteil, da ich nun Zeit hatte, über alles nachzudenken, fühlte ich mich elender denn je! Doch welches Recht hatte er, meine Mutter als Hure zu bezeichnen? Und wieder befiel mich der Schmerz mit aller Heftigkeit und ich weinte um meine Mutter. Aber kaum hatte ich meinen Tränen freien Lauf gelassen, fiel mir ein, daß das Schwein meine Mutter ja gar nicht gemeint haben konnte, weil er sie nicht kannte! Er hatte somit nur die Mutter, die mich verkauft hatte, beschimpft, und nicht meine eigene Mutter.

Jetzt kam ich mir ganz blöd vor, denn ich hatte Mutter Pécic, die an allem schuld war, verteidigt. Blieb noch, daß die Beleidigung mir galt, den er hatte *mich* als Hurensohn beschimpft! Und weil ich der Sohn meiner wahren Mutter bin, so war ich auch verpflichtet, meine Ehre zu verteidigen, denn sie war auch die Ehre meiner Mutter, somit hatte ich doch richtig gehandelt!

Ich hatte nur wenige Minuten so räsoniert, als ich plötzlich Schritte hörte. Ich schaute schnell auf: es war Yvonne, die zu mir kam. Ich versuchte mir schnell die Augen zu trocknen – es verblieb mir aber nicht mehr genug Zeit, so senkte ich meinen Kopf und entschloß mich, sie überhaupt nicht anzuschauen, denn wie konnte sie sich überhaupt mit einem solchen Saukerl abgeben?

Sie hatte mich noch nicht erreicht, als sie schon lachte: "Ha–ha–ha–ha–aaach! Du hast ihn aber zugerichtet! Junge, Junge! Schade, daß ich nichts bei mir habe, denn eine Belohnung hast du wirklich verdient," und sie setzte sich rechts von mir ins Gras. Weil ich aber meinen Kopf von ihr abwandte, forderte sie mich auf: "Du heißt Denis, nicht? Schau doch her zu mir, Denis!"

Ich wandte meinen Kopf nur noch mehr nach links. Enttäuschung klang in ihrer Stimme, als sie sagte: "Denis, schau doch zu mir her! Du weißt, das ich nicht daran schuld bin. Was gehen mich seine Töchter an. So wie der Vater veranlagt ist, wird dir Charline auch bald am Glied hängen – die ist doch sein Ebenbild. Ich hab nicht wissen können, daß du schon so ein Geschichtchen gehabt hast. Verzeihst du mir? Ich bin dir sogar dafür dankbar, daß ich mich heute nicht mit ihm abgeben muß. Sei jetzt ein lieber Junge und schau zu mir her."

Obwohl der Ton ihrer Stimme freundlich war, weigerte ich mich, zu ihr hinzuschauen. Sie hatte ja selbst gesagt, daß sie sich heute nicht mit dem Pelzscheich abzugeben brauche, womit sie zugab, daß sie sich genauso wie Cathrine von ihm hernehmen ließ! Da wurde mir übel!

Als sie mir nun den linken Arm über die Schulter legte, rückte ich brüsk von ihr weg. Sie rückte wieder dicht an mich heran und versuchte es nochmals: "Du bist ein netter Junge, Denis, und wenn du einmal bei mir vorbeikommst, werde ich dich dafür belohnen. Du bekommst von mir was du haben möchtest. Dafür brauchst du jetzt nur zu mir herzuschauen. Sei doch ein lieber Junge!"

Ich hielt sie für wahnsinnig, denn eine normale Frau würde sich nicht von dem Monstrum berühren lassen und einen fremden Jungen auffordern, sie anzuschauen.

In diesem Augenblick wurde ich nach hinten zu Boden gerissen und im nächsten hockte Yvonne in Reiterstellung über mir – sie trug nach der damaligen Mode einen weiten Rock bis etwa 4 cm unter die Knie, der ihr erlaubte, sich über mich zu schwingen. Dazu drückte sie mir mit beiden Händen die Oberarme gegen den Boden. Ich versuchte sie abzuwerfen, aber

konnte meine Beine nicht rühren, weil sie auf meinem Schoß kniete! Sie war auch viel kräftiger als ich es erwartet hatte. Ich versuchte mich einmal nach links und einmal nach rechts, dann wieder plötzlich nach links oder zweimal nach rechts zu werfen – umsonst! Sie drückte meine Schulter ganz fest zu Boden und ich fühlte, wie ich immer schwächer wurde. Nun blickte ich sie an und war plötzlich wie hypnotisiert: ihre tiefblauen Augen hatten einen stumpfen Glanz, ihr Gesicht war zur Fratze verzerrt und sein Ausdruck fesselloser Sinnlichkeit wirkte eher tierisch als menschlich. Es war nicht die Brutalität, die mich erschreckte, sondern ihr wollüstiges Begehren. Jahre später sah ich in Indochina, wie ein Spatz während seines Flugs plötzlich auf der Stelle in der Luft flatterte und kreischte – eine Schlange im Gras hatte ihn mitten im Flug hypnotisiert! Nach kurzem Flattern fiel der Spatz schräg zu Boden ins aufgerissene Maul der Schlange, die ihn vertilgte. Genau so war es mit mir, als ich Yvones Gesicht über mir erblickte. Meine Kräfte gaben plötzlich nach und ich flatterte wie der Spatz in der Luft. Ihre Augen hielten meinen Blick gefangen, und ich lag regungslos da, während sie sich über mich neigte und mich auf den Mund küßte. Es war kein zärtlicher Kuß, sondern ein zweiter Überfall. Sie rieb ihre Lippen an meinen Zähnen auf, und ich schmeckte den faden Geschmack ihres Bluts. Meine Sinne waren wie benebelt, und ich weiß nicht mehr, wie lange sie so an meinem Mund zerrte, bis sich der Griff ihrer Hände lockerte und sie ganz lieb wurde: "Verzeih mir, Denis. Ich hab dir nicht weh tun wollen. Es ist über mir gekommen, weil du nicht zu mir schauen wolltest."

Ich sah, daß ihr Gesicht wieder schön war – nur in ihren Augen war noch etwas von dem seltsamen Glanz. Ich schämte mich, vor ihr so schwach geworden zu sein. Ich hätte mich jetzt von ihr befreien können, da sie mich nicht mehr festhielt, sondern nur noch über mir lag. Ich rührte mich nicht, aber blieb gleichzeitig stumm, so daß sie es wieder versuchte: "Sag doch etwas, Denis! Bist du mir böse?"

Nachdem sie vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte, fuhr sie fort: "Ich hab dir doch nichts anderes angetan als dich festgehalten und geküßt. Und ich bin nicht die Erste, die dich geküßt hat, das habe ich gleich gesehen, als ich in die Bäckerei kam. So wie du mich angeschaut hast, hab ich gewußt, daß du dich gern mit Frauen abgibst. Ja, ich habe noch mehr erfahren – aber darüber werde ich später einmal mit dir sprechen. Jetzt mußt du mir zuerst verzeihen und mir sagen, ob du mich magst. Du brauchst nur zu sagen, daß du mich lieb hast, dann ist alles verziehen. Also – hast du mich lieb?"

Ich schwieg, so daß sie wieder resolut wurde: "Ich werde dich so lange hier festhalten, bis du mir sagst, daß du mich gern hast."

Sie hielt mich fast eine halbe Stunde so gefangen, ohne mir ein einziges Wort entlocken zu können. Dann kam Maurice. Als er nach mir rief, blieb ich stumm. Schließlich fand er uns an der Böschung: "Was macht ihr beide da? Komm jetzt wieder zurück, Denis. Der Alte hat sich beruhigt. Außerdem möchte er nicht, daß die Dame etwas davon erfährt."

Yvonne wollte mich jedoch nicht freigeben: "Ich laß ihn nicht eher gehen, bis er mir sagt, daß er mich gern hat!"

Maurice versuchte zu vermitteln: "Er hat dich doch gern, sonst würde er sich nicht so ruhig verhalten. Außerdem verlangst du zuviel auf einmal von ihm. Laß ihn jetzt mit mir gehn und du wirst sehen, daß er dich das nächste Mal schon lieb haben wird. Sei jetzt vernünftig, Yvonne!"

Yvonne erwiderte scharfzüngig: "Ausgerechnet du mußt mir das sagen. Ja, ausgerechnet du! Glaubst, daß ich noch so blöd bin wie damals, als du mich vergeblich warten hast lassen. Damit du ihn anlügen kannst, was für eine ich bin. Ha–ha–ha–ha, er soll es aber gleich wissen, daß ich weniger Männer gehabt habe als ich Finger auf der Hand habe."

Da brach Maurice in Gelächter aus: "Da hast du deine Zehen vergessen! Außerdem will dich im Dorf keiner mehr anschauen – deshalb teilst du dir den Pelzscheich mit der blöden Cathrine. Pfui! schäm dich!"

Yvonne wurde rot vor Zorn: "Du verkommener Hurenbock! Du bist nur eifersüchtig, weil ich dir nicht mal meinen Arsch zum Lecken hinhalten würde. Und von wegen ‚blöde Cathrine‘ – du hast dich doch selbst mit dem schlampigen Luder abgegeben, weil du nichts besseres finden konntest! Diese Sau hast du gestopft! Pfui! Pfui! Pfui! Schäm dich!"

Maurice war mehr belustigt als gekränkt. Er lachte laut, als sie ihm ihre "Pfuis" an den Kopf warf, und erwiderte: "Du bist schon so abgetakelt wie eine läufige Hündin. Bei Cathrine war ich wenigstens sicher, mir keinen Tripper zu holen..."

Yvannes Gesicht nahm wieder den brutalen Ausdruck an von vorhin, und diesmal wurden ihre Augen noch schmaler. Als das Wort "Tripper" fiel, sprang sie von mir hoch: "Du Schmutzfink! Du Mistkerl!" Und rasend wie sie war, stürzte sie sich auf Maurice. Der aber war rechtzeitig ausgewichen und lief davon, nicht in Richtung Bäckerei, sondern zu den Wiesen hinaus. Es war eine Freude zuzusehen, wie Yvonne hinter ihm herwetzte! Maurice mußte sich anstrengen, daß sie ihn nicht einholte. Er verlor seine Sandalen unterwegs, da sie, im Gegensatz zu denen von Yvonne, nicht angeschnallt waren.

Ich stand auf, konnte aber kaum gehen, so steif war ich, nachdem sie so lange auf mir gesessen war. Nun schaute ich zu, wie die Jagd enden würde. Nach etwa 300 Metern ließ das Tempo bei Yvonne merklich nach, denn sie war an einen so anstrengenden Lauf nicht gewohnt. Als sie schließlich stoppte, hatte Maurice es leicht, sie zu täuschen und an ihr vorbei wieder zurückzulaufen.

Mit großem Vorsprung kam Maurice wieder bei mir an: "So, jetzt bist du sie los! War keine leichte Sache - aber anders nicht möglich. Ich mußte sie necken, damit sie von dir abläßt, denn wenn sie sich einmal etwas in den Kopf setzt, wirst du sie nicht mehr los. Jetzt müssen wir in die Bäckerei, sonst verbrennt das Brot."

Unterwegs schaute ich zurück nach Yvonne. Weil ich zurückschaute, sagte Maurice: "Laß dich ja nicht mit der in eine Liebschaft ein! Sie ist die einzige Nutte hier im Dorf. Außer dem Pelzscheich, der einen Narren in ihr gefressen hat, rührt sie keiner an. Nur im Frühjahr und im Herbst zur Zuckerrübenzeit hat sie genügend Liebhaber unter den Belgiern, die die Rüben ernten oder in der Zuckerfabrik arbeiten. Laß dich nicht anfassen von ihr, wenn Charline oder Michou es sehen könnten. Auch von den Leuten im Dorf darf dich niemand mit ihr sehen, denn sie ist durch und durch verdorben und verfemt! Jetzt sind die Belgier abgezogen, deshalb hat sie's auf dich abgesehen – auch wenn sie sich bloß an dir aufgeilen kann."

Als ich hinter Maurice in der Bäckerei ankam, war der Pelzscheich dabei, das Brot aus dem Ofen zu nehmen. Er schien mich gar nicht zu sehen, als er zu mir herüberschaute, und fragte Maurice: "Wo ist Yvonne geblieben?"

Maurice: "Sie kommt gerade von einem langen Spaziergang zurück."

Der Pelzscheich ließ alles liegen und eilte Yvonne entgegen. Er hinkte noch stärker als zuvor, im übrigen war ihm von der Schlacht nicht viel anzumerken. Die roten Beulen im Gesicht waren nicht groß genug, um Aufmerksamkeit zu erregen. Seine Hose war von Mathilde abgebürstet worden, und sie war gerade dabei, in der Veranda sein Hemd zu waschen, um alle Spuren zu beseitigen, bevor die Dame des Hauses von der ersten Brotfahrt zurückkäme. Bis dahin aber mußte er mit Yvonne fertigwerden, deshalb hatte er es plötzlich so eilig.

Maurice schickte mich zur Außentür: "Schau mal unauffällig, was sie tun."

Ich schaute zwischen Tür und Mauer hinaus. Die beiden zankten sich beim Pferdestall, aber waren nicht so laut, daß ich sie verstehen konnte. Wahrscheinlich weigerte sich Yvonne, mit ihm in den Stall zu kommen.

Wir hatten noch nicht alle Brote aus dem Backofen, als das exzentrischeste aller Paare wieder in die Bäckerei kam. Yvonne tat zu meiner Verblüffung wieder ganz lieb mit dem Pelzscheich. Ich fuhr das Brot aus der Bäckerei, um es im Vorraum abzubürsten, während Maurice die Brennkammer aufs Neue anfeuerte. Ich schaute nicht zu Yvonne hinüber, hörte jedoch alles, was sie sagte. Offensichtlich sprach sie absichtlich laut, daß auch Maurice und ich alles hörten. Sie ließ sich anflehen, um sich dann zu spreizen: "Du bist heute wirklich sehr lieb, Charles. Kannst du nicht bis übermorgen warten? Du warst heute viel zu aufgeregt, und du weißt, daß ich so was nicht gern habe."

Der Pelzscheich versuchte sie doch noch umzustimmen: "Du kannst mich doch nicht so lange warten lassen. Bitte, Yvonne, ich verspreche dir, daß ich mich beherrschen werde. Sag mir, was du gerne haben möchtest."

Yvonne: "Wenn du mir zehn Eier und ein Pfund Schinken gibst, werde ich es mir vielleicht anders überlegen."

Der Pelzscheich: "Die zehn Eier kannst du haben, aber ein ganzes Pfund Schinken ist zuviel – vielleicht ein halbes Pfund, mehr aber nicht!"

Yvonne: "Wenn du um ein halbes Pfund Schinken feilschst, geh ich lieber gleich," und sie griff nach ihrer Einkaufstasche. Während der Pelzscheich zu erklären versuchte, warum er ihr nicht mehr Schinken geben konnte, rief mich Maurice in die Bäckerei. Das Paar wich vom Tisch zurück, damit ich mit Maurice den Teig aus dem Teigkorb auf den Tisch kippen konnte. Hinter meinem Rücken versuchte der Pelzscheich Yvonne zu überreden, sie möge sich statt des Schinkens etwas anderes wünschen. Yvonne blieb stur: "Nein! Ich will die zehn Eier und ein Pfund Schinken haben! Wenn du sie mir nicht geben willst, dann laß mich bitte gefälligst in Ruhe." Als er nun doch einverstanden war, verlangte sie zuerst die Ware: "Bring mir alles her, und wenn der Schinken gut ist, werd ich es mir noch überlegen."

Hinkend stapfte der Pelzscheich hinüber ins Haus. Kaum hatte er die Bäckerei verlassen, als Yvonne mich schon von hinten am rechten Arm ergriff und mich zum Backtrog hinstieg. Da stellte Maurice sich ihr in den Weg: "Laß ihn los! Ich hab die ganze Schau, die du aufgezogen hast, durchschaut! Du solltest dich schämen! Er hat Mädchen genug in seinem Alter! Such dir lieber einen passenden Mann. Du könntest dir den Clovis angeln."

Yvonne: "Was ich ihm zu sagen habe, geht dich einen Dreck an! Ich werde ihn bestimmt nicht zur Päderastie abrichten, im Gegenteil! Ich will, daß er nicht hier an den Falschen kommt. Du hast mir gerade erst erzählt, was er in der Somme gemacht hat und daß du ihn mit Charline verkuppeln willst." Und sich zu mir wendend: "Daß du weißt, Denis, woran du bist! Darüber wollte ich mit dir sprechen. Wenn du dich nicht so verächtlich mir gegenüber benommen hättest, wäre alles gut abgelaufen. Und damit du weißt, daß ich dich nicht kränken will, werde ich mich von der Speckwalze nicht berühren lassen, wenn du mir sagst, daß du mich gern hast. Du kannst deine Geliebten haben und sie lieben – nicht aber Mädchen, die dir zugespielt werden. Mich brauchst du nur gern zu haben und auf das zu hören, was ich dir zu sagen habe." Und sie küßte mich auf dem Mund.

Ich war wieder wie hypnotisiert! Ich begriff nicht, welche Macht diese Frau über mich besaß, nur indem sie mich anblickte – eine Macht, die meinen Abwehrwillen lähmte und meine Abneigung neutralisierte.

Da warnte Maurice: "Laß ihn los, der Alte kommt zurück."

Yvonne fragte mich noch schnell, nachdem sie ihre Lippen von meinem Mund nahm: "Sag jetzt schnell! Magst du mich?"

Die Befürchtung, der Pelzscheich werde mit ihr wie mit Cathrine verfahren, ließ mich mit dem Kopf nicken. Worauf sie mich schnell küßte und mich losließ. Ich eilte zum Tisch zurück, als ob ich Kohle in den Ofen geworden hätte. Sicher hätte ich nicht mit dem Kopf

genickt, wenn es ein anderer als der Pelzscheich gewesen wäre, denn was ging mich an, was Yvonne machte? Sogleich mußte ich mir jedoch eingestehen, daß mir das gar nicht gleichgültig war.

Der Pelzscheich trug in einer Hand die Tüte mit den Eiern und in der anderen ein in Butterpapier gewickeltes Pfund Schinken: "Es ist mehr als ein Pfund! Ich hab dir sogar zwölf Eier reingelegt."

Yvonne nahm den Schinken, machte das Papier auf und roch geräuschvoll daran: "Da hast deinen Schinken wieder. Pfui! Wie der stinkt! Die Eier kannst du auch gleich behalten." Und bevor der Pelzscheich noch Zeit hatte sich von seinem Schock zu erholen, griff sie nach ihrer Einkaufstasche und lief davon.

Der Pelzscheich starrte ihr einen Augenblick fassungslos nach, so daß Yvonne schon außerhalb der Veranda war, bis er begriff, was los war. Da schleuderte er ihr das Dutzend Eier und den Schinken nach: "Du abgetakelte Hure! Du läufige Hündin!"

Yvonne lief mit leerer Einkaufstasche zur Straße und davon.

Statt ihr nachzulaufen, spuckte der Pelzscheich ihr seinen Kautabak nach. Während er neben mir das Brot formte, stieß er die schlimmsten und obszönsten Beschimpfungen aus, so daß ich zum Ausreißen sprungbereit war. Aber er befahl mir nicht, die Sachen vom Boden der Veranda aufzuheben, und die dicke Mathilde rief: "Denis, sei bitte so gut und hebe für mich die Sachen auf."

Das Pfund Schinken konnte ich aufheben – dagegen waren die zwölf Eier zerschmettert. Mathilde bat mich auch noch, die Wand und den Boden abzuschleuern.

Als ich wieder zurückkam, fragte mich der Pelzscheich, ob ich alles sauber sei: "Ist besser, du wischst nochmal auf, damit die Alte nichts merkt." Daraus erkannte ich, wie sehr er seine Frau fürchtete! Das war meine Rettung.

Die Dame war eine sehr kluge Frau. Denn ohne ein Wort gehört zu haben, erriet sie alles. Ich konnte merken, wie sie beim Mittagessen unauffällig ihren Mann und mich beobachtete. Noch während wir aßen, kam Yvonne Brot holen, wofür sie Marken gab und zahlte. Der Pelzscheich wagte nicht, zu seiner Geliebten auch nur hinüberzuschauen.

Ich mußte nach dem Essen wieder in der Bäckerei arbeiten. Als um 13 Uhr die Feldarbeiter auf die Äcker hinausgingen, mußte ich sie begleiten und das Unkraut von den jungen Zuckerrüben hacken, während der Pelzscheich und Maurice die Arbeit in der Bäckerei fortführten.

Da ich schon wußte, wie ich hacken mußte, ging ich alleine weiter zum Rübenfeld bei der Eisenbahnlinie. Ich hatte für die Vesperpause um 16 Uhr ein Butterbrot mit gekochtem Speck und eine Flasche Bier bei mir – im Norden Frankreichs wurde werktags Bier und sonntags Wein getrunken. Um mein Vesperbrot zu essen, begab ich mich zur Eisenbahnböschung, und setzte mich in den Schatten der Sträucher. Plötzlich schrak ich zusammen! Ich hörte hinter mir ein Geräusch – hatte zuvor aber niemanden gesehen. Als ich mich umwandte, stand Yvonne vor mir: "Iß nur weiter, Denis! Ich habe dich bei der Arbeit beobachtet. Konnte aber nicht zu dir kommen, weil die anderen mich gesehen hätten. Besser, es sieht uns niemand zusammen." Und sie setzte sich neben mich.

Ich war sprachlos! Auch war mir der Appetit vergangen. Ich fühlte mich durch ihre Nähe völlig hilflos und schwach. Sie war sich bewußt, welche Wirkung sie auf mich hatte, denn sie sagte: "Du wirst dich mit der Zeit an mich gewöhnen. Komm jetzt, ich helfe dir beim Essen, laß mich kauen – oder du kaust und gibst es mir in den Mund, das wäre mir noch lieber."

Ich reichte ihr kraftlos mein Vesperbrot, weil ich nicht für sie vorkauen wollte. Ich zwang mich, sie nicht mehr anzuschauen, aber konnte vor mich hin starren wie ich wollte und fühlte mich trotzdem durchschaut. Eine Weile hörte ich zu, wie sie still neben mir kaute – dann hielt

ich es nicht mehr aus. Ich blickte sie an und war verloren! Sie fing mit ihren tiefblauen Augen meinen Blick auf und gab ihn nicht mehr frei. Sie legte mich sanft auf den Rücken und setzte ihren Mund auf den meinen - aber nicht um mich zu küssen, sondern um mich von Mund zu Mund zu füttern, nachdem sie vorgekaut hatte. Um meinen Kiefer zu lockern, drückte sie mit Zeigefinger und Daumen ihrer rechten Hand auf beide Seiten meiner Wangen, so daß ich den Mund weit öffnen und schlucken mußte.

Dieser Sieg über mich verlieh ihren Augen wieder den Glanz der Wollust: "Ich werde noch einmal für dich vorkauen. Dann mußt du es aber auch für mich tun, sonst werde ich dich weiter so füttern, bis nichts mehr übrigbleibt."

Seltsamerweise ekelte ich mich gar nicht, während ich schluckte. Dagegen hatte ich es nicht fertiggebracht, die Butter an der Stelle schneiden, die der Pelzscheich mit seinem abgelutschten Messer berührt hatte. Trotzdem spülte ich meinen Mund mit einem Schluck Bier, worauf sie sie mich aufforderte: "Jetzt bist du dran. Du darfst aber nicht dazu trinken, sondern nur mit deinem Speichel kauen."

Wenn sie so verrückt ist, dachte ich, daß sie nicht mehr von mir verlangt, dann werde ich es tun. Sie preßte ihre Lippen fest an die meinen und nahm gierig das Gekaute in ihrem Mund auf.

Als das Brot alle war, hatte sie noch andere Wünsche: "Du mußt mich jetzt dafür entschädigen, was mir bei Charles entgangen ist. Nur aus Rücksicht auf dich hab ich mich nicht anrühren lassen, weil ich wußte, daß dich das kränken würde. Du mußt deiner Geliebten nicht untreu werden, so schlecht bin ich nicht. Ich will nur verhindern, daß du mit andern Mädchen verkuppelt oder zu sonstigen Schweinereien verführt wirst. Deshalb hab ich mich deiner angenommen. Und ich will nicht, daß du dich ekelst. Ich bin zufrieden, wenn du mir nur in die Augen schaust und mir deine Hand überläßt. Einverstanden?"

Ich schüttelte verneinend mit dem Kopf, denn ich wußte, was meine Hand tun sollte – und dort, wo der Pelzscheich mit seiner Pranke gewesen war, wollte ich nicht hinfassen.

Die Augen von Yvonne wurden schmaler: "Du willst nicht? Nachdem du mir versprochen hast, mich lieb zu haben? Paß auf! Auch ich habe einmal geliebt wie du und wäre glücklich, wenn mein Freund mich so geliebt hätte, wie du dein Mädchen liebst. Du mußt mir jetzt nur in die Augen schauen. Deshalb stelle ich mich vor dich. Leg deine Beine auseinander, damit ich näherkommen kann."

Mir wurde unheimlich zumute und mein Herz schlug wie wild, trotzdem gehorchte ich. Ich war erstaunt, daß sie einen rosa Schlüpfer trug. Sie hob mit der Linken ihren Rock bis in die Höhe des Bauchs, hockte sich auf die Fersen und befriedigte sich mit der rechten Hand. Ich fühlte mich so überrumpelt, daß mein Denken aussetzte. Seltsame Laute drangen an mein Ohr, während ihre Augen meinen Blick gefangen hielten, und ich in das unendliche Tiefblau ihrer Augen schaute. Und wieder nahm ich die Veränderung ihrer Gesichtszüge wahr. Das genügte, um meine Gefühle in Aufwallung zu bringen. Trotz meiner Passivität übertrugen sich ihre Gefühle wie von selbst auf mich. Das hatte ich noch nie erlebt! Es war um so merkwürdiger, als ich mich nicht im geringsten zu ihr hingezogen fühlte.

Nachdem sich ihre Gesichtszüge mehr und mehr verzerrt hatten, stürzte sie sich mit einem Mal auf mich. Ich wurde aus dem Sitz auf den Rücken geworfen, sie kam über mir zu liegen. Gierig schob sie mir die Zunge in den Mund, sog an meinen Lippen und wand sich über mir hin und her, wobei sich ihr Ellenbogen über mein Glied bewegte.

Sie war die Schlange und ich der Spatz! Und bevor ich Zeit hatte zu begreifen, was geschah, riß sie mir die Hose auf, wobei zwei Knöpfe absprangen. Sie schwang sich in umgekehrter Reitstellung über mich, so daß sie mit Händen an meinen Genitalien war, während sie hinter meinem Kopf kniete. Vor Schmerz wurde mir vor den Augen dunkel. Was auch immer den

Furiensabbat in ihr entfesselte und sie zur Bestie werden ließ: sie war ein Vulkan mit dem Krater nach unten. Nachdem sie sich ausgetobt hatte, blieb sie keuchend liegen. Mit der Linken zerrte sie noch an meinem schlappen Schwanz.

Ich hatte nur noch den übermächtigen Wunsch, von ihr fortzukommen. Ich faßte Mut und bat sie: "Bitte, Mademoiselle, ich muß wieder zur Arbeit. Der Bäcker könnte herkommen."

Unwirsch blickte Yvonne auf: "Warum läßt du dich von ihm so ausnützen? Wenn es dir lieber ist zu arbeiten als bei mir zu bleiben, dann geh!" und sie rollte von mir herunter und blieb mit dem Rücken zu mir liegen. Ich sprang auf und lief davon, den Brotbeutel und die Flasche zurücklassend.

Als ich wieder das Unkraut zwischen den Rüben hackte, fühlte ich mich sehr unglücklich. Ich war den Tränen nahe, als ich an Geneviève dachte. Sie war mir so stark in Erinnerung, daß ich sie wie lebendig vor mir sah. Ich war wütend auf mich, weil ich zu schwach gewesen war, Yvonne abzuwehren.

29. Ein langer Tag. [28. Mai 1942]

Am Donnerstag, kurz nachdem Madame Voyer mit dem Brot abgefahren war, kam Cathrine wieder zum Pelzscheich. Ich war entschlossen, sie keines Blicks mehr zu würdigen.

Gerade half ich Maurice, die Brote in den Backofen zu schieben und stellte mich so, daß ich nicht hinschauen mußte, als sie mit dem Pelzscheich zum Backtrog ging. Gleich darauf verließen Charline und Michou in großer Eile das Haus. Ich ließ ich mir nicht anmerken, daß ich sie gesehen hatte. Sie liefen in den Vorraum der Bäckerei, versteckten sich hinter den Brotregalen und beobachteten mich von dort. Sie wußten längst, was ihr Vater jeden Donnerstag mit Cathrine machte, denn der Donnerstag war schulfreier Tag. Sie wußten nur noch nicht, wie ich mich dazu verhalten würde. Deshalb lugten sie vorsichtig, mit zur Seite geneigtem Kopf zu mir herüber. Kaum drehte ich mich, wichen sie zurück.

Als der Pelzscheich Cathrine zu bearbeiten begann, hatten Maurice und ich schon fast alle Brote im Backofen. Jetzt mußte ich mich aus der Bäckerei entfernen, ohne auf Cathrine zu schauen und ohne die beiden Mädchen zu überrumpeln. Ich wischte mir demonstrativ den Schweiß aus dem Gesicht, während ich langsam zur Tür ging. Auf diese Weise gab ich Charline und Michou Zeit, sich hinter das Brotauto zu flüchten – vor der Bäckerei stand ein kleiner Lieferwagen, aber da es im besetzten Frankreich kein Benzin gab, konnte damit nicht gefahren werden. Ich bürstete den Rest des Brots von der vorigen "fournée" und schaute unbeteiligt vor mich hin, während Cathrine laut zu stöhnen und zu schreien begann.

Die beiden Mädchen warteten ab, bis Cathrine zum Abort ging, wiederkam und vom Pelzscheich Butter und Eier in Empfang nahm. Als sie sich zum Gehen anschickte, tauchte Michou von der andern Seite des Lieferwagens auf, um ihr nachzuschauen. Bevor sie zurück zu Charline ging, warf sie mir ein spöttisches Lächeln zu. Dann lief sie ins Haus.

Als ich wieder in die Bäckerei gehen wollte, tauchte Charline auf und machte mir ein Zeichen, zu ihr zu kommen. Ich folgte ihr zur Hecke hinter dem Kuhstall.

Sie fragte: "Ist das häßliche Luder fort? So eine Schande! Aber bitte, erzähl es niemand. Versprichst du es mir, Denis?"

Ich versprach es: "Das ist doch selbstverständlich, Mademoiselle!"

Charline: "Nenn mich ruhig nur Charline, und ich sage Denis zu dir. Ich glaube, du mußt bald zum Friseur gehen. Du hast eine furchtbar lange Mähne!"

Das stimmte – und ich bekam einen roten Kopf! Wie sollte ich zum Friseur gehen, wenn ich keinen einzigen Cent besaß.

Charline merkte, daß sie mich gekränkt hatte und sagte: "Tut mir leid, Denis, ich wollte dir nur sagen, daß wir hier in Boisleux keinen Friseur haben, sondern zwei Friseusen. Zur ersten

gegenüber dem Lebensmittelgeschäft gehen vor allem die Männer hin. Zur anderen gleich nach der Bahnunterführung gehen die Frauen hin, aber nur wenige Männer, obwohl sie die anständigste ist, auch wenn sie einen unehelichen Sohn hat. Sie gibt sich mit keinem Mann mehr ab, sondern lebt allein für ihren Sohn, der jetzt schon fünfzehn ist. Tu mir bitte einen Gefallen, und lasse dir die Haare nur von der Friseurin am Bahnhof schneiden. Auch wenn du weiter gehen mußt und du länger zu warten hast als bei der hässlichen Giraffe gegenüber von *Dreux*. Es lohnt sich, zur anderen zu gehen. Sollte dir mein Vater kein Geld geben, so komm zu mir, und ich sage es Maman. Bitte, versprich mir, daß du zu ihr gehst."

Da Maurice mir erzählt hatte, daß der Sohn der Friseurin Charline den Hof machte, wußte ich, woher der Wind wehte und warum ihr meine lange Mähne aufgefallen war.

"Ich versprech dir, Charline, daß ich nur zur Friseurin beim Bahnhof gehen werde. Dein Vater wird mir das Geld schon geben."

Charline: "Danke, Denis. Gelegentlich werde ich mich erkenntlich erweisen," und sie reichte mir ihre Hand, die ich drückte.

Ich mußte mir gestehen, daß Charline gar nicht so übel war! Die anfängliche Antipathie verflüchtigte sich und ich sah sie plötzlich mit anderen Augen. Sie hatte auch ihre Reize: schwarzes Haar und eine schöne weiße Haut, dazu die braunen Augen mit den langen schwarzen Wimpern. Ich wunderte mich, daß sie noch Jungfrau war, falls sie es tatsächlich noch war. Denn bei einem solchen Vater, bei dem sie so viel zu hören und zu sehen bekam, war das ein Wunder!

Als ich mit Maurice wieder allein in der Bäckerei war, zielte ich mit meinen Fragen indirekt darauf hin: "Du Maurice, wie kommt es, daß Yvonne noch kein Kind bekommen hat, obwohl sie sich mit den Belgiern abgegeben hat?"

Maurice: "Die ist viel zu gerissen, als daß sie sich die Büchse scharf laden lassen würde. Ihre Mutter war nicht umsonst Krankenschwester. Aber was interessierst du dich für dieses Luder? Hast du dich etwa schon mit ihr eingelassen? Sie wohnt ja nur einen Katzensprung vom Rübenfeld, wo du arbeitest."

Ich schaute Maurice verblüfft an: "Dort gibt's doch keine Häuser!"

"Und was liegt dort beim Bahnübergang an der Hauptstrecke? Hast du das Haus des Schrankenwärters etwa nicht gesehen?" fragte er spöttisch.

"Das Haus des Schrankenwärters?"

Nun begriff ich, daß sie niemanden hatte fragen müssen, wo ich arbeite.

Als Maurice meine Verblüffung wahrnahm, sagte er: "Laß dir ja von dieser Schlampe nicht den Kopf verdrehen. Daß sie eine Bastarde ist, weiß nicht nur sie, sondern jeder im Dorf – nur wer ihr Vater ist, weiß niemand! Sogar ihre Mutter, die alte Hexe, weiß es nicht. Denn der Schrankenwärter, mit dem sie verheiratet ist, ist es bestimmt nicht! Er hat als Kriegebeschädigter aus dem Ersten Weltkrieg den Schrankenwärterposten bekommen, weil ihm die Deutschen mit einer Maschinengewehrgarbe fast den ganzen Schwanz abgeschossen haben. Im Lazarett hinter der Front hat er die Krankenschwester kennengelernt, die ihm das verbliebene Stückchen gesund gepflegt hat. Du kannst dir vorstellen, daß sie dort nicht nur die Verwundeten gepflegt hat, sondern sich auch reichlich hat pflegen lassen – vom "toubib" (Arzt) angefangen bis zum letzten "poilu" (Soldat)! Daß sie dann als Frau des Schrankenwärters mit Zunge und Hand nicht befriedigt war, beweist die Geburt der kleinen Hexe, die erst 1920 zur Welt kam. Sie steht ihrer Alten in nichts nach. Laß dich nicht mit ihr ein! Denn mit dem Küssen wird sie sich nicht begnügen - und du bekommst hundesicher noch einen Tripper von ihr! Nimm dir lieber Charline. Sie schaut schon nach dir. Mußt dich aber beeilen, sonst wird sie dir ein anderer vor der Nase wegschnappen."

Nun wußte ich, warum Yvonne sich so sehr an die Hand gewöhnt hatte – was eine Seltenheit bei den Frauen ist – denn der Kriegsversehrte konnte ihre Mutter ja nicht anders befriedigen. Dann hatte es noch der Pelzscheich auf sie abgesehen, da er sich ihr leichter nähern konnte als den anderen Mädchen. Da die Mutter tagsüber die Schranken wartete und der Vater nachts, mußte Yvonne schon als Mädchen das Brot holen. So konnte der Pelzscheich sich mühelos an sie heranmachen.

Da Maurice von Charline gesprochen hatte, fragte ich ihn: "Du hast mir gesagt, daß ein anderer mit ihr flirtet? Ist sie in ihn verliebt?"

Maurice: "Sie weiß, daß sie keine Chance hat. Seitdem der Pelzscheich mit der Peitsche hinter dem Bastard her ist, hat er sich hier nicht mehr sehen lassen."

"Und seine Mutter? Kommt sie manchmal hierher?"

Maurice runzelte die Stirn: "Ich will von dieser Nutte nichts wissen! Sie bringt einen Bastard zur Welt und benimmt sich, als wenn sie die heilige Jungfrau wäre. Daß du dir ja nicht von ihr die Haare schneiden läßt!"

Aha! dachte ich. Da wird eine Mutter von den Männern gehaßt, weil sie sich ihnen nicht an den Hals werfen will.

Da der Pelzscheich mit einer Kundin im Vorraum schwatzte, begab ich mich allein ins Haus zum zweiten Frühstück. Tante Mathilde war gerade im Schlafzimmer beschäftigt, deshalb wollte ich mich selbst aus dem Schrank bedienen. Charline legte jedoch ihr Buch weg: "Setz dich nur hin! Ich werde dir schon alles bringen."

Ich freute mich über ihre Liebenswürdigkeit. Mir war Charline als Kameradin lieber als Maurice als Kamerad. Ich fragte sie: "Du Charline, weißt du, warum Maurice so böse auf die Friseurin am Bahnhof ist?"

Charline schaute mich enttäuscht an: "Hast du dem Sittenstrolch etwa erzählt, was ich dir gesagt habe?"

Ich schüttelte den Kopf: "Nein. Ich wollte nur wissen von ihm, ob die Friseurin manchmal hierherkommt. Statt einer Antwort sprach er schlecht von ihr und warnte mich, mir von ihr die Haare schneiden zu lassen."

Charline war wütend: "Laß dir von diesem Lump nicht den Kopf verdrehen. Er ist nur giftig auf sie, weil sie ihn hinausgeworfen hat. Du wirst dir denken können warum, wenn du die Mutter von Félix gesehen hast. Er wollte ja sogar mich auf die Liste seiner sitzengelassenen Mätressen setzen. Deshalb ist er auf Félix eifersüchtig. Es wäre gut, wenn du Abstand hältst von Maurice. Die Mutter von Félix kommt immer kurz vor Mittag das Brot holen, wenn Maman zu Hause ist. Ich werde dir einen Wink geben und du kommst schnell ein Glas Bier trinken. Einverstanden?"

Ich war einverstanden, aber auch neugierig: "Hat Maurice so viele Mätressen?"

Charline lachte spöttisch: "Da muß er schon weit mit seinem Fahrrad fahren, um noch eine zu finden. Hier in Boisieux will keine mehr von ihm etwas wissen – nicht einmal Yvonne! Die einzige Ausnahme ist die blöde Cathrine, doch die zählt nicht! Aber wenn er von *dir* etwas will, mußt du es gleich Maman sagen! Vor dir war ein anderer Lehrling hier, und ..." Sie brachte es nicht über die Lippen, wurde rot und griff wieder zu ihrem Buch.

Anders Michou, die am Fenster stand. Sie brach in Gelächter aus: "Warum schämst du dich? Sag es ihm doch!"

Nun wurde Charline wütend: "Schau zu, daß du zum Katechismus kommst! Sonst werde ich es Maman sagen!"

Michou riß ihren Mund so weit auf wie sie konnte und zeigte Charline die Zunge. Dann nahm sie Reißaus.

Charline hatte bestimmt vor dem Salon gewartet, bis Mademoiselle Maret auf die Straße trat, denn sie kam noch vor der Friseurin angelaufen und rief: "Da ist die Mutter von Félix!"

Da ich gerade dabei war, das Brot in die Regale zu tun, sah ich nur noch, wie sie ins Haus ging. Es war eine Frau von kaum 1,60 m Körpergröße. Ich konnte kaum glauben, daß sie schon Mutter war, und fragte verblüfft: "Die, die jetzt reingeht?"

Charline ergriff mich an der Hand: "Ja! Mach schnell! Sonst bekommst du sie nicht richtig zu sehen."

Zum Glück war der Pelzscheich gerade beim Backtrog beschäftigt, so daß er nicht sah, wie mich seine Tochter schon am vierten Tag an der Hand hinter sich her zog. Ihre grazile kleine Gestalt hatte mich verblüfft, jetzt staunte ich über ihr puppenhaftes Gesicht. Während ich sie überrascht anstarrte, sagte Charline: "Es ist höchste Zeit daß du zum Friseur gehst, Denis! Ich habe noch keinen Jungen mit einer so langen Mähne gesehen, wie du sie hast."

Ich griff schnell nach dem Glas Bier, weil Charline mich zum Erröten gebracht hatte, und Mademoiselle Maret schaute mich mit ihren dunklen, fast schwarzen Augen aufmerksam an. Bevor sie jedoch etwas sagte, ergriff die „Dame“ das Wort: "Mir ist seine Mähne auch schon aufgefallen. Ich werde ihn am Samstag zu Ihnen schicken."

Mademoiselle Maret wandte sich der Bäckerin zu: "Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Madame Voyer, und ich danke Ihnen. Ich schneide nämlich gern den Kindern die Haare." Sie sagte dies mit einer so zärtlichsüßen Stimme, als ob eine kleine Puppe sprechen würde, während sie etwas verlegen ihr schwarzes Haar oberhalb des Ohrs zurückstrich. Vor der kolossalen Bäckerin wirkte sie, als wäre sie noch ein kleines Mädchen.

Nachdem ich mein Glas Bier hinuntergestürzt hatte, lief ich wieder zurück zur Arbeit, beobachtete aber vom Vorraum der Bäckerei aus, wann Mademoiselle Maret wieder abfahren würde. Ich gewann Respekt für Charline, denn besser hätte sie die Inszenierung nicht aufziehen können, um mich mit der Mutter von Félix bekannt zu machen. Daraus konnte ich schließen, daß sie ihren Félix sehr liebte. Ich war jetzt neugierig, wie Félix zu dieser Liebe stand.

Da kam auch schon Mademoiselle Maret aus dem Haus, sah, daß ich zu ihr hinüber schaute, bestieg lachend ihr Fahrrad bestieg und radelte davon. Ihr Lachen hinterließ in mir ein großes Fragezeichen. Da kam Charline und lachte ebenfalls still vor sich hin. Da sie im Vorraum der Bäckerei nicht mit mir sprechen konnte, machte sie mir ein Zeichen, ihr in den Hof zu folgen. Hinter dem Stall blieb sie stehen und sagte lächelnd: "Weißt du, was die Mutter von Félix gesagt hat, nachdem du wieder gegangen warst?"

Sicher machte ich ein erstauntes Gesicht, denn Charline mußte sich erst wieder auslachen.

"Sie hat ausgerufen: ‚Du meine Güte! Hat der mich aber angeschaut!‘ Dann hat sie gelacht, wie ich sie noch nie lachen hörte!" Und schon wieder kicherte Charline vor sich hin.

Mir war gar nicht zum Lachen zumute! Denn wenn sie das gesagt und mich ausgelacht hatte, war dies äußerst peinlich für mich. Offenbar machte ich eine ganz miserable Figur, weil Charline sich vor Lachen den Bauch halten mußte und sich dabei sogar gegen die Aborttür lehnte.

"Ich muß jetzt gehen, Charline, sonst wird dein Vater wieder schimpfen."

Charline ergriff mich mit beiden Händen am Arm und hielt mich zurück: "Wart! Ha-ha ... ich hab... ha-ha ... hab dir ... ha-ha ... noch ... hi-hi ... was zu sagen. Ha-ha-ha ..." Sich an mir festhaltend lachte sie sich aus.

Es dauerte noch eine Weile, bis sie sprechen konnte: "Mir ist schon aufgefallen, daß du genauso wie unser Lehrer in der Schule sprichst. Jetzt hat meine Mutter Mademoiselle Maret erzählt, daß du in einem Internat in der Normandie zur Schule gegangen bist und erst im Februar von dort wieder zu deiner Familie kamst. Sie sagte, du hättest eine sehr gute

Erziehung gehabt, und in Hamelin court und Boyelles würden Gerüchte kursieren, daß du gar nicht der vermißte Sohn bist, sondern daß eine Verwechslung vorliegt. Dann sagte die Mutter von Félix, daß sie gleich gesehen hat, daß du nicht auf dem Land aufgewachsen bist. Auch sollst du einen traurigen Blick haben. Meine Maman hat dazu gesagt, daß du Liebeskummer hast, und da haben beide wieder gelacht. Aber jetzt schau nicht so griesgrämig drein. Ich sag dir das nur, weil ich wissen möchte, ob du im Rechnen gut warst? Bist du stark im Rechnen, Denis?"

Da sie mir das ganz lieb sagte, nickte ich: "Es war mein bestes Fach."

Charline klammerte sich vor Freude noch fester an meinen Arm: "Das ist wunderbar, Denis! Du wirst mir bei den Rechenaufgaben helfen, nicht wahr?"

Ich erwiderte: "Wenn ich Zeit habe, will ich es gern für dich tun."

Nun war Charline begeistert: "Ich werde dich dafür mit guten Sachen füttern. Denn ich selber darf nicht mehr naschen, sonst werde ich wieder dicker. Und ich hab mich schon etwas schlank gehungert. Du meine Güte! Wenn ich Tante Mathilde sehe, wenn sie badet, dann schlägt es mir den Appetit! Ich möchte lieber verhungern als..."

Erschrocken fuhr sie zusammen, während ihr der Rest des Satzes im Hals stecken blieb und sie mich schnell los ließ: neben uns ging plötzlich die Aborttür auf und Tante Mathilde trat entrüstet vor Charline: "Jetzt reichs mir aber! Du sollst dich schämen, Charline! Ist das der Dank dafür, daß ich dir die Windeln gewaschen und dich in den Schlaf gewiegt habe?"

Charline hingte sich ihrer Tante um dem Hals, um sie zu küssen: "Aber liebe Tante Mathilde, ich hab doch nicht schlechtes über dich gesagt. Du wirst Maman nichts davon erzählen, nicht wahr, Tante?"

Tante Mathilde: "Ich bin sehr besorgt um dich, Charline, besonders darüber, wie du dich benimmst und wie du daherredst. Das schickt sich nicht für ein Mädchen in deinem Alter." Inzwischen hatte ich mich von der peinlichen Überraschung erholt und lief davon. Nicht nur Mathildes plötzliches Erscheinen hatte mich perplex gemacht, sondern auch die Tatsache, daß sie sich nur mit Mühe aus dem Abort herauszwängen konnte. Charline rief mich zurück, und als ich stehenblieb, sagte sie zu ihrer Tante: "Du hast gut reden! Soll ich mich etwa dem Maurice an den Hals hängen? Und hast du Denis gesagt, wie er mit dem Sittenstrolch dran ist, wenn er schon mit ihm in einem Bett schlafen muß?"

Tante Mathilde reichte das: "Ist schon gut! Ist schon gut! Ich werde nichts sagen. Wenn wir allein sind, werde ich noch mit dir darüber sprechen." Dann wandte sie sich zu mir: "Und du, Denis, ich hoffe, daß du dich gegenüber Charline anständig benehmen wirst? Besonders ..." weiter kam sie nicht, weil Charline sie anstupste: "Du gehst jetzt den Tisch decken. Komm nicht wieder damit, was Großmutter mit dir gemacht hätte, wenn sie dich mit einem Jungen erwischt hätte. Wozu das geführt hat, weißt du selbst am besten. Nun laß mich noch wegen meiner Schulaufgaben mit ihm sprechen, dann kommen wir gleich essen."

Tante Mathilde stampfte wortlos davon – zutiefst gekränkt. Ich war darüber besorgt: "Was, wenn sie deiner Mutter oder deinem Vater erzählt, daß du so vertraulich mit mir redest?"

Charline: "Sie wird nichts sagen! Sie kann sich darunter gar nichts vorstellen. Aber wenn sie daran erinnert wird, was sie versäumt hat, ist sie beleidigt. Mach dir darüber keine Gedanken. Wie ist es? Wirst du mir bei meinen Rechenaufgaben helfen, Denis?"

Ich versprach es ihr: "Aber dein Vater darf nichts davon erfahren. Er hat mir schon am ersten Tage gedroht, daß er mir ..." Hier blieb ich stecken. Charline half mir aus der Verlegenheit: "Ich kann mir schon vorstellen, was er gesagt hat. Das soll uns aber nicht stören. Ich werde dir mein Rechenbuch und mein Übungsheft gleich nach dem Abendessen geben. Du machst dann droben auf der Mansarde die Aufgaben, während ich im Salon etwas auswendig lernen werde. Wenn du fertig bist, kommst zu mir in den Salon herunter. Vater wird dann schon im Bett

liegen, so daß du mir noch erklären kannst, wie die Aufgaben gerechnet werden. Zu dir hinauf kann ich wegen Maurice nicht gehen, weil er mich nicht in Ruhe läßt. Wenn Vater nicht auf ihn angewiesen wäre, hätte er ihn schon längst totgeschlagen. Für deine Arbeit werd ich mich erkenntlich zeigen. Wenn du was brauchst, dann komm zu mir. Aber jetzt muß ich gehn. Ich danke dir für alles.“ Und sie lief davon.

Ich war erleichtert, denn was ich suchte, war nicht Liebe oder eine geschlechtliche Beziehung, sondern einen Menschen meines Alters, mit dem ich sprechen konnte. Auch verschärfte sich aufgrund dessen, was Charline zu ihrer Tante gesagt hatte, mein Mißtrauen gegen Maurice. Als wir um den Mittagstisch saßen, fiel mir auf, daß während sich zwischen mir und Charline ein kameradschaftliches Verhältnis entwickelte, die jüngere Schwester Michou immer abweisender mir gegenüber wurde, als ob sie mich zusehends verachten würde.

Um 15 Uhr mußte ich wieder mit der Hacke zu den Zuckerrüben. Bevor ich fortging, fragte mich der Pelzscheich: "Wie lange brauchst du noch, bis das Rübenfeld fertig ist? Wird es heute so weit sein?" Ich antwortete, daß ich vielleicht fertig werden könne.

Als ich am Haus des Schrankenwärters vorbeifuhr – der Pelzscheich hatte mir den Schlüssel zu seinem Fahrrad gegeben, damit ich schneller aufs Feld komme und wieder zurück – lief Yvonne vors Haus und rief: "Denis! Denis! Komm her zu mir! Ich muß unbedingt mit dir sprechen. Denis! ..."

Nachdem, was sie mit mir angestellt hatte, schaute ich sie überhaupt nicht an, sondern fuhr schneller, bis ich sie nicht mehr rufen hörte. Meinen Brotbeutel brachte ich ans andere Ende des Feldes, wo ich die Bierflasche in der Erde vergrub, damit das Bier kühl bleiben würde. Das Fahrrad stellte ich an das Gebüsch an der Eisenbahnstrecke, damit die Reifen an der Sonne keinen Schaden nehmen. Ich mußte eine Zuckerrübenreihe hinauf vom Unkraut freihacken und die nächste dann wieder hinunter bis zum Gebüsch. Während ich die Reihe hinaufhackte, muß sich Yvonne hinter meinem Rücken zum Gebüsch begeben haben, denn als ich dort wieder ankam, tauchte sie zwei Schritte vor mir auf und sagte: "Denis, komm zu mir her! Ich wollte dir Eierkuchen geben. Ich habe sie mitgebracht. Komm zu mir her! Wir werden sie gleich zusammen essen. Bitte, Denis, sei jetzt so lieb und komm her zu mir." Ich hackte schneller, ohne zu ihr aufzuschauen, um möglichst schnell vom Gebüsch wieder wegzukommen. Als ich mich in der dritten Reihe wieder zum Gebüsch hin vorarbeitete, vergewisserte ich mich, daß die beiden Frauen auf dem Feld hinter dem Rübenfeld in meine Richtung schauten, so daß sich Yvonne nicht aus dem Gebüsch hervorwagen würde. Doch in dem Augenblick, als ich mich umblickte, stürzte sie zu mir her. Ich ließ die Hacke fallen und rannte los! Aber bevor ich noch richtig in Schwung kam, hatte sie sich schon an meinem Rücken festgeklammert, und wir beide stürzten zu Boden. Ohne Gewalt konnte ich mich nicht von ihr befreien – aber sie war eine Frau, deshalb bat ich, ohne aufzuzuschauen: "Bitte Mademoiselle, lassen Sie mich los! Ich muß weiter arbeiten."

Ich fühlte, wie sich ihre Fingernägel in meine Haut krallten, während sie mir drohte: "Wenn du jetzt nicht mit mir kommst, reiße ich dir jeden Faden vom Leib!"

In diesem Augenblick fürchtete ich mich vor dieser rasenden Frau. Ich hoffte, sie würde auf mein Bitten von mir ablassen. Aber kaum hatte sie mich ins Gebüsch gezogen, umschlang sie mich und küßte mich gierig. Ich versuchte mich ihr zu entziehen, während ich die Augen schloß, aber vergeblich – sie war so besessen und hatte so viel Kraft in den Händen, daß sie auch einen erwachsenen Mann fertig gemacht hätte. Langsam schien sie sich doch zu beruhigen, ihre Hände entkrampften sich und fingen an mich zu liebkosen. Nach einer Weile löste sich ihr Mund von meinem: "Verzeih mir, Denis. Und versprich mir, daß du bei Einbruch der Abenddämmerung zu mir kommen wirst – du weißt jetzt, wo ich wohne –, dann kannst du gleich wieder arbeiten gehn. Versprichst du es mir, Denis?"

Ich wollte so schnell wie möglich von ihr fort: "Ich darf nicht. Ich darf abends überhaupt nicht ausgehen! Bitte, Mademoiselle, ich muß jetzt gehen! Jemand kön .." Meine Stimme versagte. Kaum hatte ich die ersten Worte "Ich darf nicht!" ausgesprochen, als sich das Tiefblau ihrer Augen noch mehr verdunkelte, wobei es fast durchsichtig wurde.

Mich überfiel eine noch nie gekannte Angst, besonders als ihre Stimme so rauh wurde, daß alle Weiblichkeit aus ihr wich: "Du darfst nicht? Du mußt gehen? Mußt du gehen? Mußt du? Mußt du?" und ihre Stimme überschlug sich.

Kaum vierundzwanzig Stunden zuvor hatte Yvonne mich schon einmal überfallen – und wieder lag ich wie betäubt vor ihr. Rasend und enttäuscht wie sie war, vergewaltigte sie sich selbst vor meinen Augen. Dann glitt von mir herunter ohne mich anzuschauen.

Ich konnte Yvonne nicht verstehen.

Da ertönten laute Rufe vom Rübenfeld! "Denis! Denis!" Wir erschranken.

Yvonne aber hatte sich gleich wieder gefaßt: "Es ist nicht Charles! Wahrscheinlich ist es Clovis! Bleib hier liegen. Ich werde ihm sagen, daß du gerade Vesper machst, und ich dir Eierkuchen gebracht habe," worauf sie aus dem Versteck verschwand.

Ich hörte sie rufen: "Komm her, du alter Trunkenbold! (vieil ivrogne!) Wir machen gerade Vesper."

Clovis: "So, so! Ihr macht Vesper schon vor 4 Uhr! Hat's dich wieder hergejuckt! Schämst dich nicht, dich mit so einem kleinen Stümper abzugeben."

Yvonne war schnell zu mir zurückgeeilt und gab mir aus ihrer Tasche einen Eierkuchen, damit nichts auffiele. Noch bevor Clovis in der kleinen Lichtung auftauchte, richtete sie sich auf und rief: "Halt dein Maul! Du Saukerl! Du bist nur eifersüchtig!"

Ich schaute nicht auf Clovis, als er vor Yvonne trat, und hörte nur seine Stimme:

"Eifersüchtig? Nenn mir einen außer dem Pelzscheich, der deinetwegen eifersüchtig wäre. Du bist eifersüchtig auf deine Nebenbuhlerin, die verrückte Cathrine!"

Yvonne erwiderte wütend: "Du verdammter Schlappschwanz! Dir steht er ja nicht mehr, du mußt ihn mit dem Finger stützen!"

Clovis: "Sag das nicht noch einmal, sonst hau ich ihn dir rein, daß dir Hören und Sehen vergeht! Du stinkige Kuh!"

Yvonne: "Baaah, du *fanfaron* (Aufschneider)! Du kannst ja nichts! Du mußt erst eine Stunde ankitzeln, und dann steht er nicht! Ich spucke auf einen solchen Schlappschwanz!" und sie spuckte tatsächlich auf Clovis!

Kaum hatte ihn die Spucke getroffen, als Clovis sich auf Yvonne stürzte. Sie wartete nicht, bis er sie ergriff, sondern warf sich ihm entgegen – und obwohl sie die Schwächere war, gewann sie im Kampf die Oberhand! Aus ihren Augen sprühte ein vernichtendes Feuer! Clovis, zwanzig Jahre älter als sie, war kräftig und an schwere Arbeit gewohnt, doch konnte er sich nur mit Mühe gegen ihren rasenden Angriff wehren. Um ein Haar hätte sie ihn zu Boden gerissen. Das konnte mir nur recht sein! Clovis mochte mich nicht – und ich ihn auch nicht.

Um ihn noch rasender zu machen, spuckte sie ihm direkt auf die Augen und zischte zwischen den Zähnen hervor: "Du Schlappschwanz!"

Nun war auch Clovis in rasender Wut! Und da er als Säufer auch ein Raufbold war, ging er zum unfairen Kampf über. Mit beiden Händen ergriff er ihren rechten Arm und drehte ihn so brutal hinter ihren Rücken, daß ihr Kopf nach hinten fiel und sie vor Schmerz schrie. Im nächsten Augenblick hatte Clovis sie zu Boden gerissen.

Da sah ich, was dem Clovis in seiner blinden Wut offensichtlich gar nicht aufgefallen war: bei ihrem Fall auf den Rücken kam er zwischen ihre Beine zu liegen. Sie hätte die Beine doch zusammenziehen können! Oder sie hätte ihn abwerfen können, als er mit der rechten Hand an

seinen Hosenschlitz fuhr, um ihn aufzuknöpfen. In diesem Augenblick hielt Clovis nur ihren rechten Arm mit der linken Hand fest, während er sich mit der Brust auf sie stützte. Sie hatte den linken Arm frei und hätte sich durch eine Drehbewegung befreien können – stattdessen breitete sie die Beine aus und bäumte sich mit dem Unterleib nach oben, als ob sie ihn so abwerfen wolle. In Wirklichkeit bot sie ihm damit ihr Burgtor. Mit einer Bewegung seiner Rechten schob er ihren Rock nach oben, sah, daß sie keinen Schlüfer trug, und stieß brutal und trocken wie ein Hengst in sie hinein. Sie verzog dabei keine Miene – sie war noch feucht vom Erguß der Selbstvergewaltigung. Erst nachdem Clovis ihn schon drin hatte, setzte sie sich zum Schein zur Wehr.

Ich verachtete sie, weil sie sich dem häßlichen Saufbold hingab. Und ich haßte Clovis, weil er sie so brutal missbrauchte. Denn mit Liebe hatte das alles nichts zu tun. Es war eine gegenseitige, rasende und haßerfüllte Gewalttätigkeit! Obwohl Yvonne sich vorhin gerade entladen hatte, geriet sie als erste zur Extase. Ich sah es ihrem Gesicht an, das wieder den geilen und häßlichen Ausdruck annahm. Im selben Augenblick ergriff sie ihn mit beiden Händen am Rücken, als wollte sie ihn zerreißen! Sie zerriß ihm das Hemd und wand sich mit solcher Kraft hin und her, daß er sie an den Haaren packte und ihren Kopf gegen den Boden drückte. Sie hatte den Höhepunkt schon hinter sich und ihr Gesicht bekam wieder den lieblichen Ausdruck, als bei Clovis die Extase einsetzte. Dabei benahm er sich ebenso hungrig und brutal wie sie. Dagegen war Yvonne ganz verwandelt und küßte ihn.

Als seine Tobsucht verebbt war, küßte auch er sie zärtlich.

Als sie sich erhoben, fragte Clovis: "Bin ich ein Schlappschwanz?"

Yvonne umschlang seinen Hals, küßte ihn und erwiderte: "Nein. Du bist ein Mann, wie ich noch keinem begegnet bin. Komm setz dich! Wir essen jetzt die Eierkuchen."

Clovis: "Ich bin nicht scharf auf Eierkuchen. Mir wäre eine Flasche Wein lieber. Für mein zerrissenes Hemd mußt du aufkommen. Die paar Kratzer hab ich in Kauf genommen."

Yvonne: "Du bekommst deine Flasche Wein und ich werde dir dein Hemd nähen, wenn du heute abend bei mir vorbeikommst."

Clovis: "Ich komme gleich nach dem Abendessen."

Yvonne: "Sehr gut!" und sie teilte mit ihm einen Eierkuchen. Mich würdigte sie keines Blickes mehr, als ob ich für sie Luft wäre. Mir war das recht, obwohl es mich auch enttäuschte.

Als ich bis ans andere Ende des Rübenfelds gehackt hatte, setzten sich dort die beiden Frauen vom Kartoffelfeld nieder und machten Vesper. Ich buddelte meine Bierflasche aus und trank einen Schluck. Hunger hatte ich keinen. Yvannes Eierkuchen hatte ich ins Gebüsch geworfen – nicht, weil er nicht schmeckte, sondern weil ich von Yvonne nichts mehr haben wollte.

Da rief mich die ältere der beiden Frauen: "Komm her, Junge und iß mit uns dein Brot."

Ich erwiderte: "Ich danke Ihnen, Madame. Aber ich habe keinen Hunger."

Die jüngere Frau: "Macht nichts, wenn du keinen Hunger hast. Dann ruh dich eben aus."

Ich konnte das nicht, weil ich schon zu viel Zeit verloren hatte: "Ich hab mich schon ausgeruht."

Da brachen die beiden Frauen in Gelächter aus. "So wie dich das Luder zu Boden geworfen hat, war mit ausruhen bestimmt nichts drin," sagte die Jüngere spöttisch.

Vor Scham, weil sie es gesehen hatten, bekam ich einen roten Kopf und wollte weiterarbeiten.

Doch die ältere Frau, wahrscheinlich die Mutter der Jüngeren, kam zu mir und fragte mich ohne Umschweife: "Was macht sie jetzt mit dem Trunkenbold? Oder haben sie dich weggeschickt, damit du nichts zu sehen bekommst? Nun, ich weiß schon Bescheid. Doch du bist noch zu jung, um dich mit einer solchen Hure abzugeben. Geh nie wieder mit ihr ins Gebüsch. Versprichst mir das?"

Ich nickte mit dem Kopf.

Die Frau: "Das ist recht, mein Junge, du wirst schon eine Freundin in deinem Alter finden. Aber wenn du dich mit dieser Kuh abgibst, wird dich kein Mädchen mehr anschauen. Wie konnte dich deine Mutter überhaupt zu solchen Leuten geben? Sicher weiß sie nichts davon. Du mußt ihr so schnell wie möglich schreiben, was du zu sehen bekommst und wieviel du arbeiten mußt. Wenn du mein Sohn wärest, hätte ich dich keine Stunde in einem solchen Haus arbeiten lassen. Und jetzt wirst du mit uns dein Brot essen! Verstanden?"

Ich gehorchte der Frau, denn es war ein Trost für mich, jemanden zu haben, der um mich besorgt war. Eine Mutter. Schon durch die Tatsache, daß eine Frau Mutter war, fühlte ich mich von ihr angezogen.

Nach der Vesper hatte ich die Arbeit längst wieder aufgenommen, als Clovis aus dem Gebüsch kam. Ich hackte gerade in Richtung zur Eisenbahnstrecke und paßte auf, ob Yvonne nachhause ginge. Sie blieb jedoch im Gebüsch. Clovis, der ebenfalls Unkraut hackte, sagte zu mir: "Mach es nicht so genau, sondern so wie ich, einmal hier, einmal da und fertig! Das Schwein von Bäcker soll sich selber die Arbeit machen, wenn er nicht zufrieden ist. Und du erzählst niemand, was du gesehen hast! Verstanden?"

Ich versprach es: "Ich werde es niemand davon erzählen."

Nun war Clovis zufrieden: "Nach dieser machst du noch eine Reihe, dann gehst du nachhause. Sag dem Pelzecheich, daß ich etwas später zurückkommen werde, weil ich heute hier noch alles fertigmachen will."

Ich wußte, daß er noch eine Stunde mit Yvonne verbringen wollte. Als Trunkenbold, der sein Geld, wie er es verdiente, gleich versoff, war er bei keiner anderen Frau gern gesehen. Das lag nicht nur an seiner häßlichen Fratze und Hakennase, sondern auch an seinem Sadismus. Da Yvonne mit ihren zweiundzwanzig Jahren ihm Vorzüge zu bieten hatte, die keine andere ihm bot, war es verständlich, daß er zugreifen wollte, obwohl er wußte, daß sie die Mätresse seines Brotgebers war und sich ihm in der Bäckerei jeden zweiten Tag zur Verfügung stellte. Ich hätte ihr etwas Besseres gewünscht als diesen verkommenen Säufer. Außerdem beschwor diese Liebschaft vehemente Konflikte mit dem Pelzscheich herauf. Allerdings wollte ich selbst auch nichts mehr mit ihr zu tun haben.

Yvonne wartete in der Nähe des Fahrrads auf mich, so daß ich ihr nicht ausweichen konnte. Sie hielt das Fahrrad fest und wollte gleich wieder ein Versprechen von mir haben: "Versprich mir, daß du niemand — aber gar niemand! — erzählen wirst, was du gesehen hast. Auch dem Clovis darfst du nicht sagen, was ich mit dir gemacht habe. Versprichst du mir, daß du nichts erzählen wirst?"

"Ich werde nichts davon erzählen, Mademoiselle Yvonne."

Yvonne dankte mit keinem Kuß und keinem Händedruck, sondern sagte nur: "Du bist ein feiner Junge, Denis, auf Wiedersehen." Und sie gab das Fahrrad frei.

Der Pelzscheich ärgerte sich, weil das Rübenfeld noch nicht fertig war. Clovis kam verspätet zum Abendessen, obwohl ich selber die Pferde tränken und ihnen das Futter geben mußte. Da Charline abnehmen werden wollte, aß sie weniger und entfernte sich als erste vom Tisch. Ich hatte an diesem Donnerstag - es war der 28. Mai (nachdem die Erfüllung meiner ersten Liebe am 24. Mai stattgefunden hatte) - schon so viel erlebt, so daß ich an Charline gar nicht mehr dachte, außerdem war ich sehr müde. Charline wartete jedoch hinter der Salontür auf mich und übergab mir ihr Rechenbuch mit Heft, Bleistift und ein beschriebenes Blatt: "Ich hab dir alles aufgeschrieben, Denis. Komm runter, sobald du fertig bist. Ich habe dann was Gutes für dich. Tschüß!" Und sie gab mir einen kleinen Klaps auf die Schulter.

Die Aufgaben konnte ich schnell lösen weil ich sie schon in Saint Louis gehabt hatte. Danach klopfte ich leise an der Tür des Salons. Charline machte auf und fragte: "Brauchst du noch etwas, Denis?" Ich erwiderte ebenso leise: "Ich bin fertig."

Sie schaute mich verblüfft an: "Du bist doch erst hinaufgegangen."

Nachdem sie die Tür hinter uns geschlossen hatte, erwiderte ich: "Ich hatte das alles schon in Saint Louis. Aber sag, Charline, was ist, wenn dein Vater uns hier zusammen findet?"

Charline lächelte: "Er kommt nie hierher! Und wenn er mich mit dir erwischt, werde ich Prügel bekommen, daß ich mich acht Tage lang nicht mehr hinsetzen kann. Jetzt sag mir, wie du die Aufgaben gemacht hast."

Nachher erklärte sie begeistert: "Du hättest Lehrer werden sollen! Ich hab dir schon gesagt, daß du wie ein Lehrer sprichst. Jetzt werde ich die Aufgaben allein machen. Du schaust zu und wenn ich einen Fehler mache, sagst du es mir."

Charline machte keinen Fehler. Nachdem sie ihre und meine Arbeit verglichen hatte, schaute sie mich einen Augenblick unschlüssig an, dann sagte sie: "Mach jetzt die Augen zu und den Mund auf." Ich war neugierig, was sie tun würde – ich erinnerte mich an den Kuß von Geneviève.

Charline steckte mir ein großes Bonbon in den Mund. Sie gab mir noch eine Tafel Schokolade, die ich nicht annehmen wollte. Da wurde sie böse: "Wenn du die Schokolade nicht nimmst, dann laß ich mir auch die Aufgaben nicht mehr von dir machen."

Ich nahm die Schokolade und wünschte ihr "Gute Nacht".

50. Die Amazone.

Als ich am nächsten Morgen geweckt wurde – es war 4 Uhr – war Clovis noch nicht von Yvonne zurück.

Um das Brot in den Backofen einzuführen oder herauszunehmen, mußte sich Maurice immer stark bücken. Deshalb sollte von nun an ich das Brot aus dem Backofen nehmen – ich war gerade so groß, daß ich mich nicht zu bücken brauchte. Während Maurice, bis ich genug Übung hätte, das Brot in den Ofen einführen würde. Ich war gerade beim Herausnehmen des Brots, als ich vor der lauten und fröhlichen Stimme von Yvonne erschrak, mit der sie uns begrüßte: "Bonjour tout le monde – et merde à ceux qui ne m'aiment pas!"

Ich hatte schon geglaubt, sie wurde sich mit Clovis allein zufrieden geben – aber hatte mich gewaltig geirrt! Sie fragte Maurice sofort nach dem Pelzscheich.

Da ihr Maurice wenig freundlich gesinnt war, erwiderte er: "Er ist grade dabei, seinen Wanst zu entleeren, damit er Cathrine besser sehen kann, wenn sie ihm einen bläst. Oder er scheißt sich deinetwegen aus, damit er dich besser aufs Kreuz legen kann!"

Da ging Yvonne wütend auf mich zu, packte mich am Arm und fauchte mich an: "Ah, du Lästermaul!" und verpaßte mir eine pfundige Ohrfeige! Bevor sie mir die zweite geben konnte, riß Maurice sie von mir weg: "Was fällt dir ein? Du verdammtes Luder! Der hat ja gar nichts gesagt!"

Yvonne machte sich los: "Das hat er für das gekriegt, was er dir erzählt hat! Dieser kleine Auswurf der Gosse!" Ich hielt eine Hand auf die brennende Wange und schaute sie fassungslos an. Maurice geriet außer sich: "So! So, er weiß was von dir! Ich kann mir denken, was das ist! Sonst wärest du nicht so rasend geworden. Schäm dich! Wenn ich könnte, würde ich dich hier rausschmeißen, du abgetakelte Hure!"

Yvonne wurde blaß und schaute mich mit großen Augen an. Sie wollte zu mir kommen, aber Maurice stellte sich ihr in den Weg. Da zischte sie ihn an: "Du dreckiger Hurenbock! Du bist daran schuld! Laß mich zu ihm, damit ich es wieder gut..."

Die Stimme des Pelzscheichs an der Tür ließ sie zusammenschrecken. "Eh! Da ist mein Schatz wieder! Komm her! Dann wird's gleich vorbei sein! Damit ich nicht wieder Eier und Schinken nach dir werfen muß," und er langte ihr, wo sie stand, unter den Rock. Erst nachdem er richtig hingelangt hatte, sagte sie: "Nicht hier, Charles. Da kann ich mich nicht halten.

Außerdem sieht uns jeder, der Brot holen kommt. Gehen wir zum Backtrog."

Ich hatte mich beim Erscheinen des Bäckers zum Backofen gewandt und machte meine Arbeit weiter. Als dann Maurice den Brotständer hinausschob, blieb ich allein zurück. Jetzt blickte ich zu den beiden hin, ich konnte es einfach nichts anders! Da war der geile Ausdruck ihres Gesichts, der mich so fesselte und meine Gefühle aufwühlte. Yvonne starrte mit ihren tiefblauen Augen, die weiter als sonst aufgerissen waren, zu mir her. Ihr Mund war halb offen. Sonst konnte ich kaum etwas sehen, weil der Pelzscheich seinen Riesenwanst vor dem Backtrog aufgebaut hatte. Da rief mich Maurice zu sich hinaus: "Denis, komm jetzt her! Brot bürsten."

Ich wollte ohne hinzuschauen hinausgehen, aber noch bevor ich zur Tür gelangt war, fing Yvonne an zu stöhnen. Ich blieb wie angewurzelt stehen und schaute zu ihr hinüber. Damit ich alles gut sehen konnte, hob sie den Schoß ihres hellgrauen Rocks noch höher auf. Im Gegensatz zu Cathrine ging Yvonne während der Extase nicht in die Knie, breitete auch die Beine nicht noch mehr auseinander, sondern drückte ihre Schenkel fest zusammen, so daß der Pelzscheich seine Hand nicht tiefer hineinzwängen konnte! Als sie jedoch sah, daß ich wie hypnotisiert hinschaute, löste sie ihre Schenkel. Der Pelzscheich ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen! Yvonne verkrampfte sich gleich wieder, während sie mit weit aufgerissenen Augen stöhnte: "A—a—a—a—a—a—a—ach! Du scheußliches Biest!" stieß sie heraus, nachdem sie mit einem plötzlichen Ruck den Dicken zu Boden gestoßen hatte. Er schlug mit dem Hinterkopf auf den harten Boden auf.

Mit einem Satz war ich aus der Bäckerei! Hinter mir stürzte Yvonne heraus, während Maurice sich die Hand vor den Mund hielt, um nicht loszuprusten. Bis der Pelzscheich auf die Beine kam, war Yvonne schon im Hof hinter dem Pferdestall. Zu meiner Überraschung rannte er ihr nicht nach, sondern machte sich am Backtrog zu schaffen, während er alle möglichen Verwünschungen ausstieß.

Ich war gerade wieder beim Teigabwiegen, während Maurice und der Pelzscheich die Brote formten, als Yvonne zurückkam. Sie wußte schon, wie lange der Pelzscheich brauchte um sich zu beruhigen, und tatsächlich rief er sie gleich wieder zu sich: "Komm rein Schatz, und streich mir ein bißchen über den Kopf. Du hast mir eine verdammte Beule geschlagen!"

Yvonne blieb an der Tür: "Wie oft hab ich dir schon gesagt, du sollst das nicht mehr versuchen! Wenn du es nochmal tust, dann siehst du mich nie wieder! Das schwör ich dir!"

Der Pelzscheich: "Du bist doch selber schuld dran! Warum hast du dich wieder gelockert?"

Yvonne: "Weil ich glaubte, du seist vernünftig geworden. Aber jetzt sehe ich, daß es völlig hoffnungslos ist mit dir."

Der Pelzscheich: "Du solltest dich dran gewöhnen! Es war der einzig richtige Augenblick."

Yvonne: "Ich bin doch keine Kuh! Ich will nicht wie eine Kuh ausgeweitet werden! Weil du mir weh getan hast, krieg ich von dir das Pfund Schinken, und dazu zwei Flaschen Rotwein."

Der Pelzscheich erstaunt: "Eh! Was willst du mit dem Rotwein? Den trinkt doch keiner bei euch!"

Ich war gespannt, wie sie sich aus dieser Affäre rausziehen würde.

Ohne das geringste Anzeichen von Verlegenheit erwiderte sie: "Da irrst du dich gewaltig! Wir alle trinken Wein! Besonders ich trinke lieber Wein als Bier!"

Der Pelzscheich: "Seit wann? Bis jetzt hast du nie welchen haben wollen! Und nun gleich zwei Flaschen!"

Yvonne: "Glaubst du, daß ich umsonst Schmerzen aushalte? Wenn ja, dann gib mir nur das Pfund Schinken. Dann aber werde ich nie wieder den Fuß in diesen Puff hier setzen!"

Der Pelzscheich: "Reg dich jetzt doch nicht schon wieder auf! Du kriegst deine zwei Flaschen Wein! Obwohl ich ihn auf dem Schwarzmarkt kaufen muß."

Yvonne: "Wenn du mich wiedersehen willst, kauf genug Wein, weil ich von nun an von dir jedesmal eine Flasche Wein bekomme."

Der Pelzscheich: "Schon gut! Schon gut! Du kriegst deinen Wein! Heute zwei Flaschen. Aber sonst jedesmal nur eine."

Yvonne: "Dann geh und hol mir die zwei Flaschen und den Schinken. Durch deine scheußliche Pranke ist mir der ganze Vormittag verdorben."

Der Pelzscheich machte sich schwerfällig zum Gang in den Keller auf. Als er außer Sicht war, ergriff mich Yvonne gleich am Arm und zog mich mit sich ins Freie. Da packte mich Maurice am anderen Arm und zog mich in die Bäckerei zurück: "Laß doch endlich von ihm ab, du dreckige Fotze!"

Da wurde Yvonne rasend! Sie erwischte den Eimer an der Tür. Ich sprang gleich unter den Tisch, denn ich befand mich zwischen den beiden Erzfeinden. Im selben Augenblick krachte der Eimer über Maurice nieder. Sein Kopf nahm jedoch keinen Schaden, weil er beide Hände schützend hochreißen konnte — dafür hielt er die linke Hand mit der rechten gegen den Bauch und zischte mit schmerzverzerrtem Gesicht: "Du dreckige..." Mehr hörte ich nicht mehr, weil Yvonne mich bereits hinter sich hergezogen hatte. Beim Kuhstall angelangt, küßte sie mich. Ich war erstaunt! Denn ihr Kuß war zärtlich und liebevoll, so auch die Liebkosung ihrer Hände, während sie sagte: "Verzeih mir, Denis! Ich werde dich nie mehr schlagen. Und du kannst immer bei mir zuschauen. Ich hab gesehen, daß du das gern hast. Wenn du etwas lernen möchtest oder Lust hast zu lieben, dann komm zu mir. Ich komme jeden zweiten Tag her, du brauchst mir nur ein Zeichen zu geben und ich werde mit dir nach hinten gehen. Du kannst auch zu mir nachhause kommen, aber nur, wenn Clovis nicht da ist, weil er davon nichts wissen darf! Ich werde dein Schweigen schon zu belohnen wissen!"

Die ständigen Kehrtwendungen von Yvonne verwirrten mich so sehr, daß ich selbst jede Orientierung verlor. Ihre Liebkosungen dauerten nicht lange, weil sie wieder zurück in die Bäckerei mußte, um den Wein und das Pfund Schinken in Empfang zu nehmen. Nachdem sie alles in ihrer Tasche verstaut hatte, nahm sie noch drei Brote mit.

An den Schlägen der Pferdehufe hörte ich, wie die Dame von ihrer ersten Brotrundfahrt zurückkam. Ich hatte schon ganz vergessen, daß Maurice den Kautabak vom Pelzscheich in ein Brot hineingebacken hatte. Vielleicht dachte er selbst nicht mehr daran. In Windeseile war Madame Voyer bei uns in der Bäckerei. Kaum hatte der Pelzscheich den Kopf zur Tür gedreht, um zu sehen, was sie in der Bäckerei wollte, schlug sie ihm schon mit Wucht das Stück Brot mitten ins Gesicht! Maurice nahm zu den Mehlsäcken Zuflucht, denn im nächsten Augenblick hatte die Herkules-Dame ihre bessere Hälfte mit der Linken am Kragen gepackt und schlug ihm mit der Rechten nochmals das Brot ins Gesicht. Kaum hatte er sich am Brot festgekrallt, daß sie ihn nicht mehr schlagen konnte, faßte sie ihn mit beiden Händen an der Brust und stieß ihn mit Wucht gegen die Regale, wo die Formkörbe standen. Die Bretter krachten hinter seinem Rücken zusammen! Dann stieß sie ihn mit dem Kopf gegen eine Kante, daß er vor Schmerz aufschrie.

Ebenso resolut, wie sie gekommen war, entfernte sich die Dame wieder, nachdem sie ihn noch angefaucht hatte: "Du verdammte Drecksau! Wenn ich noch einmal eine Reklamation wegen deiner Tschicken bekomme, dann schlage ich dir den Schädel ein!"

Der Pelzscheich schaute ihr verständnislos mit aufgerissenen Augen nach. Er hatte noch nicht begriffen, was geschehen war und aus welchem Grund. Nun erst stieß er aus: "Du blöde Fotze!" und stampfte wie ein Elefant hinüber zum Haus.

Die Dame mußte ihn durch das Fenster gesehen haben! Denn kaum war er durch die Tür, als er schon wieder herauströmte. Die Nummer, die die beiden uns jetzt lieferten, übertraf jede Zirkusnummer. Mit dem dicken Ende des Stiels einer Fuhrmannspeitsche drosch die Amazone von hinten auf den Pelzscheich ein, der aus Leibeskräften brüllte und sich in die Veranda zu retten suchte. Noch bevor er sie erreichte, bekam er Schläge auf den Kopf, gegen die die Schläge mit dem Vierkantlineal von Madame Blanche nur Liebkosungen waren! Ein Wunder, daß sie ihm den Schädel nicht einschlug. Auch die Hände, die er schützend über sich hielt, bekamen einiges ab. Die ganze Veranda geriet in Erschütterung, als er sich durch den Türrahmen zwängte. Erst, als er wieder in der Bäckerei war, blieb sie stehen: "Das nächste Mal kommst du mir nicht so billig davon, du alter Ochse!" Und sie entfernte sich.

Der Pelzscheich gab keinen Muckser von sich, sondern verzog sich zum Backtrog, wo er sich mit einer Hand den Kopf rieb, während er die andere mit der Zunge ableckte, um den Schmerz zu lindern. Er hatte er immer noch nicht begriffen, was ihm widerfahren war, denn er starrte mit weit aufgerissenen Schweinsaugen wie ein Irrer drein. Wer ihn in diesem Augenblick anschaute, konnte keinen Zweifel daran haben, daß er wirklich irre war.

Nach dem Mittagessen schlich sich Charline zu den Brotregalen im Vorraum der Bäckerei und machte mir ein Zeichen, zu ihr zu kommen. Sie wollte von mir wissen, was mit ihrem Vater los war. Ich erzählte es ihr – verschwieg jedoch, daß Maurice den abgekauten Tabak ins Brot gebacken hatte.

Ich konnte nicht mit Clovis aufs Feld gehen, weil ich diesmal bis zum Schluß in der Bäckerei arbeiten mußte, da der Pelzscheich keine Hand rührte. Als ich später zum Kartoffelfeld fuhr, wartete Clovis schon auf mich. Im Département Pas-de-Calais gab es fast nirgends Wald, überall nur Ackerland und mit Stacheldraht und Eisenpflocken umzäunte Wiesen. Obstbäume standen nur in den Gärten. Nur an steilen Böschungen wuchsen Sträucher, um Erdrutsch zu vermeiden. So waren Verstecke für eine Liebschaft auf dem Feld sehr selten – außer wenn der Weizen hoch genug gewachsen war. Soweit war es aber jetzt noch nicht!

Ich konnte schon von weitem sehen, wo Clovis arbeitete. Er war schlechter Laune, weil ihn Yvonne auf dem offenen Feld nicht aufsuchen konnte. Er ließ mich nicht mit der Arbeit anfangen, sondern rief mich zu sich und fragte: "Yvonne kommt jeden zweiten Tag in die Bäckerei. Was hat der Pelzscheich heute mit ihr gemacht?"

Auch wenn er mir freundlich gesinnt gewesen wäre, hätte ich ihm nichts erzählt. Da er mich aber aus irgendeinem Grund nicht mochte, schwieg ich erst recht!

Clovis wurde wütend und ergriff mich am Hemd an der Brust, um mich zu schütteln, während er mir die Faust vor die Nase hielt und mir drohte: "Sag was du gesehen hast, sonst hau ich dir die Schnauze voll!"

Nachdem ich weiterhin hartnäckig schwieg, schlug er mir zwar nicht ins Gesicht, sondern stieß mich so heftig rückwärts, daß ich auf den Rücken fiel. Er fauchte mich an: "Aber jetzt an die Arbeit! Und schnell! Sonst kriegst du den Arsch voll! Du faule Rotznase!"

Ich eilte zu meiner Hacke und war wütend auf den verfluchten Säufer. Die Erkenntnis war für mich bitter, daß ich zu jedermanns Prügelknabe wurde. Aber es freute mich, daß Clovis nicht wußte, wozu sich Yvonne in der Bäckerei hingab. Er war immer auf dem Feld, wenn sie Brot holen kam. Auch Maurice konnte Clovis nicht leiden, so war dieser auf Gerüchte und Vermutungen angewiesen.

Nun kam der Samstag, der nichts Gutes versprach. Cathrine ließ vergeblich auf sich warten! Der Pelzscheich wurde immer unruhiger. Dauernd schaute er zum Haus hin, ob sie endlich kommen würde. Als ich nach dem zweiten Frühstück zurückkam, sagte Maurice zu mir: "Die Cathrine hat Angst zu kommen, weil sie nicht in die Mehlkammer will. Sonst wäre sie um Acht gekommen. Jetzt wartet sie so lange, bis die Dame von der ersten Rundfahrt zurückkommen muß, damit er sie nicht lange malträtieren kann. Heute wirst du was erleben, was du dein ganzes Leben nicht vergißt!"

Ich war neugierig: "Was wirst du anstellen? Oder macht der Pelzscheich etwas Besonderes?" Maurice wollte nichts verraten: "Wenn ich nachher abhaue, mußt du auch davon! Denn wenn die Dame dann noch nicht zurück ist, und er etwas merkt, könnte er dich zerreißen!"

Es war schon kurz vor elf Uhr. Ich half Maurice das Brot in den Backofen schieben, während der Pelzscheich den elektrischen Motor für die Rührschaufeln anlaufen ließ. Es war schon Wasser im Backtrog, und er schüttete das Mehl hinein, das durch die Rührschaufeln verteilt wurde. Nach jeder Schaufel Mehl lugte der Pelzscheich zur Tür, um nach Cathrine Ausschau zu halten. Im Backtrog befand sich ein gut flüssiger, noch sehr dünner Teig, als Cathrine endlich ankam. Sie war in Schwarz gekleidet, da der Hochzeitstag des Bäckers für sie Trauertag war. Der Pelzscheich stellte die Mehlschaufel weg und schaltete den Elektromotor aus, um ihr entgegenzustampfen.

Er hatte noch nicht bei Cathrine gerochen, als Maurice vom Backofen zum Backtrog eilte, wo er etwas an dem Kipphebel veränderte, an dem sich Cathrine immer festhielt. Danach lief er zum Backofen zurück. Ich konnte mir vorstellen, daß er den Kipphebel aus der Halterung ausgeklinkt hatte.

Der Pelzscheich grollte Cathrine, weil sie nicht mehlkammerreif war. Und weil sie so spät gekommen war, trieb er sie zur Eile an. Ich wagte gar nicht zum Backtrog hinzuschauen, während Maurice vor sich hin grinste. Die Sekunden zogen sich in die Länge und ich bekam ein wildes Herzklopfen. Endlich fing Cathrine an zu stöhnen: ich sah von ihr nur den Kopf, den Rest verdeckte der Pelzscheich. Er stand mit seiner linken Seite zu mir gekehrt. Seinen Wanst hatte er links aufgetischt und er hielt sich mit einer Hand am oberen Rand des Backtrogs fest. Ich konnte mir vorstellen, daß Cathrine sich mit der Linken am Kipphebel festhielt, während sie mit der Rechten den Saum ihres schwarzen Kleids über den Bauch hochhielt, damit es nicht beschmutzt würde. Mit dem entblößten Hintern lehnte sie gegen den Backtrog. Sie begann zu stöhnen, knickte in die Knie und öffnete dem Pelzscheich ihr Burgtor noch mehr, bis sich ihr Kopf senkte und sie zu schreien anfang. In diesem Augenblick machte es: "wusch" und "platsch"! während beide in die Tiefe verschwanden!

Cathrine hatte sich mit zunehmendem Gewicht auf den Kipphebel gestützt, der plötzlich nachgab und den Inhalt des Backtrogs nach vorn entleerte. Da Cathrine sich mit dem Po gegen den Backtrog gelehnt hatte, fiel sie, einen schrillen Schrei ausstoßend, nach hinten! Der dünne Teig ergoß sich über ihren Rücken, über Hals und Haar, platschte über Brust und Schoß hinunter – nur das Gesicht blieb von der weißen Lawine verschont. Der Pelzscheich dagegen, der sich Rand des Backtrogs festgehalten hatte, fiel vornüber, als seine Stütze nachgab, und stieß mit dem Kopf in den kippenden Trog, wobei sich der Teig über ihn ergoß und er mit der Nase gegen eine Rührschaufel stieß. Ein erstickter Grunzlaut war alles, was man von ihm zu hören bekam.

Als Cathrine durch den Sturz von seiner Hand befreit wurde, hörte sie auf zu schreien und starrte einen Augenblick fassungslos und verwirrt um sich. Jetzt konnte sich Maurice nicht mehr halten vor Lachen – er fiel fast um, so stark erschütterte ihn das Zwerchfell. Auch ich brach in Lachen aus, obschon ich Fürchterliches erwartete. Den Schrei von Cathrine hatten auch zwei Kundinnen und Tante Mathilde gehört, die ihren Schwatz unterbrachen und

herbeiliefen. Die eine Frau hatte ein kleines Kind auf dem Arm und hielt in der anderen Hand einen etwa fünfjährigen Jungen. Da fiel Cathrine ein, daß es Zeit zum Ausreißen war! Der Pelzscheich könnte sich an ihr rächen. Sie sprang auf, und ungeachtet dessen, daß sie von Kopf bis Fuß von Teig triefte, stürmte sie mit leerer Tasche davon.

Kaum war sie auf den Füßen, als der Pelzscheich vor Wut zu brüllen anfang. Er richtete sich an den Rührschaufeln des Backtrogs wieder auf, und einmal auf den Füßen, drückte er sich mit den Daumen den Teig aus den Augen und stierte um sich. Als er sah, wie Maurice sich am Backofen zu schaffen machte, während ich dabei war, einen der Formkörbe wegzulegen, lief er zur Tür und sah Cathrine durch die Veranda türmten. Nun glaubte er, sie hätte das alles angestellt, und wetzte mit einem wilden Aufschrei hinter ihr her.

Als die Frauen und die beiden Kinder die teigverschmierte Cathrine davonrennen sahen, blieben sie vor Schreck wie angewurzelt stehen. Aber als der Pelzscheich mit blutiger Nase, in der Teigkruste steckend, hinter Cathrine herstampfte, nahmen sie schreiend Reißaus! Die Frau mit den Kindern schrie um Hilfe, sobald sie die Straße erreicht hatte, und lockte damit die Leute aus den Häusern. Cathrine war weit voraus und hinterließ eine Teigspur hinter sich. Tante Mathilde, die ihren Bruder nicht in diesem Zustand auf die Straße lassen wollte, lief ihm nach und schrie: "Charles! Charles! Komm zurück! Komm zurück, Charles! ..."

Beim Anblick des infernalischen Trios konnte ich mich vor Lachen nicht halten – mir liefen die Tränen übers Gesicht.

Auch auf der Straße gab es ein wildes Geschrei! Die Leute brachen in tolles Gelächter aus – oder flohen vor dem tollwütigen Bäcker. Als Cathrine hinter der letzten Häuserreihe in Richtung Hamelinocurt abbog und aus unserm Blickfeld entschwand, liefen wir – Maurice und ich – wieder in die Bäckerei zurück. Schnell brachten wir noch den Rest der Brote in den Ofen.

Ich machte mir Sorgen um Cathrine: "Sie hat so entsetzt geschaut. Was, wenn er sie in ihrer Wohnung erwischt?"

Maurice: "Er wird abgefangen, bevor er sie erreicht. Das gibt noch für Jahre Klatsch in der ganzen Umgebung! Jetzt müssen wir alles aufwischen und abspülen, bevor er zurückkommt, sonst gibt es Krach."

Während ich aufwischte, bereitete Maurice einen neuen Teig. Ich war noch nicht fertig, als Tante Mathilde ihren Bruder am Arm zurückführte. Während beide hinüber zur Veranda gingen, sah ich, wie Neugierige von der Straße her zuschauten, was geschehen würde. Sie wurden enttäuscht, weil Mathilde ihren Bruder zum Wasserhahn im Vorraum führte, der von der Veranda abgetrennt lag. Sie half ihm, sich des Hemds zu entledigen, dann wusch sie ihm den Kopf mit kaltem Wasser direkt aus der Leitung und führte ihn ins Haus, damit er sich eine andere Hose anziehen konnte. So hatte der Pelzscheich noch Glück im Unglück. Hätte ihn seine Gattin in diesem Aufzug angetroffen, er wäre wieder reif gewesen für eine Tracht Prügel in aller Öffentlichkeit.

Zwar hatte Madame Voyer von den Vorfällen noch nichts erfahren, sie sah jedoch, daß ihre bessere Hälfte seine teigige Hose und sein teigiges Hemd nicht mehr anhatte. Charline und Michou starrten mich während des Mittagessens wie große Fragezeichen an. Beide hatten auf dem Rückweg von der Schule gehört, daß mit ihrem Vater und Cathrine etwas los war. Eine Menge Frauen kamen einkaufen und schauten sich verstohlen nach allen Seiten um. Keine hatte ein Kind dabei.

Nach dem Essen folgte mir der Pelzscheich in die Bäckerei. Zuerst wandte er sich an Maurice: "Geh jetzt essen. Und wenn die Alte die Neugier plagt, dann sag ihr, daß der Kipphebel sich von selbst gelöst hat." Nachdem Maurice fort war, drohte er mir: "Und du!

daß du zum Weibervolk keinen Muckser tust, sonst wirst du für die Cathrine herhalten müssen! Verstanden?!"

Ich erwiderte ganz laut: "Ja!" Denn ich wußte, daß Charline schon bei den Brotregalen im Vorraum auf mich wartete. Als ich hinüberschaute, sah ich aber zwei Köpfe! Hinter Charline lehnte ihre Schwester Michou.

Charline überfiel mich: "Was ist geschehen, Denis?" und Michou setzte hinzu: "Erzähl uns alles ganz genau!"

Ich wollte nicht recht: "Er hat mir gedroht, wenn ich einen Muckser mache, werde ich statt Cathrine herhalten müssen."

Nachdem beide mir geschworen hatten, niemandem ein Wort zu weiterzusagen, erzählte ich ihnen, daß der Backtrog über ihren Vater und Cathrine gekippt sei.

Michou war damit nicht zufrieden: "Was hat er mit ihr gemacht, daß der Trog gekippt ist?"

Ich wich aus: "Das hab ich nicht sehen können, weil ich mit Maurice am Backofen war."

Charline: "Und was ist dann passiert?"

Ich erzählte beiden den Rest der Geschichte, war damit aber noch nicht fertig, als Madame Voyer herbeikam. Sie fragte mich im Beisein ihrer Töchter: "Erzähl mir, was geschehen ist, Denis."

"Das darf ich nicht, Madame. Denn wenn Sie ihm etwas davon sagen, werde ich für Cathrine herhalten müssen."

Madame Voyer: "Keine Angst, ich werde jetzt nichts mehr unternehmen. Du kannst mir alles erzählen." Doch bevor ich ein Wort sagte, schickte sie Charline und Michou ins Haus zurück. Ich erzählte ihr, was ich ihren Töchtern erzählt hatte. Aber auch sie wollte wissen, was er mit Cathrine angestellt hatte. Ich bekam einen roten Kopf und erwiderte leise: "Er hat ihr in das Geschlecht gefaßt."

Mit ruhiger Stimme sagte sie: "Schon gut, Denis. Geh jetzt wieder an deine Arbeit."

52. *Félix Maret.*

Nach dem Abendessen sagte Madame Voyer zu ihrem Mann: "Gib Denis Geld für einen Haarschnitt, Charles."

Der Pelzscheich vergewisserte sich erst, ob ich tatsächlich einen Haarschnitt brauchte, dann griff er in seine Hosentasche nach dem Portemonnaie. Er gab mir zehn Francs und sagte: "Da ist das Taschengeld für morgen einbegriffen! Und du gehst zu der Friseurin gleich gegenüber *Dreux*! Dazu brauchst du das Fahrrad nicht!"

Madame Voyer intervenierte: "Er geht zu Mademoiselle Maret! Ich habe schon mit ihr darüber gesprochen. Sie soll auch etwas verdienen, da sie einen Sohn zu ernähren hat, die andere aber nicht."

Davon wollte der Pelzscheich nichts wissen: "Die soll verhungern! Als ich gefragt habe, ob sie mir ihren Bastard in die Lehre gibt, hat mich die Schlampe abgewiesen. Kein Cent von mir geht zu ihr! Und er setzt auch nicht den Fuß in ihre Bude, sonst schlag ich ihm alle Knochen zusammen! Eh! ..."

Da ich die zehn Francs in der Hand hatte, nahm ich Reißaus, als er mir drohte. Er schrie mir nach, aber da war ich schon fort!

Unterwegs zu Mademoiselle Maret schauten mich viele Leute neugierig an. Sie kannten mich aber noch nicht genug, um mich über das große Tagesereignis zu befragen.

Mademoiselle Maret bewohnte ein Häuschen in der Bahnhofstraße. Es waren nur drei kleine Räume, deren erster als Frisiersalon eingerichtet war, dann die Küche, die gleichzeitig Wohn- und Speisezimmer war, und schließlich das Schlafzimmer. Als ich eintrat, saßen da vier Bäuerinnen und waren eifrig am Tratschen. Als sie erkannten, wer ich war, hörten sie zu

reden auf, mit Ausnahme von Mademoiselle Maret, die mich empfing: "Bon soir, Denis. Ich hab schon auf dich gewartet. Wenn du Zeit hast, wäre das sehr lieb, weil ich erst die Damen fertig machen möchte. Anschließend wird Félix probieren, dir einen schönen Haarschnitt zu machen. Du hast eine so lange Mähne, daß es nicht schwierig ist. Ich werde ständig dabei sein und zum Schluß noch alles schön machen. Bist du einverstanden?"

Und ob ich einverstanden war! Schon allein ihrer süßen Puppenstimme wegen: "Ja, Mademoiselle Maret, sehr gern."

"Dann brauchst du nur die Hälfte des Preises zahlen. Ist dir das recht, Denis?"

Nein, das war mir nicht recht, weil mir Charline sowieso alles wiedergeben würde. Deshalb war es mir lieber, wenn sie das Geld bekäme. Da ich nicht recht wußte, wie ich es erklären sollte, schauten mich alle gespannt an. Endlich sagte ich: "Mir ist lieber, wenn ich voll zahle. Félix wird mir nicht nur zur Hälfte die Haare schneiden, Mademoiselle."

Die Frauen staunten über die Antwort, Mademoiselle Maret war begeistert. Sie sagte zu ihnen: "Da haben Sie es! Ist er nicht ein Kavalier?"

Die jüngste der Frauen meinte: "Halbheiten sind immer schlecht. Nicht wahr, Madame Quignon?"

Madame Quignon war die Schwester von Madame Voyer und Mutter einer Tochter und eines Sohnes. Sie erwiderte: "Da haben Sie recht! Wir Frauen bekommen auch nicht halbe Kinder!" Und alle lachten. Jetzt fühlte ich mich schon weniger verlegen.

Ich höre gerne zu, wenn sich Frauen sich untereinander unterhalten. Sie beherrschen die Kunst, die Pointen im richtigen Augenblick zu setzen.

Mademoiselle Maret ließ mich Platz nehmen, dann frisierte sie Madame Quignon. Ich wunderte mich, daß keine der Frauen über das Tagesereignis sprach. Sie schauten nur öfter zu mir herüber, während sie sich über alles Mögliche unterhielten. Verächtlich sprachen sie über Yvonne, die wieder einen Liebhaber zu sich ins Bett gezogen habe – sie erwähnten dabei den Namen von Clovis nicht. Vielleicht nahmen sie an, ich könne ihm davon erzählen.

Nachdem Madame Quignon und die jüngere Frau gegangen waren, rückte eine der beiden anderen mit der Frage heraus: "Na, Junge, da war heute wieder was los bei euch in der Bäckerei! Was?" Und die andere: "Erzähl uns mal, wie die beiden in den Backtrog gefallen sind."

Ich sagte: "Er hat mit Cathrine etwas gemacht, daß sie stöhnen mußte, und da sind beide in den Backtrog gefallen. Der Trog ist gekippt und beide lagen unten im Teig."

Die Frauen schrien vor Lachen.

Es dauerte eine Weile, bis sie die nächste Frage kam: "Erzähl, was er mit ihr gemacht hat. Wir werden es keinem verraten."

Mademoiselle Maret kam mir zu Hilfe: "Er kann nicht so einfach davon sprechen. Lassen Sie die Frage fallen, denn Sie können sich vorstellen, was der machen konnte."

Die Fragerin setzte nach: "Mit seinem Bauch? Das kann ich mir nicht vorstellen. Vielleicht wollte er in den Keller hinuntersteigen..."

Alles schrie vor Begeisterung.

Mademoiselle Maret setzte durch, daß ich keine präzise Beschreibung zu liefern brauche. Danach stellten sie mir noch alle möglichen Fragen, die den Bäcker betrafen – bis mir der Ausdruck "Pelzscheich" über die Lippen kam, und alle wieder in extasisches Gelächter ausbrachen.

Es war schon 22 Uhr, als die beiden Frauen gingen. Nun konnte Félix mit meinem Haarschnitt anfangen, und seine Mutter gab ihm Anweisungen. Da er mir mit einer Handmaschine die Haare schnitt – damals gab es noch keine elektrischen Haarschneidemaschinen, jedenfalls nicht auf dem Dorf – führte sie ihm die Hand. Trotzdem

gab es oft ganz starke Zupfer! Obwohl ich mir keinen Schmerz anmerken ließ, entging Mademoiselle Maret kein Ausrutscher. Sie fuhr mir mit ihrer feinen Hand sanft über die Wange, während sie ihrem Sohn erklärte, daß er erst, wenn sich kein Haar mehr auf der Schneide befinde, das abgeschnittene Haar von der Maschine abwerfen dürfe, weil er mir sonst mehr Haare ausreißen als abschneiden würde. Allmählich ging es besser, so daß sie mich kaum mehr zu tätscheln brauchte. Mir wäre lieber gewesen, er hätte mir noch mehr Haare ausgezupft!

Ich weiß nicht mehr, wie lange der Haarschnitt dauerte, bis sie ihm schließlich das Rasiermesser in die Hand gab. Da wurde mir ein wenig Angst. Aber Félix' Mutter führte seine Hand so geschickt, daß ich direkt enttäuscht war, keinen Schnitt abbekommen zu haben. Anschließend zeigte sie ihm, wie das Haar mit Brillantine behandelt wird. Am Ende waren Mutter und Sohn begeistert – und ich auch!

Zum Abschied gab mir Mademoiselle Maret die Hand: "Auf Wiedersehen, Denis, und vielen Dank!"

Ich hatte diese grazile Mutter so lieb gewonnen, daß ich ihr im Beisein von Félix einen Handkuß gab. Sie ließ es geschehen, daß ich ihre Hand an meine Lippen führte. Aber als ich aufblickte und sagte: "Vielen Dank und eine gute Nacht, Mademoiselle Maret," sah ich, wie verlegen sie war. Schnell wandte ich mich um und verließ den Salon, wobei ich ganz vergaß, auch Félix Gute Nacht zu wünschen.

Auf der Straße angelangt, rief Félix hinter mir her: "Denis! Denis, wart noch ein bißchen!"

Ich hielt an und wartete, daß er etwas sagte, aber vergeblich, so daß ich fragen mußte:

"Wolltest du mir was sagen, Félix?"

Félix: "Ich – ich wollte dir danken, daß du dir von mir die Haare hast schneiden lassen. Und dann – wollte ich dich noch was fragen."

Ich hatte auch Félix gern, weil er wie seine Mutter aussah. Er hatte ihre lange Wimpern – wie sie gewöhnlich nur Mädchen haben –, ihre Augen und ihre Nase. Nur seine Backen waren viel rötlicher.

Ich sagte: "Ich hab mir gern von dir die Haare schneiden lassen. Was wolltest du mich noch fragen?"

Félix drückte noch ein bißchen herum, bis er schließlich fragte: "Magst du Charline gern, Denis?"

Auf Französisch heißt "aimer" sowohl "lieben" als auch "gern haben", so daß ich nicht recht wußte, wie ich antworten sollte, da die Frage zweideutig war.

"Du meinst, ob wir uns gern haben wie Geliebte?"

Nachdem Félix nickte, beruhigte ich ihn: "Ich hab schon eine Geliebte in Lesboeufs. Deshalb hab ich Charline nur so gern wie jedes andere Mädchen, mit dem ich sprechen kann und die mit mir spricht, mehr nicht."

Félix war sehr erleichtert: "Ich habe schon gedacht, du hättest dich in sie verliebt, weil du immer bei ihr sein kannst. Hast du hier in Boisieux schon einen Freund?"

"Nein. Du bist der erste in meinem Alter, mit dem ich spreche."

Félix: "Ich habe Freunde, aber am liebsten hätte ich einen Freund wie dich. Maman hat dich auch gern. Sie hat schon von dir gesprochen. Möchtest du nicht auch einen Freund haben wie mich?"

Ich war einverstanden! Nicht zuletzt wegen seiner Mutter! So sagte ich: "Doch! Sehr gern, Félix! Wenn deine Mutter nichts dagegen hat."

Félix bot mir die Hand: "Dann laß uns Freunde sein! Meine Mutter wird nichts dagegen haben! Ich werde sie gleich nachher fragen."

Ich drückte ihm die Hand: "Einverstanden, Félix! Laß uns Freunde sein!"

Worauf Félix zum Kern der Sache kam: "Sprichst du oft mit Charline, Denis?"

Da ich sehr müde war, steuerte ich ans Ziel: "Ich spreche jeden Tag mit ihr und weiß, daß sie deine Geliebte ist."

Félix war außer sich vor Freude: "Wirklich? Hat sie dir das gesagt?"

Ich: "Sie hat mir gesagt, ich solle mir nur bei deiner Mutter die Haare schneiden lassen, auch wenn ich weiter gehen muß als zu der Giraffe gegenüber von *Dreux*."

Félix freute sich so, daß er mich am Arm ergriff: "Wirst du ihr auch sagen, daß ich dir die Haare geschnitten habe?"

Ich versprach es ihm. Die weitere Unterhaltung ergab, daß er Charline noch gar nicht geküßt hatte. Und daß er sich gar nicht sicher gewesen war, ob sie ihn liebte. Da wußte ich schon mehr als er!

Auch erzählte er mir, daß er früher zum Haus der Voyers ging, um dort mit Charline zu sprechen, aber dort sah ihn der Pelzscheich und verjagte ihn mit der Peitsche. Seitdem konnte er nicht mehr mit ihr sprechen, weil er nirgends allein mit ihr zusammenkommen konnte, ohne beobachtet zu werden – auch in der Schule nicht. Ich sagte, er solle ihr doch schreiben, und erzählte, wie ich das sogar im Internat Saint Louis fertiggebracht hatte. Nun wußte er nicht, wie er ihr die "billets doux" zukommen lassen könnte, ohne daß etwas auffällt.

Ich bot mich dazu an: "Ich hab ja nur deshalb davon gesprochen, weil ich sie Charline geben kann. Und umgekehrt kann ich dir die ihren geben!"

Félix konnte es kaum fassen: "Glaubst du wirklich, daß sie mir schreiben wird?"

Ich: "Ganz bestimmt! Du mußt nur den Anfang machen und sie um eine Antwort bitten."

Was ich verschwieg: daß meine Dienste als "postillon d'amour" auch für mich von Vorteil wären, da ich seine öfter Mutter sehen würde.

Félix war sofort bei der Sache: "Komm mit rein! Ich werde ihr gleich schreiben."

"Ich kann nicht. Ich hab mich schon von deiner Mutter verabschiedet. Ich werde hier draußen warten."

Félix: "Das macht doch nichts! Komm schon mit! Meine Mutter wird nichts sagen. Sie weiß, daß ich Charline liebe, und sie hat nichts dagegen. Später könnte ich vielleicht die Richtige nicht mehr finden – daran will sie nicht schuld sein. Also komm rein, Denis."

Mich verließ jedoch völlig der Mut: "Nein, Félix! Ich werde hier draußen warten! Es ist dunkle Nacht und niemand wird mich hier sehen."

So widersprach ich meinem eigenen Herzen, da ich gerne wieder in der Nähe dieser puppenhaft schönen Mutter gewesen wäre – wenn auch nur, um sie unauffällig zu betrachten. Ich hatte einige Minuten allein vor dem Haus gewartet, als die Tür wieder aufging und Mademoiselle Maret in den erleuchteten Türrahmen trat: "Denis, komm doch wieder herein zu uns!"

Ihre süße Stimme und ihre Erscheinung in einem leichten *Négligé* überfluteten mich mit Liebe, die in dem unwiderstehlichen Verlangen bestand, meinen Kopf an ihre Brust zu schmiegen. Gerade dieses Verlangen schreckte mich aber davor zurück, zu ihr zu gehen: "Ich habe mich schon von Ihnen verabschiedet, Mademoiselle Maret, und ich möchte Sie nicht mehr aufhalten."

Sie kam heraus zu mir, legte mir eine Hand auf mein Haar, während sie mit der anderen meinen Arm ergriff: "Sag mir jetzt ganz ehrlich, warum du nicht hereinkommen willst?"

Ich antwortete so leise, daß es bestimmt kein fremder Mensch hören konnte: "Weil ich Sie lieb habe, Mademoiselle Maret."

Sie schien nicht im geringsten überrascht: "Weißt du, daß ich wirklich die Mutter von Félix bin und, daß ich auch deine Mutter sein könnte?"

Ich antwortete: "Darum ist es ja, warum ich Sie so lieb habe. Weil Sie eine Mutter sind."

Meine Antwort verwirrte sie: "Oh du mein Himmel! Daran habe ich nicht gedacht. Ich glaube, das ist sehr lieb von dir." Dann legte sie sanft ihren Arm über meine Schulter und schob mich vor sich her. "Komm jetzt rein. Ich werde für uns alle einen Kaffee machen."

Ich mußte neben Félix Platz nehmen, während sie den Kaffee aufsetzte. Sie sah, daß ich jede ihrer Bewegungen beobachtete, und lächelte mir zu. Dann sah sie Félix über die Schulter, der eifrig schrieb.

"Am besten, du fängst wieder von vorne an. Du darfst Charline nicht verraten, daß du mit Denis Freundschaft geschlossen hast. Sie muß auch nicht wissen, daß er dir verraten hat, warum er zu uns zum Haarschneiden kam. Daß du ihm die Haare geschnitten hast und ihm bei dieser Gelegenheit ein paar Zeilen für sie mitgeben wolltest, das kannst du lassen. Schreib, daß du dich schon auf Montag freust, wenn du sie in der Schule wiedersehen wirst. Abschließend bitte sie, dir einen Gruß zukommen zu lassen. Dann noch 'ich liebe dich' und die Unterschrift. Du darfst nie zu viel schreiben, sonst wirst du dich wiederholen – und eine Wiederholung ist immer eine fade Sache."

Ich schaute sie verwundert an. Wie konnte eine Wiederholung immer eine fade Sache sein? War nicht die Liebe eine ständige Wiederholung? Eine ständige Erneuerung wie das Leben? Als ob sie meine Gedanken erraten hätte, sagte Mademoisell Maret zu mir: "Ja, Denis! Es stimmt, was ich gesagt habe! Eine jede Wiederholung ist eine fade Sache. Nur auf das, was dauerhaft fortbesteht, was ständig wächst und sich steigend erfüllt kommt es an!"

Dann legte sie uns die Tassen vor und servierte den Kaffee.

Ich verstand ihre Worte damals nicht. Sie hatten einen geheimen Sinn, der mit ihrem Leben zusammenhing. Ich freute mich jedoch über die Maßen, daß sie so zu mir gesprochen hatte. Ich hätte sie am liebsten immerzu sprechen hören, weil ich ihre Stimme so wohlthuend empfand. Obwohl ich an diesem Samstag schon um 4 Uhr hatte aufstehen müssen, war meine Müdigkeit wie weggeblasen. Auch der Anblick ihrer nur leicht verhüllten Brust war eine Wohltat für mich. Das Nègligé stand oben ein wenig offen, und ich konnte bis zum Ausschnitt ihres Unterhemds ein wenig ihres Busens sehen. Schon dieses Wenig besaß auf mich eine magische Kraft auf mich und erfüllte mein Herz mit Wonne.

Nach dem Kaffee übergab mir Félix sein "billet doux" für Charline, und ich wünschte ihm nochmals "Gute Nacht". Seiner Mutter küßte ich erneut die Hand, dann lief ich schnell davon.

Das Dorf schlief schon, während ich um Mitternacht durch die dunklen Straßen eilte – es gab keine Beleuchtung! Vor dem Haus des Bäckers blieb ich stehen – drinnen brannte kein Licht mehr. Ich ging hinein, aber als ich die Tür zum Dachboden aufmachte, schrak ich zusammen. Neben mir hatte sich die Tür zum Salon geöffnet und Charline ergriff mich am rechten Arm, um mir ins Ohr zu flüstern: "Komm mit!"

Ich erwiderte leise: "Es ist schon über Mitternacht, Charline!"

Sie zog mich am Arm mit sich: "Das macht nichts! Sie schlafen schon alle ganz tief! Erzähl mir, was du so lange gemacht hast? Warst du die ganze Zeit bei Mademoiselle Maret?"

Ich wußte, daß sie etwas über Félix hören wollte. So erzählte ich alles der Reihe nach – weil es sich aber um etwas handelte, von dessen Erfolg auch mein Glück abhing, verschwieg ich ihr meine Freundschaft mit Félix. Zuletzt sagte ich, daß ich etwas für sie mitgebracht habe. Charline ergriff mich mit beiden Händen: "Ist das wahr, Denis? Was ist es?"

Ich zog das Papier aus meiner Hosentasche: "Du wirst aber Licht anmachen müssen, um es lesen zu können. Ich glaube es ist ein 'billet doux' von Félix. Denn er hat es mir für dich mitgegeben."

Charline war außer sich vor Glück und Neugier. Sie hatte ganz vergessen, daß wir uns kaum sechs Tage kannten. Dann sie zog mich wieder mit sich am Arm: "Komm mit! Wir gehen in den Kuhstall. Dort werde ich ungestört lesen können."

Ich war nicht begeistert: "Ist Maurice schon droben? Wenn nicht, können wir hinauf, weil Clovis die Nacht bei Yvonne verbringt."

Charline wollte jedoch nicht: "Nein, Denis. Maurice kann jeden Augenblick zurückkommen. Und wenn er mich droben mit dir findet, wird er das ausnutzen, um mich zu erpressen. Komm in den Kuhstall, dort kann niemand das Licht sehen. Und wenn jemand kommt, dann können wir uns immer noch verstecken."

Im Stall schauten uns die Kühe mit großen Augen an. Ich beobachtete das Mienenspiel von Charline und wie ihre Augen weich wurden. Nachdem sie alles gelesen hatte, umarmte und küßte sie mich!

Bei ihrem Kuß wurde mir bewußt, daß ich in diesem Liebesspiel die Rolle von Juliette in Saint Louis übernommen hatte. Charlines Kuß galt Félix, der in diesem Augenblick für sie unerreichbar war, wie einst Denise Mocanu für mich!

Charline blickte mir in die Augen: "Du, Denis, wenn ich dich um etwas bitte, würdest du es für mich tun?"

Ich nickte: "Du warst immer nett zu mir, Charline. Ich werde für dich tun, was ich kann."

Mit weicher Stimme sagte sie: "Wenn ich eine Antwort für Félix schreibe, würdest du sie ihm am Montagabend geben? Ich schenke dir Schokolade und werde dir den Preis für den Haarschnitt ersetzen. Bitte, wirst du es für mich tun?"

"Ja, Charline, ich werde zu ihm gehen, wenn du etwas für ihn hast. Aber du darfst mir dafür nichts geben."

Charline: "Gut, Denis. Aber du sollst dich zu mir wie ein Bruder verhalten. Dazu gehört, daß wenn ich eine Tafel Schokolade bekomme, du die Hälfte davon annimmst. Einverstanden?"

Ich war einverstanden, und nach einem Geschwisterkuß gingen wir auseinander.

53. *Verleumdet.*

Der Sonntag war der einzige Tag der Woche, an dem wir alle zusammen am runden Tisch das Mittagessen gleichzeitig einnahmen. Der Sonntag war aber auch der einzige Tag der Woche, an dem der Pelzscheich an keinen "Pelz" herankommen konnte. Keine seiner beiden Konkubinen wagte es, sich sonntags sehen zu lassen. Gegenüber den Frauen und Mädchen, die am Sonntag Brot holen kamen, verhielt er sich manierlich – der Anwesenheit der Dame wegen.

Sehr weit reichte sein Anstand jedoch nicht. Denn kaum waren wir alle am Tisch versammelt, als der Sittenstrolch schon mit seinen schlüpfrig ekelhaften und obszönen Geschichten anfang. Aus verständlichen Gründen konnte der Pelzscheich keinen Pfarrer leiden, deshalb waren in den meisten seiner schlüpfrigen Geschichten die Pfarrer die Hauptfiguren. Es war eine Freude für ihn, wenn ich mich ekelte und mir das Essen nicht mehr schmeckte.

Vor allem ärgerte ich mich darüber, daß er sich im Beisein seiner Töchter über den Schmutz ausließ. Seine Geschichten war die einzige Art von Aufklärung, die ihnen zuteil wurde. Mich wunderte, daß die Mutter – Madame Voyer – ihren Gatten mit keinem Wort zurechtwies! Ein anderes Wunder war, daß die Töchter unter diesen Umständen noch Jungfrauen waren.

Charline, dachte ich, weil Félix kein Draufgänger in der Liebe war – und die zwölfjährige Michou, weil sie die "Dame" spielte und ihr die Jungen in der Schule nicht gut genug waren.

Der Pelzscheich war in Boisleux das Gegenstück von grand-mère Duval in Fontenay-le-Pesnel! Schade, daß beide nicht in ein und demselben Dorf zusammenlebten!

Das Mittagessen sollte mit einem Fiasko für mich enden.

Nachdem ich mich gestern von Charline mit einem Gute-Nacht-Kuß verabschiedet hatte, war mir eingefallen, daß ich kein Ersatzhemd für den Sonntag hatte. Deshalb wusch ich im Vorraum der Bäckerei mein Hemd, meine Unterhose und meine Socken, so daß ich nur noch Hose und Schuhe anhatte, und hängte alles zum Trocknen in der Bäckerei auf, damit es bis zum Frühstück trocken werde. Anschließend nahm ich zwei Eimer lauwarmes Wasser vom Kessel, um mich damit gründlich zu waschen.

Nun fiel Madame Voyer beim Mittagessen auf, daß ich mein Hemd selbst gewaschen hatte, und sie sagte: "Du sollst deine Sachen nicht selber waschen, sondern sie jeden Montag Tante Mathilde geben. Hast du verstanden?"

Allerdings wußte die Dame nicht, daß ich absolut keinen Ersatz an Wäsche, Kleidung und Schuhen hatte, weil sie nicht dabei war, als Mutter Pécic mich nach Boisleux gebracht hatte. Ich bekam einen roten Kopf vor Verlegenheit, besonders wegen Michou, die mich immer neckte! Da sagte der verfluchte Pelzscheich auch schon: "Wenn du ihn nicht splitternackt arbeiten lassen willst, mußt du ihm zuvor dein Nachthemd geben, damit er etwas anzuziehen hat!" und brach in ein tolles Gelächter aus, in das Tante Mathilde, Clovis, Maurice und - am lautesten von allen - Michou einstimmten. Nur Charline errötete noch mehr als ich, während Madame Voyer mich entrüstet fragte: "Hast du etwa nicht mehr zum Anziehen als das, was anhast? Hast du wenigstens etwas für Festtage?"

Ich wollte verneinen, aber sah, wie Michou schadenfroh lachte, und senkte den Kopf.

Charline fauchte ihre Schwester an: "Hörst du wohl auf! Du ungezogenes Ding!"

Michou zeigte ihr die Zunge!

Nun begann der Streit zwischen Mann und Frau. Der Pelzscheich wollte, daß die Bäckerin bei den Bauern in den umliegenden Dörfern nach alten Klamotten für mich fragen sollte, damit ich das, was ich anhatte, für die Festtage schonen konnte. Sie aber weigerte sich, für mich herumzubetteln, als könne sie sich nicht leisten, etwas für mich zu kaufen.

"Du hättest daran denken müssen, als ihn die Frau hergebracht hat. Jetzt sorg dafür, daß du etwas für ihn findest!"

Das wollte der Pelzscheich nicht: "Ihn einzukleiden, ist nicht meine Sache! Meinetwegen kann er nackt arbeiten, dann wirst dir das Brotfahren ersparen, weil die Frauen selbst herkommen werden, um sich ihr Brot zu kaufen!" Und er brach über seinen eigenen Witz lauthals in Gelächter aus. Dann fiel ihm ein, daß ich schon zu lange bei Tisch saß: "Los! An die Arbeit! Den Brotwagen innen und außen putzen!"

Da mir das Mittagessen zur Hölle wurde, stand ich auf und ging hinaus.

Zwar hatte ich, weil es Sonntag war, erst um 6 Uhr aufstehen müssen, hatte dann aber den ganzen Vormittag über gearbeitet, das heißt bei den Schweinen, Kälbern und Kaninchen ausgemistet. Ich war damit nicht fertiggeworden, weil ich dem Pelzscheich helfen mußte, mit der "Schrotmühle" minderwertigen Weizen zu mahlen, den er mit dem übrigen Mehl vermischte. Dieser minderwertige Weizen war durch die Windmaschine vom guten Weizen getrennt worden und wurde bei den Bauern nur als Schweine- oder Hühnerfutter verwertet. Damals war nicht nur das Brot mit Marken rationiert, es wurde auch das Mehl von den Mühlen nicht mehr von der Kleie getrennt, sondern der Weizen wurde einfach gemahlen und, ohne gesiebt zu werden, den Bäckereien gegen Marken geliefert. Weil die Leute mit den Brotmarken nicht auskommen konnten, verkaufte ihnen der Pelzscheich auch Brot ohne Marken – selbstverständlich teurer als das Brot gegen Marken. Er machte dabei ein großes Geschäft, weil er das fehlende Mehl mit minderwertigem Weizen deckte. Diesen Futterweizen konnte er bei den Bauern billig bekommen. Selbstverständlich durften die Bauern keinen Weizen mahlen, deshalb wurden alle Schrotmühlen von der Kontrollbehörde verplombt! Der Pelzscheich allerdings hatte es fertiggebracht, die Plombe so unauffällig zu lockern, daß sie

abgenommen und wieder aufgesetzt werden konnte. Damit er beim Mahlen nicht überrascht würde, mahlte er sonntags, wenn alle Leute in der Kirche waren. Und ich mußte bei dieser Arbeit mithelfen! Am Sonntag! Ich hatte noch nie auf einen Menschen einen solchen Haß wie in diesem Augenblick auf den verdammten Pelzscheich!

Schon als mir er mir laufend neue Arbeiten zuteilte, wuchs die Empörung in mir! Doch hatte ich gehofft, wenigstens den Nachmittag bis zu der Melkzeit frei zu bekommen. Nun sollte ich auch noch am Sonntagnachmittag arbeiten! Und dafür sollte ich die Kleider, die ich auf dem nackten Leib trug, solange abnützen, bis ich wieder in Lumpen ginge. Dazu die Demütigung durch die kleine Göre!

Der Zorn kochte in mir hoch! Statt den Wagen zu putzen, hätte ich ihn in der Wut lieber zerstört. Doch damit hätte ich auch die Dame gegen mich aufgebracht. Also entschloß ich mich, den Wagen *nicht* zu putzen! Ich verdrückte mich hinter den Pferdestall und legte mich ins Gras!

Es dauerte etwa fünfzehn Minuten, bis der Pelzscheich zum Brotwagen ging und mich dort nicht fand. Da fing er an wütend zu rufen: "Denis! Denis! Du verfluchter Faulpelz! Wo treibst du dich herum?"

Ich blieb ruhig liegen! Als er mich endlich erspäht hatte, stampfte er herbei. Weil er nicht mit der Peitsche kam, ließ ich ihn bis auf zehn Schritte herankommen, bis ich auf die Füße sprang und langsam zurückwich. Ich war fest entschlossen, ihm wieder eine Schlacht zu liefern. Da fauchte er mich an: "Bleibst du jetzt stehen und gehst an die Arbeit! Aber sofort! Du hast selbst gehört, was mir deine Mutter aufgetragen hat: dich zu dressieren und arbeiten zu lassen. Du kannst nicht tun, was dir gerade einfällt. Wenn du jetzt nicht den Brotwagen putzt, kriegst du sonntags kein Taschengeld mehr!"

Das ließ ich mir nicht gefallen: "Maurice arbeitet auch nicht von Samstagnachmittag bis Montag! Und Clovis füttert und trinkt sonntags nur die Pferde, sonst nichts! Niemand arbeitet sonntags mehr als sein muß, warum ausgerechnet ich?"

Der Pelzscheich: "Das geht dich ein Scheißdreck an. Deine Mutter hat gesagt, du sollst arbeiten und du wirst arbeiten! Aber gleich! Sonst hole ich die Peitsche!"

Da kam die Herkules-Dame, während Maurice, Clovis, Charline und Michou zuschauten.

Die Dame schrie ihren Vollfraß an: "Charles! Geh jetzt wieder ins Haus rein! Aber sofort!"

Der Pelzscheich: "Diese verfluchte Mißgeburt! Er will den Brotwagen nicht putzen!"

Sie: "Wenn du nicht sofort verschwindest, bekommst du die Rechnung dafür, was du gestern mit Cathrine angestellt hast."

Das wirkte! Der Pelzscheich zog den Schwanz ein und schlich, einen weiten Bogen um seine Frau machend, davon. Nun kam die Herrin auf mich zu, so daß ich unsicher wurde und einen Schritt zurückging. Sie gebot mir stehen zu bleiben: "Bleib! Ich werde dich nicht schlagen. Ich will nur mit dir reden. Sag mir ehrlich, warum du den Brotwagen nicht putzen willst?"

Die Empörung war in mir noch so groß, daß ich sagte: "Ich habe schon den ganzen Vormittag gearbeitet und werde am Abend weiterarbeiten müssen. Kein anderer arbeitet am Sonntagnachmittag! Auch in Lesboeufs hab ich sonntags nur das Notwendigste gemacht, wie alle anderen auch. Warum soll ich allein hier den ganzen Sonntag arbeiten?"

Zu meiner Überraschung antwortete mir Madame Voyer sanfter Stimme, die ich noch nicht von ihr kannte: "Willst du nicht den Brotwagen für mich putzen, Denis? Es ist ja für mich! Sonst werde ich morgen mit einem schmutzigen Wagen das Brot ausfahren müssen. Sei doch so lieb, Denis! Du brauchst nur noch den Brotwagen zu putzen. Dann hast du frei, bis die Kühe reingeholt werden müssen. Willst du das für mich tun, Denis?"

Ich wollte mich aber so leicht nicht geschlagen geben: "Für Sie möchte ich es gerne tun, Madame. Aber dann werde ich am Sonntag nie genug Freizeit haben, um nach Lesboeufs

fahren zu können und wieder zurück. Und am nächsten Sonntag möchte ich nach Lesboeufs fahren."

Madame Voyer: "Aber Denis! Deine Mutter hat meinem Mann ausdrücklich aufgetragen, dich nicht aus Boisleux fortgehen zu lassen! Wir sollten dich nicht einmal allein aus dem Haus gehen lassen, wie gestern zu der Friseurin. Du weißt besser als ich, warum! Du könntest einem Mädchen ein Kind machen, und wir müßten noch dafür aufkommen. Außerdem hat deine Mutter uns noch nicht geschrieben, ob das Mädchen, dem du Gewalt angetan hast, davon ein Kind bekommen wird oder nicht. Erst wenn wir das wissen, werden wir weiter sehen. Und wenn du hier gut arbeitest und keinem Mädchen Gewalt antust, werde ich deiner Mutter schreiben, dich wieder nach Lesboeufs fahren zu lassen. Sei jetzt und putze meinen Brotwagen." Wobei sie mir ihren großen Arm auf die Schulter legte und mit mir zum Brotwagen ging.

Ich ließ mich mit gesenktem Kopfe abführen – wie ein reuiger Sünder! Denn ich war wie betäubt von dem, was ich da zu hören bekam. Gleichzeitig wuchs in mir der Zorn gegen Mutter Pécic. Denn ich hatte Geneviève nicht vergewaltigt! Es war das erste Mal, daß mir diese ungeheuerliche Verleumdung zu Ohren kam, und ich war zutiefst entsetzt über eine solche Niedertracht.

Hatte Mutter Pécic sich zu einer solchen Gemeinheit hinreißen lassen?

Später begriff ich, daß der Pelzscheich seine Hand im Spiel hatte, da er einen Vorwand brauchte, mich zu demütigen und als billigen Arbeiter zu versklaven.

Das Schlimmste war, daß sich meine Hoffnung zerschlug, Geneviève bald wiederzusehen. Weil aber die Dame mir zu helfen versprochen hatte, war ich gezwungen, etwas für sie zu tun. Ihr Ton war zärtlicher und liebevoller gewesen als im Gespräch mit ihren Töchtern.

Es wurde später Nachmittag, bis ich den Brotwagen gewaschen hatte. Anschließend wurde ich zum Vesperbrot gerufen. Erst später, als ich mit der Arbeit bei den Kühen fertig war und gerade den Kälbern zu trinken gab, kam sie zu mir in den Stall und lobte mich: "Du hast den Brotwagen sehr schön geputzt, Denis! Wenn du nur willst, kannst du ein feiner Junge sein. Und wenn du dich allen Mädchen gegenüber so anständig benimmst wie gegenüber Charline und Michou, wird alles wieder gut werden. Nächstes Jahr werde ich Kleidermarken für dich bekommen, dann kaufe ich dir etwas, damit du an Festtagen etwas anzuziehen hast. Für deine Arbeitsklamotten muß mein Mann sorgen. So, und jetzt mach dich fertig zum Abendessen, damit du morgen ausgeschlafen bist. Also geh jetzt!" sie hielt mich aber immer noch sanft an sich gedrückt.

Ich rührte mich nicht, denn ich wollte sie nicht brüskieren. Statt mich jedoch loszulassen, drückte sie mich noch fester an sich und strich mir über mein Haar, während sie schwieg, als ob sie über etwas nachdenke. Dann plötzlich stieß sie mich mit solcher Kraft von sich weg, daß ich gegen die Wand taumelte. "Lauf !" fauchte sie mich mit ihrer rauhen Stimme an! Erschrocken lief ich davon! Bei der Bäckerei bog ich um die Ecke und prallte dort frontal mit Charline zusammen. Wir überkugelten uns beide.

Ich sprang auf und half ihr wieder auf die Füße: "Verzeih mir. Deine Mutter hat gesagt, ich soll mich beeilen."

Charline machte es nichts aus. Im Gegenteil, sie lachte belustigt und sagte: "Das macht doch nichts, Denis! Ich bin gut gepolstert! Ich war gerade unterwegs zu dir, um dir meinen Brief für Félix zu geben." Sie reichte mir ein Brieflein, das sie selbst gefaltet und zugeklebt hatte. Ich warnte sie, nicht so laut zu sprechen: "Deine Mutter ist gerade auf dem Abort! Sie könnte jeden Augenblick kommen."

Charline lachte wieder: "Bei ihr geht's nicht so schnell!"

54. Versklavt.

Wo der Pelzscheich die alte Hose und das alte Hemd für mich aufgetrieben hat, weiß ich nicht. Socken bekam ich keine, da er der Ansicht war, es wäre für meine Füße gesünder, wenn ich keine Socken trüge. Was Schuhe betraf, so sollte ich mit meinem Paar auskommen. Die Hose war aber so altersschwach, daß sie an jedem Knie aufplatzte, als ich mich auf den Melkschemel setzte. Nachdem schon meine beiden Knie herausschauten, forderte mich auch noch die kleine Göre auf, ihr die Schnürsenkel zu binden. Als ich mich dazu niederhockte, platzte die Hose auch noch hinten auf! Das fand sie lustig. Jeden Abend machte ich mir die Mühe, die Hose zuzunähen, später platzte sie neben der alten Naht auf. Als ich das Fahrrad bestieg, riß die Naht zwischen den Beinen durch und durch! Ich hatte Mühe, beim Fahren nicht meine Genitalien zur Schau zu stellen.

Sowieso schon schauten mich alle Frauen und Mädchen ganz schief an, seitdem es hieß, ich hätte im Dorf meiner Eltern ein reiches Mädchen vergewaltigt. Daß nun alle Mütter ihre Töchter vor mir warnten, versteht sich von selbst! Die Lumpen, in die ich gehüllt war, sorgten zusätzlich für Distanz! Das alles geschah mit Absicht und wider besseres Wissen, sonst hätten die Eltern mich nicht mit Charline sprechen lassen. Ihre Mutter wußte ja, daß ich ihrer Tochter bei den Schulaufgaben half.

Dann kam der Sommer und mit ihm die Getreideernte! Nun wurde ich erst gegen 21Uhr mit der Arbeit fertig. Aufstehen mußte ich weiterhin montags und samstags um 3 Uhr und an den anderen Werktagen um 4 Uhr!

Noch schlimmer wurde es, nachdem die Ernte eingebracht war. Der Gaunerscheich hatte so viel mit seinem Brotmarkenschwindel verdient, daß er zusätzliches Ackerland und ein Paar Zugochsen kaufte. Mit diesen Ochsen und schwerem Landwirtschaftsgerät zog ich jeden Nachmittag auf die Felder. An jedem Ende des Felds mußte ich das schwere Gerät wenden, wozu meine Kraft kaum noch ausreichte. Abends konnte ich mich vor Müdigkeit und Erschöpfung kaum mehr aufrecht halten. Der kurze Schlaf reichte nicht aus zu einer völligen Erholung, und der Backofen wurde mir mit seiner Hitze langsam zur Hölle. Ich bekam Kopfschmerzen. Auch mein Appetit ließ nach. Um die Kopfschmerzen zu lindern, lief ich oft vom Backofen zur Wasserleitung in den Vorraum und ließ mir kaltes Wasser über den Kopf laufen. Ein Glück, daß die Schulferien im Sommer bis zum 1. Oktober dauerten – so hatte ich wenigstens keine Rechenaufgaben für Charline zu machen.

Mit Maurice hatte ich mich schwer überworfen und sprach nicht mehr mit ihm. Da das Fahrrad des Pelzgauners den ganzen Sonntag verschlossen war – er prüfte immer, ob ich das Fahrrad richtig geschlossen hatte, und behielt den Schlüssel in seiner Tasche – bat ich Maurice, mir an einem Sonntag sein Fahrrad zu leihen. Maurice war einverstanden, aber nur unter der Bedingung, ich solle jedesmal, wenn er es möchte, bei ihm "blasen". Er wollte mir zuerst an mir zeigen, wie ich das machen soll und dann sollte ich es bei ihm tun. Das wollte *ich* aber nicht! Obwohl ich bei der Frau gerne alles tue, hatte ich eine unbeschreibliche Abneigung davor, einen anderen Mann zu berühren, geschweige denn sein Glied in den Mund zu nehmen. Ich versuchte ihm zu erklären, daß mir das zuwider war. Er solle mir sein Fahrrad einfach so leihen, ich würde es ihm dafür blank putzen. Das wiederum wollte Maurice nicht – er blieb bei seinem Blasen. Seitdem sprach ich nicht mehr mit ihm.

Nachts wurde er übergriffig, doch ich entzog mich ihm. Er bot mir sein Fahrrad für jeden Sonntag an, wenn ich ihn an mich heranlasse. Ich drohte ihm, daß, solle er mich noch einmal berühren, ich zu Madame Voyer laufen und es ihr sagen werde. Ich werde mich dann auch weigern, weiter mit ihm in einem Bett zu schlafen. Seither spielte Maurice den Beleidigten. Mit Ausnahme von Charline hatte ich im Haus Voyer keine freundliche Seele mehr. Seit dem ersten Sonntag, als Madame Voyer mich einmal an sich drückte und gleich darauf von sich

wegstieß, verhielt sie sich zu mir, als hätte ich ihr etwas angetan. Feindselig verhielt sich auch ihre jüngste Tochter Michou, die ihr im Charakter glich. Die kleine Göre erfand alles Mögliche, um mich zu demütigen. Sie machte nicht nur immer wieder ihre Schnürsenkel auf, um mich danach aufzufordern, sie wieder zu binden, sondern ging auch in den Kuhstall und trat dort absichtlich in einen Kuhfladen, um mich anschließend aufzufordern: "Putz mir schnell den Dreck von meinen Schuhen ab! Aber ganz sauber und blank!" Bevor ich ihre Schuhe berührte, mußte ich mir die Hände waschen – auch wenn sie sauber waren. Denn was sie nicht mit eigenen Augen gesehen hatte, ließ sie nicht gelten. Ich durfte ihr die Schuhe zum Putzen nicht von den Füßen ziehen, sondern sollte sie auf ihren Füßen putzen! Da ich zuerst den Dreck abwaschen mußte, schärfte sie mir ein, keinen Tropfen Wasser auf ihre Socken kommen zu lassen. Die kleine Dame war erst zufrieden, wenn ich mit einem Lappen die Schuhe blitzblank gerieben hatte. Statt mir zu danken, hieß es: "Jetzt geh wieder an deine Arbeit, aber wasch dir zuerst die dreckigen Hände!" Danach stolzierte sie auf leichten Füßen davon. Dummerweise hatte ich sie trotzdem lieb, ja, ich konnte ihr einfach nicht böse sein. Wenn sie nur ein Lächeln oder ein gutes Wort für mich gehabt hätte, hätte ich mein Sklavenschicksal leichter ertragen.

Es fehlte nicht an Leuten in Boisleux, denen mein Schicksal zu Herzen ging. Man sagte mir, ich solle mich nicht so ausbeuten lassen und meine Eltern bitten, mich wieder aus der Lehre zu nehmen. Die beiden erwachsenen Söhne des Dorfschmieds sagten zornig: "Schau wie zerlumpt du bist! Und arbeitest trotzdem von früh bis spät wie ein Verrückter. Wenn du wenigstens was davon hättest. Doch es geschieht dir recht, wenn du so blöd bist und dich versklaven läßt." Einige Frauen rieten mir, nicht mehr für den Gauner zu arbeiten, sondern davonzulaufen. Aber man redete hinter vorgehaltener Hand. Keiner wagte sich für mich stark zu machen, denn alle waren auf das Brot des Pelzscheichs angewiesen und niemand wollte das Risiko auf sich nehmen, sein Brot in Croisille oder gar in Arras holen zu müssen.

Man unternahm nichts gegen den Bäcker – auch wenn es hieß: "Pfui, wie ekelhaft!" Cathrine ließ sich seit der Geschichte mit dem Backtrog nie wieder in der Bäckerei sehen, und von nun an holten andere Frauen das Brot für sie. Der Pelzscheich versuchte sie wieder zum Kommen zu bewegen, aber vergeblich. Manchmal schickte er mich mit Brot, Speck und Eiern zu ihr, die sie von mir annahm.

55. Chronik der Ereignisse.

Der Ausfall von Cathrine kam Yvonne sehr gelegen! Sie handelte einen hohen Preis dafür aus, nunmehr *jeden* Tag zu erscheinen. Der Pelzscheich wollte ihr statt Bargeld Waren zu geben, die sie auf dem Schwarzmarkt absetzen könnte. Yvonne aber wußte, daß sie mit Bargeld mehr aus ihm herausholen würde. Darüber hinaus verlangte sie Wein und durfte so viel Brot mitnehmen, wie sie wollte. Dabei übersah der Lüstling, daß sie hinter seinem Rücken ein Verhältnis mit Clovis eingegangen war. Es hätte ihm auffallen müssen, daß seine Mätresse von dem Tag an, als sie Wein haben wollte, besonders lieb zu ihm wurde – daß sie ihm nach Abwicklung ihrer Geschäfte sogar einen Kuß gab!

Im Dorf klatschten alle über Clovis und Yvonne, nur die Voyers wußten noch nichts, denn sie hatten keine Vertrauten unter den Dörflern.

Mir gegenüber benahm sich Yvonne, wie es zu erwarten war. Sobald der Pelzscheich die Ware holen ging, war sie lieb zu mir, küßte und liebte mich. Jetzt, da sie von zwei Männern befriedigt wurde, hatte sie kein sexuelles Interesse mehr an mir. Ich war für sie nur noch insofern interessant, als ich viel von ihr wußte und sie mir die Zunge binden wollte. Trotz allem konnte sie mich noch immer in sexuellen Aufruhr versetzen. Ich mochte mich dagegen wehren, wie ich wollte. Sie wußte das und stellte sich immer so hin, daß ich

möglichst viel zu sehen bekam. Und offenbar erregte es sie auch, wenn ich zusah. Sie verzögerte die Aktion mit dem Pelzscheich so lange, bis ich am Tisch den Teig abwiegen mußte, und freie Sicht genoß.

Dann geschah etwas, was mir half, nicht mehr zu ihr hinzustarren. Während der Schulferien schlichen Charline und Michou oft in der Nähe der Bäckerei herum. Sie kamen vor allem, um sich das Stöhnen von Yvonne anzuhören. Und vom Vorraum aus konnten beide sehen, wie ich zum Backtrog hinüberschielte. Vielleicht verachtete mich Michou deshalb?

Eines Tages im September hielt es Michou vor Neugier nicht mehr aus! Sie schlich zum Fenster der Bäckerei, durch das man zum Backtrog hinübersehen konnte. Da ich zu Yvonne schaute, sah ich nicht, wie Michou hinter meinem Rücken ihr Gesicht an die Fensterscheibe drückte und sich die Augen beschattete, um besser hineinsehen zu können. Plötzlich blieb Yvonne das Stöhnen im Halse stecken und ihr Gesicht verzerrte sich vor Wut. Sie stieß den Pelzscheich mit solcher Wucht von sich, daß er wie ein gefällter Baum rückwärts stürzte und mit Kopf und Schulter gegen die Beine von Maurice prallte. Beide gingen zu Boden, ich flüchtete aus der Bäckerei. Maurice war als nächster draußen. Weil ich diesmal mit der ganzen Sache nichts zu tun hatte, blieb ich im Vorraum stehen, während Michou sich hinter dem Lieferwagen versteckte. Yvonne war jedoch so außer sich oder spielte die Sache absichtlich so auf, daß sie den Pelzscheich beschimpfte: "Das ist eine Unverschämtheit! Ich will mich nicht deinen Töchtern zur Schau stellen, damit sie mich im ganzen Dorf als Dirne verpetzen. Wenn deine Kleine nur einen Muckser macht, dann siehst du mich hier nie wieder!"

Der Pelzscheich grunzte laut, während er sich aufrichtete. Er starrte Yvonne einen Augenblick ungläubig an, bevor er ausstieß: "Du dreckige Fotze! Hier kann dich doch niemand sehen!" Yvonne erwiderte ebenso hitzig; "Du verfluchter Mistfink! Sie hat durch das Fenster zugeschaut!"

Das schlug bei ihm ein! Wie ein Tobsüchtiger stürmte er aus der Bäckerei. Michou war aber schon verschwunden, denn er schimpfte: "Michou! Verfluchtes Ding! Wo bist du? Kommst du gleich her!"

Da rief Yvonne: "Sie ist ins Haus hineingelaufen!"

Als ich hörte, wie Yvonne Michou verriet und gegen sie hetzte, schlug meine Verachtung um in Haß. Ich schrie sie an: "Wie können Sie so gemein sein? Sie hat Ihnen doch nichts getan! Sie hätten nachher mit ihr reden können. Jetzt haben Sie sie dem brutalen Schläger ausgeliefert. Wie können Sie bloß so was tun?"

Die Augen von Yvonne wurden schmal und sie fauchte mich an: "Was geht dich das überhaupt an, du kleiner Trottel! oder hast du der kleinen *bichette* (Zicke) schon deinen Finger in ihr Loch gesteckt, du Dreckschlümmel..."

Als sie mir das an den Kopf warf, kam auch Maurice herbei, und ich lief hinüber zum Kuhstall, um mir kein weiteres Geschimpfe anhören zu müssen.

Ich hatte Yvonne noch nie so wütend erlebt. Irgend etwas stimmte da nicht. Mit einem solchen Trunkenbold wie Clovis konnte keine Liebschaft von Dauer sein.

Charline folgte mir, und ich fragte sie: "Ist Michou tatsächlich ins Haus gegangen?"

Charline nickte: "Ja! Aber die Prügel werden ihr nicht schaden. Und du solltest der Letzte sein, dem das leid tun könnte. Jetzt hast du die abgetakelte Hure nur noch mehr aufgebracht. Und Michou wirst du einige Tage los sein. Was sie jetzt auf den Hintern bekommt, wird sie einige Tage am Sitzen hindern."

Ich war zutiefst bestürzt, denn ich hatte die kleine Göre trotz allem sehr lieb: "Können wir nicht etwas tun, um es zu verhindern?"

Charline: "Dann lauf hin und beschimpfe ihn, so daß er auf *dich* los geht!"

Ich lief so schnell ich konnte. Da alle Türen offen waren, stand ich gleich im Schlafzimmer. Tante Mathilde schaute zu, wie der perverse Sadist mit dem Stiel der Fuhrmannspeitsche auf den nackten Hintern seiner Tochter einschlug. Michou biß mit den Zähnen in die Decke, um die Schmerzschreie zu ersticken. Ich hatte die Szene mit einem Blick erfaßt und griff nach der Blumenvase auf dem Tisch. Mathilde stieß einen Warnschrei aus. In diesem Augenblick wandte sich der Schläger um, und die Vase traf ihn aufs rechte Ohr!

Ich schrie: "Du verfluchte Sau! Du ludriger Dreckpansen!"

Der Pelzscheich stieß ein unmenschliches Gebrüll aus und ging mit der Peitsche auf mich los. Im selben Augenblick war ich aus dem Zimmer draußen. Auf dem Küchentisch stand eine leere Bierflasche, die ich nahm und ihm gegen seinen Wanst schleuderte. Die Flasche prallte vom Bauch ab und zerbrach am Boden. Er machte in seiner blinden Wut den Fehler, daß er den Peitschenstiel gegen mich schleuderte. Ich konnte mich rechtzeitig ducken – die Peitsche flog durch die offene Küchentür gegen die Tür des Salons, wo ich sie auf meiner Flucht nur aufheben brauchte.

In mir hatte sich ein immenser Haß gegen den Pelzscheich aufgestaut, der jetzt zum Ausbruch kam. Ich hatte keine Angst mehr vor ihm, weil ich wußte, er würde mich nicht erwischen.

Statt durch den Hof davonzulaufen, stellte ich mich hinter der Außentür mit erhobener Peitsche auf. Als sein Wanst auftauchte, schlug ich mit dem dicken Ende des Stiels so heftig zu, daß er zurückprallte und auf den Hintern fiel. Fluchend raffte sich auf und kam mit einem Stuhl bewaffnet wieder heraus. Inzwischen hatte ich den Peitschenstiel unter meinen Schuhsohlen in zwei Stücke gebrochen. Nachdem ich die Stücke über den Maschendrahtzaun geworfen hatte, lieferte ich dem Pelzscheich eine zweite Stein- und Erdschollenschlacht, die die an Heftigkeit die erste übertraf. Ich schrie ihm alle Schimpfworte zu, die in diesem Haus gelernt hatte. Rasend vor Wut stolperte er, ging er nochmals zu Boden und rächte sich, indem er mit geballten Fäusten auf die Erde einschlug. Da kam ihm Yvonne zuhelfe!

Sie war zunächst im Vorraum der Bäckerei zurückgeblieben, lief jetzt herbei und half dem Pelzscheich auf die Füße. Er forderte sie auf: "Fang mir diesen *crapule* ein! Ich zerreiße ihn in Stücke, diesen verfluchten Hurensohn!"

Ich traute zunächst meinen Augen nicht! Yvonne stürmte tatsächlich gegen mich los! Ich nahm auch gleich Reißaus, aber war durch die Schlacht schon sehr erschöpft. Und Yvonne konnte verdammt gut laufen! Meine einzige Chance war, über die Stacheldrahtzäune zu klettern. Die geschmeidige Yvonne kletterte aber auch darüber, obwohl nicht so schnell wie ich. Doch als sie zum zweiten Zaun gelangte, drohte ich ihr: "Wenn Sie jetzt nicht aufgeben, werde ich vorauslaufen zu Madame Voyer und ihr erzählen, wie Sie sich von Clovis haben stopfen lassen und jetzt den Bäcker betrügen, um Geld und Wein für Ihren Geliebten zu bekommen. Und alles was ich weiß, werde ich allen Leuten im Dorf erzählen. Auch dem Bäcker werde ich erzählen, wie Sie ihn mit Clovis *cocu* machen!"

Yvonne blieb erstarrt am Stacheldrahtzaun stehen und schaute mich ungläubig an. Ihre Stimme versagte fast, als sie endlich sagte: "Du wirst das nicht tun, Denis!"

Da schrie der Pelzscheich, während er von weitem herbeistampfte: "Fang mir den Hurensohn! Auf was zum Teufel wartest du?"

Yvannes Bestürzung offenbarte mir die Waffe, die ich sofort anwandte: "Doch! Ich werde noch heute - jetzt gleich - dem Pelzscheich erzählen, woran er bei Ihnen ist. Und seiner Frau und allen Leuten!"

Yvonne wurde grau im Gesicht und bat mich: "Nein, Denis, bitte! Ich geb dir, was willst – ich geb dir Geld, wenn du nichts sagst."

Ich spielte meinen Trumpf aus: "Ich will kein stinkiges Geld! Von so einer wie Sie schon überhaupt nicht. Wenn Sie dem Pelzscheich nicht sagen, daß er mich und seine Töchter in Ruhe lassen soll, laufe ich zu Madame Voyer und erzähle ihr alles, aber auch alles!"

Der Pelzscheich, der herangetrottet war, hatte meine letzten Worte gehört. Er kam bis zur Wiese, aber konnte den zweiten Zaun, hinter dem ich mich befand, weder umgehen noch überklettern. Als er den Namen seiner Frau hörte, schien er sich wieder an etwas zu erinnern. Diese Gelegenheit nützte Yvonne aus und trat auf ihn zu: "Laß ihn jetzt lieber in Ruhe, sonst läuft er deiner Alten entgegen und erzählt alles. Er hat gedroht, auch den Leuten vom Dorf alles zu erzählen."

Verdreckt wie er war, starrte der Pelzscheich sie fassungslos an, bevor er wiederholte: "Der Alten alles erzählen?! Denn Leuten alles erzählen?! Ich zerreiße den Hurensohn gleich in Stücke!"

Yvonne brachte ihn wieder zu sich: "Dann schau, wie du mit ihm fertig wirst, mich siehst du nie wieder!" Und sie entfernte sich.

Der Pelzscheich sah seine Mätresse für immer verschwinden: "Yvonne! Meine Liebe! Bleib doch stehen!" Und er lief hinter ihr her.

Yvonne ließ sich abfangen. Doch ich erwies mich in diesem Spiel als ihr gelehriger Schüler. Statt ihnen zu folgen, entfernte ich mich in Richtung auf die Straße nach Hamelincourt. Sofort hörte ich Yvonne nach mir rufen: "Denis! Bleib bitte stehen. Komm zurück! Er wird dir nichts antun. Verstehst du? Bleib doch stehen, damit ich mit dir sprechen kann!"

Ich blieb stehen und schrie zurück: "Das genügt nicht. Er darf seine Töchter nicht mehr schlagen!"

Noch vor Yvonne schrie der Pelzscheich zurück: "Meine Töchter gehen dich einen Scheißdreck an! Hast du verstanden, du verfluchte *canaille*!" Als ich mich hierauf abwandte und weiterging, rief er mir nach: "Eh! Bleib stehen! Hol der Teufel dich und meine Töchter! Hast gehört? Du sollst stehen bleiben!"

Damit war die Schlacht beendet!

Es war auch schon höchste Zeit gewesen, weil sich inzwischen mehrere Kundinnen beim Haus eingefunden hatten. Sie alle hatten die Schlacht mitverfolgt. Und nach Yvannes Eingreifen war allen klar, wer die Ursache des Ganzen war. Der Klatsch darüber würde sich in Feuerseile ausbreiten!

Als Yvonne die Frauen sah, war sie außer sich vor Wut. In ihrer Verlegenheit ließ sie den Pelzscheich allein weitergehen und wartete auf mich. Ich aber wollte mich nicht vor aller Augen von ihr ansprechen oder gar berühren lassen, weshalb ich stehenblieb. Wenn sie bloß so klug gewesen wäre, dem Pelzscheich in einem gewissen Abstand zu folgen. Aber nein! Sie versuchte mich anzulocken. Ich aber wollte nicht. Als sie dann auf mich zukam, wich ich zurück! Über und über puterrot, wandte sie sich endlich zum Gehen.

Doch Yvonne war ein Weib, das nicht gern etwas runterschluckte, ohne sich auf irgendeine Art und Weise dafür Genugtuung zu verschaffen. Weil sie bei mir nichts holen konnte, forderte sie vom Pelzscheich als Entschädigung für den erlittenen Schock ganze 200 Francs – oder sie werde nie wieder zu ihm kommen! Ich traute meinen Ohren kaum, als ich diese Unverschämtheit hörte. Weil der Pelzscheich befürchtete, seine letzte Mätresse zu verlieren, gab er ihr das geforderte Geld. Das war aber erst der Anfang! In den folgenden Monaten schraubte sie ihre Forderungen immer höher hinauf.

Charline konnte noch immer nicht verstehen, wie ich dazu kam, ihrer Schwester Michou zuhelfe zu eilen, die mich dauernd nur neckte und verspottete. Sie fragte mich: "Wie konntest du bloß das für sie tun? Ich hab sie inzwischen gesehen. Sie ist dir nicht im geringsten dankbar. Und sie hat mich verdächtigt, mit dir eine Beziehung zu haben."

Das überraschte mich ein bißchen, aber ich sagte: "Ach, von ihr kann man nichts anderes erwarten. Ich hab sie trotzdem gern!"

Charline schaute mich prüfend an: "Ich glaube, du liebst Michou! Du willst es dir bloß nicht eingestehen. Genau wie ich mir nie eingestehen wollte, daß ich Félix liebte. Dann kamst du und es gab kein Leugnen mehr. Aber lassen wir das! Ich habe wieder eine Antwort für Félix geschrieben. Doch die Papierküsse habe ich satt! Jetzt sind die Nächte schon länger. Kannst du ihn nicht mal mit herbringen?"

Da mußte ich leider Charline enttäuschen, weil nicht *ich* über Félix bestimmte, sondern seine Mutter. "Es wird erst dann gehen", sagte ich, "wenn die Nächte lang genug sind, daß er gleich nach der Schule ungesehen herkommen kann. An den Abenden kann Mademoiselle Maret ihren Sohn nicht weggehen lassen. Sie hat auch abends Kundschaft. Wie soll sie sich gegen einen Mann wehren, wenn einer sie vergewaltigen will? Sie ist so zierlich wie eine Puppe. Wenn Félix zuhause ist, fühlt sie sich sicherer."

Charline: "Das sind nur faule Ausreden! Wenn dort an einem Abend drei oder vier Frauen sind, braucht sie mindestens zwei Stunden, bis sie mit der Frisur fertig ist. Von diesen zwei Stunden könnte er eine Stunde mit mir verbringen. Währenddessen paßt du auf, daß uns niemand überrascht."

Fast hätte ich gelacht, weil sie sich die Sache so leicht vorstellte: "Du weißt, daß bei dir schon die Roten Engländer [Menstruation] gelandet sind. Stell dir mal vor, was dein Vater mit dir anstellen würde, wenn du schwanger würdest. Und er könnte glauben, *ich* hätte es gemacht. Was glaubst du, was er mit mir machen würde?"

"Das ist doch Unsinn, Denis. Du weißt, daß ich mich dazu nicht hergeben werde. Jedenfalls nicht in diesem Jahr. Außerdem hast du mir selbst erzählt, wie man ein Kind vermeiden kann. Wenn der Augenblick kommt, werde ich mich ihm schnell entziehen."

Charline hatte in den vergangenen zwei Monaten soweit Vertrauen zu mir gefaßt, daß wir über das Geschlechtliche frei miteinander sprechen konnten.

Ich antwortete: "Auf keinen Fall darfst du ihn ohne Präservativ ranlassen!"

Charline: "Ich kann doch nicht mit ihm über solche Sachen sprechen. Rede du mit ihm!"

Zu Mittag kam Michou nicht zu Tisch, so auch die vier folgenden Tage nicht. Dagegen gab es einen furchtbaren Krach zwischen Vater und Mutter. Michou hatte ihrer Mutter gesagt, daß sie die Prügel bekam, weil sie zufällig beim Fenster der Bäckerei reingeschaut hätte und Yvonne in diesem Augenblick bis zum Nabel hinauf nackt war. Woraus zu entnehmen war, daß sie genau gesehen hatte, wo ihr Vater seine Hand stecken hatte.

Ich fragte Charline noch am selben Abend: "Sag, welches Verhältnis haben deine Eltern eigentlich zueinander?"

Charline: "Die haben kein intimes Verhältnis. Manchmal gibt's Streit in der Nacht, wenn er versucht sie zu berühren. Meistens wirft sie ihn dann aus dem Bett und er muß auf dem Teppich schlafen. So war es immer, seit ich mich erinnern kann."

"Ist das nicht sonderbar?"

"Nein, Denis, überhaupt nicht. Die Ursache war Cathrine so um die Zeit von Michous Geburt. Dann kam auch noch diese Hure von Yvonne! Deshalb läßt Mutter sich nicht mehr von ihm berühren. Sie war damals die schönste Frau im Dorf und besonders stolz. Aber auch Vater soll damals ein sehr gut aussehender Mann gewesen sein. Danach wurde er immer dicker."

Ich war noch immer neugierig: "Aber deine Mutter sieht nicht nach einer Nonne aus?"

Charline lachte: "Nein! Eine Nonne ist meine Mutter wirklich nicht. – Doch jetzt erzähl du mir, warum du damals so schnell von ihr weggelaufen bist? Seit diesem Sonntag hat meine Mutter etwas gegen dich. Du weißt auch warum. Deshalb sag mir, was damals passiert ist."

Ich erzählte Charline von dem damaligen Gespräch, und daß mich ihre Mutter plötzlich von sich weggestoßen hatte.

Charline lachte wieder! Statt mir jedoch zu sagen warum, wich sie aus und schickte mich fort: "Lauf jetzt zu Félix! Sonst kommst du zu spät zurück und hast zu wenig Schlaf."

Ich wußte, daß es zwecklos war, mehr von ihr zu erfahren. Wenn sie sich eine Sache in den Kopf gesetzt hatte, konnte sie der Teufel nicht umstimmen.

Vielleicht hatte ihre Mutter in einem der umliegenden Dörfer einen Liebhaber?

Aber schon eilten meine Gedanken zu Mademoiselle Maret.

Meine Hoffnung, eine neue Mutter in ihr zu finden, hatte sich nicht erfüllt. Mademoiselle Maret war in allem anders als meine Mutter, für die es nirgends auf der Welt einen Ersatz geben konnte. Wahrscheinlich hatte sie meine anormale Leidenschaft für die Brust bald durchschaut. Sie stellte fest, daß immer wenn sie ihr Negligé trug, sich meine Blicke auf ihr Dekolleté richteten. Deshalb drohte sie mir mit dem rechten Zeigefinger, während sie die Stirn runzelte: "Denis!" Was sie nicht aussprach, sagten mir ihre dunklen Augen. Trotzdem versuchte sie nie, sich mehr zu bedecken. Während ich einen roten Kopf bekam, trat sie hinter meinen Stuhl, drückte mir den Kopf gegen ihre Brust und küßte mich aufs Haar. Nicht anders als sie es bei Félix tat. Auch ihn umarmte sie nie von vorn! Und wenn sie ihn küßte, so geschah das ohne körperliche Berührung – schnell und flüchtig.

Inzwischen wußten alle Leute im Dorf von der Schlacht, die ich dem Pelzscheich und Yvonne am Morgen geliefert hatte. Man erzählte sich sogar, daß ich nachher hätte abhauen wollen. Der Pelzscheich und Yvonne hätten mich jedoch zurückgerufen und überredet zu bleiben. So saßen an diesem Abend wieder mehrere Frauen bei Mademoiselle Maret und tratschen über das Ereignis. Als ich den Salon betrat und grüßte: "Bon soir Mademoiselle, Mesdames et Messieurs," schnitt Félix gerade einem Jungen die Haare, während seine Mutter eine Frau frisierete. Statt meinen Gruß zu erwidern, riefen die Frauen: "Da ist er ja!" Mademoiselle Maret eilte zu mir, umarmte mich von vorn und küßte mich!

In den vergangenen Wochen war mein Verlangen nach einer solchen Umarmung ständig gewachsen. Nun überkam mich ein süßer Rausch! Ich umarmte sie und küßte sie auf den Mund! Sie hatte mich nur auf die Wangen geküßt.

Die Frauen kreischten vor Begeisterung und klatschten in die Hände. Anders Mademoiselle Maret! Knallrot im Gesicht, befreite sie sich aus meiner Umarmung und wußte vor Verlegenheit nicht, was sie sagen sollte: "Denis, du bist... nein... also du bist... du bist ein mutiger Junge, Denis!"

Die Frauen kreischten: "Mutig ist er schon! Ha-ha..."

Da hatte Mademoiselle Maret ihre Fassung wiedererlangt: "Es war mutig von dir, Denis. Das mit den Erdschollen! Aber Steine darfst du nicht werfen. Du könntest ihn am Kopf treffen und das könnte böse Folgen für dich haben. Aber du hast tapfer gekämpft – sie machte keine nähere Bezeichnung der Personen – und das freut mich. Setz dich jetzt zu den Damen, sie würden gern mit dir sprechen."

Dem kam Félix zuvor: "Grüß dich, Denis. Komm schnell in die Küche!" und er zog mich am Arm mit sich. In der Küche übergab ich Félix das *billet doux* von Charline und kehrte zurück in den Salon, wo die Frauen schon ungeduldig auf mich warteten. Noch nie waren sie alle so lieb zu mir wie jetzt, da sie etwas von mir erfahren wollten. Ich wollte Yvonne jedoch nicht denunzieren, deshalb sagte ich nur: "Es hat Ärger gegeben, weil Michou so neugierig war. Als ich mich eingemischt habe, kam es zum Streit mit dem Bäcker. Yvonne wollte ihm helfen, aber hat es sich im letzten Augenblick anders überlegt."

Die Frauen wollten Einzelheiten wissen. Warum der Streit ausgebrochen war? Was Michou gemacht hatte? Was Yvonne in der Bäckerei wollte? usw. usw. Als ich zu Mademoiselle

Maret hinüberschaute, sah ich, wie sie die Stirn runzelte, um mir zu bedeuten, ich solle nichts sagen. Deshalb wich ich geschickt allen neugierigen Fragen aus.

Nachdem die Frauen gegangen waren, ließ Mademoiselle Maret mich neben Félix am Küchentisch Platz nehmen. Dann stellte sie sich hinter meinen Stuhl und drückte mich an ihre Brust: "Es war fein von dir, Denis, wie du gesprochen hast. Aber jetzt erzähl, was wirklich geschehen ist. Mir kannst du alles erzählen. Du weißt, daß ich niemandem ein Wort davon sagen werde."

Da sie hinter mir war, mußte ich beim Erzählen den Kopf verdrehen, um sie sehen zu können. Damit mir der Hals nicht weh tat, stützte sie mich mit ihrer linken Hand an der linken Kinnbacke und neigte sich so über mich, daß mein rechtes Ohr ihren Busen berührte.

"Der Bäcker", sagte ich unbekümmert, "war gerade dabei, Yvonne am Backtrog mit der Hand zu befriedigen..." Da entschlüpfte ihr ein Zischlaut, der mich unterbrach. Sie wandte sich an Félix: "Sei so lieb und geh eine Weile ins Schlafzimmer."

Félix widersprach: "Nein, Maman! Ich will es auch hören. Ich bin doch kein kleines Kind mehr. Ich weiß längst, was es mit der Liebe zwischen Mann und Frau auf sich hat."

Mademoiselle Maret gab ihrem Sohn nach: "Erzähl weiter, Denis. Du hättest ihm bei der ersten Gelegenheit sowieso alles erzählt."

Ich fuhr fort: "Michou war neugierig. Als sie Yvonne hat stöhnen hören, kam sie ans Fenster und hat von dort zugeschaut.

Als ich von "Stöhnen" sprach, errötete Mademoiselle Maret und ihre Augen wurden dunkler, sie unterbrach mich jedoch nicht, bis ich zuende erzählt hatte.

Nun küßte sie mich wieder auf meine rechte Wange, während sie mit der Linken meinen Kopf fester gegen ihre Brust drückte, so daß ich vor Glück zu vergehen glaubte. Dann sagte sie: "Es war sehr lieb von dir, Denis, Michou zu helfen."

Als ich mich später verabschiedete, reichte mir Mademoiselle Maret nur ihre Hand, die ich wie gewöhnlich küßte. Félix ging mit mir hinaus und sagte: "Komm morgen wieder. Maman hat es gern, wenn du zu uns kommst. Also eine 'Gute Nacht' auch für Charline, wenn du ihr meinen Brief gibst. Bis Morgen, tschüß."

Das konnte meine Enttäuschung nicht lindern. Auch wenn die Männer Mademoiselle Maret "die heilige Jungfrau" nannten, so hätte sie mir doch einen Abschiedskuß geben können.

56. Überrascht.

Ich wußte nicht, was ich von den Versprechungen halten sollte, die mir Madame Voyer am ersten Sonntag gemacht hatte, als sie mich überredete, ihren Brotwagen zu putzen. Denn gleich darauf hatte sie mich von sich gestoßen und seitdem nicht mehr berührt. Sie war mir böse wegen irgendetwas – und ich hatte keine Ahnung, warum. Sie schlug mich nie, aber sprach zu mir in einem brüskten Ton, der mir Angst einflöste.

Ich machte mir auch an den nächsten Sonntagen viel Mühe, ihren Brotwagen zu putzen, in der Hoffnung, sie würde wieder ein Wort des Lobes fallen lassen. Ich hätte sie bei dieser Gelegenheit erneut darum gebeten, nach Lesboeufs fahren zu dürfen.

Alles vergeblich! Sie inspizierte den Brotwagen, sagte jedoch kein Wort.

Ich konnte kaum erwarten, Geneviève wiederzusehen, und glaubte wahnsinnig zu werden, wenn ich noch länger warten mußte. Schließlich war mir alles egal. Ich überwand meine Furcht und bat Madame Voyer, mich am kommenden Sonntag nach Lesboeufs fahren zu lassen. Sie erwiderte barsch: "Nein! Du wirst nicht hinfahren, solange wir keinen Brief deiner Eltern erhalten."

Ich weiß nicht, woher ich den Mut fand, der kolossalen Herkulesfrau zu erwidern: "Wenn ich am nächsten Sonntag nicht fahren darf, dann werde ich überhaupt nicht mehr arbeiten!"

Madame Voyer runzelte die Stirn und starrte mich an, als ob sie sich jeden Augenblick auf mich stürzen wollte, so daß ich einen Schritt zurückwich. Dann fragte sie: "Was hast du gesagt? Du willst nicht mehr arbeiten?"

Das war gerade zu der Zeit, als es bei der Getreideernte die meiste Arbeit gab. Mutig erwiderte ich: "Nein! Ich werde nicht mehr arbeiten, wenn ich nicht nach Lesboeufs darf." Offenbar imponierte ihr meine Entschlossenheit, denn sie erwiderte: "Das liegt nicht hier an uns, sondern an deinen Eltern! Weil wir bis jetzt vergeblich auf einen Brief deiner Mutter gewartet haben, werde ich morgen selber an deine Mutter schreiben. Sobald ich Antwort habe, werde ich dir sagen, ob du fahren darfst. Jetzt geh an die Arbeit!"

Noch am selben Abend sprach ich mit Charline und bat sie, ein Auge offenzuhalten, ob ihre Mutter den Brief schreiben würde. Tags darauf zeigte mir Charline das Kuvert, das sie zum Briefkasten tragen sollte. Damit hatte ich die Gewißheit, daß der Brief abgeschickt worden war.

Ebenso vergeblich wie zuvor das Warten auf einen Brief war jetzt das Warten auf eine Antwort. Es machte mich derart fertig, daß ich Madame Voyer nochmals bat, mich fahren zu lassen, da die Eltern vielleicht nicht schreiben könnten. Madame Voyer wies mich wieder höchst unfreundlich: "Du wirst Boisleux nicht verlassen, bevor wir von deinen Eltern nicht dazu ermächtigt sind. Sie haben uns deine Erziehung übergeben, und wir sind jetzt für dich verantwortlich. Wenn sie nicht schreiben können, dann gibt's genügend Leute, von denen sie sich einen Brief schreiben lassen können. Jetzt geh und belästige mich nie wieder damit!" Ich wollte Mademoiselle Maret bitten, mir für einen Sonntag ihr Fahrrad zu leihen, fand aber nicht den Mut dazu. Ich grübelte darüber nach, ob ich zu Fuß gehen solle, als der 4. Oktober 1942 kam.

Clovis hatte mir aufgetragen, an diesem Abend – wieder ein Sonntag – die Pferde zu tränken und ihnen Futter zu geben, da er zum Abendessen nicht zurückkommen werde. Ich hätte mich dem widersetzen können, aber willigte der Tiere wegen ein. Nachdem ich mit dem Melken fertig war, begab ich mich in den Pferdestall, tränkte die Pferde und Ochsen, gab ihnen Futter und schloß ab. Vor dem Abendessen wollte ich noch das stille Örtchen aufsuchen, da ich vorhatte, nachher zu Mademoiselle Maret zu gehen. Statt mich auf dem gewöhnlichen Weg zum Abort zu begeben, benützte ich, vom Pferdestall kommend, den hinteren Pfad. Da ich niemanden in diesem Verschlag erwartete, riß ich die Tür auf und trat ein: um vor Schreck zu erstarren: Madame Voyer hockte auf der Sitzfläche – statt drauf zu sitzen – und hatte ihre rechte Hand am Burgtor!

Aphrodite mit blitzenden Augen – auf dem Abort.

Ich wich zurück und lief hinüber in den Kuhstall. Doch da war die gewaltige Frau schon hinter mir und rief mich mit leiser Stimme: "Denis! Denis!"

Ich war vor panischer Furcht ergriffen – ich erinnerte mich noch zu gut, wie sie mich an dieser Stelle gegen die Wand gestoßen hatte, und wollte nur von ihr fortkommen. Sie hatte aber die Vordertür des Kuhstalls verriegelt, damit niemand vom Haus her zum Abort gelangen konnte. Bevor ich die Riegel wegschieben konnte, hatte sie mich schon erwischt und hielt mich mit einem Griff ihrer mächtigen Hände fest, so daß ich bat: "Bitte, Madame, lassen Sie mich los! Ich muß zum Abendessen gehen..."

Sie hielt mir die Hand auf den Mund und sagte leise: "Sei jetzt ruhig! Damit niemand etwas hört," Sie blickte mich eine Weile forschend an und sagte dann: "Wenn du stillhältst und machst, was ich dir sage, dann werde ich nochmal an deine Mutter schreiben. Sollte ich in vierzehn Tagen keine Antwort erhalten, dann wirst du auch so hinfahren können. Willst du?" Nun sah ich meine Chance und war bereit, alles für sie zu tun: "Ich verspreche, daß ich niemanden etwas sagen werde. Ich werde alles tun, was Sie wünschen."

Sie nahm vom Kuhstall den größten der beiden Hocker und ging vor mir in den Kalbstall. Dort stieg sie auf den Hocker, denn sie an die Bretterwand zum Abort gestellt hatte, um ihren Po gegen die Bretter zu stützen. Dann raffte sie Rock und Unterhemd hoch und bot mir ihr Burgtor: "Komm jetzt!"

Da ich glaubte, ich solle bei ihr Minette machen, sagte ich: "So kann ich mit der Zunge nicht hinkommen. Sie müßten sich irgendwo hinlegen."

Nun griff die Dame mit der Linken nach meinem Schopf und fragte: "Was sagst du da? Hast du so etwas schon gemacht?"

Ich war verwirrt, weil ich nicht wußte, was sie von mir wollte, erwiderte jedoch: "Ja, in der Normandie habe ich es bei einer Frau machen müssen."

Madame Voyer war erstaunt: "Daß ich das nicht eher gewußt habe! Jetzt geht's aber auch so. Du brauchst jetzt nur mit der Hand zu massieren, wie ich es dir zeigen werde. Gib mir deine rechte Hand her..."

Noch während ich sie massierte, ärgerte ich mich, mein Geheimnis verraten zu haben – sonst wäre sie mit der Hand allein zufrieden gewesen. Obwohl ich gestehen muß, daß mich die Neugier antrieb, bei einer so kolossal gebauten Frau alles genau zu sehen. Wenn es nicht schon die Gier war! Denn nachdem ich von der Quelle gekostet hatte, trieb mich das Verlangen um – wie das Nikotin den Kettenraucher. Außerdem, so hoffte ich, hätte ich auf diesem Weg vielleicht Zugang zu ihrer gewaltigen Brust, die ich seit ihrem Gefecht mit dem Pelzscheich so sehr begehrte!

Was das eine gewaltige Frau! Sie flößte mir direkt Ehrfurcht ein, so gewaltig schoß der seidige Strom aus ihrem Burgtor. Dabei wand sich ihr schöner Körper in der Extase. Mit der linken Hand drückte sie mich an sich, so daß mein Gesicht gegen ihre Brust gedrückt war. Nur schade, daß ihr Busen nicht entblößt war.

Die Dame gab ihre Hockstellung auf: "Du bist sehr lieb, Denis! Das ist unser Geheimnis. Ich weiß, daß du schweigen kannst, sonst hätte ich dich nicht zu mir genommen. Aber damit niemandem etwas auffällt, mußt du weiterhin so arbeiten wie jetzt und dich mir gegenüber genauso wie bisher verhalten. Wenn du morgen Abend mit der Arbeit fertig bist, tränke die Kälber ganz zuletzt und stell zu dem Eimer Magermilch auch einen Eimer mit warmem Wasser. Ich werde dann zu dir kommen."

Sie küßte mich auf den Mund: "Jetzt bleib noch eine Weile und geh dann ins Haus."

Nachdem sie fort war, glaubte ich geträumt zu haben, so sehr war ich von allem überwältigt! Ich wunderte mich auch darüber, wie raffiniert die große Dame war: sie hatte sich für ihre Sitzung die Zeit ausgesucht, zu der der Pelzscheich aufs Abendessen wartete und nichts ihn aus dem Haus locken konnte.

Während des Essens ließ sich Madame Voyer nicht das Geringste anmerken. Als ich nachher aufstand, rief Michou: "Denis!" Ich schaute hin, obwohl ich genau wußte, was sie tun würde: sie zeigte mir die Zunge, so weit sie sie ausstrecken konnte. Madame Voyer, die vorher nie etwas dazu gesagt hatte, schalt diesmal ihre Tochter: "Michou! Du sollst nicht deine Zunge zeigen. Damit zeigst du nur, wie ungezogen du bist."

Michou starrte ihre Mutter ungläubig an. Auch ich war verblüfft! Nicht deshalb, weil sie ihre Tochter schalt, sondern wegen des weichen mütterlichen Untertons, den ich noch nie in ihrer Stimme gehört hatte. Ihr unerwartetes Erlebnis hatte sie zart gestimmt.

Am nächsten Morgen, noch vor der Schule, winkte mich Charline herbei. Als ich zu ihr kam, machte sie die Schultasche auf und zeigte mir einen Brief, der an "Monsieur et Madame Franck Pécic" adressiert war.

"Ich werde ihn unterwegs einwerfen", rief sie und lief davon. Es war Oktober geworden, Charline besuchte wieder die Schule und hatte es eilig, vor Schulbeginn ihren Félix zu sehen.

Ich freute mich sehr, daß die große Dame so schnell den Brief geschrieben hatte, konnte daran aber auch erkennen, wie erpicht sie auf meine Massage war. Ich konnte deswegen kaum den Abend erwarten: nicht allein wegen der Dame, sondern weil mich jede Begegnung mit ihr meiner geliebten Geneviève näherbrachte.

Als ich an diesem Montagabend die Maschine für die Entsaftung der Milch drehte, wußte Madame Voyer, daß ich bald zu den Kälbern gehen werde, um sie zu tränken. Die Maschine stand in der Veranda und war weit zu hören, da die schnell rotierenden Teile stark summten. Die zwei Eimer Magermilch schüttete ich den Kälbern in den Trog, um danach warmes Wasser aus dem Kessel in der Bäckerei zu holen – zu dieser Zeit befand sich keine Seele in diesen umliegenden Räumen. In diesem Augenblick hörte ich sie nach hinten kommen. Sie bestieg den Hocker, ohne mich geküßt und umarmt zu haben.

"Du hättest deine Hand in die Milch tauchen sollen, bevor du sie den Kälbern gibst. Jetzt tauch sie in das warme Wasser und massiere dann, wie gestern."

Ich tat wie sie wünschte, obwohl mir die Enttäuschung jeden Antrieb raubte: ich sehnte mich nach ihrer "Mutterbrust" – sie aber gab mir nur den "Mutterschoß"!

Auch gab es bei der Massage eine Komplikation. Sie stemmte ihre Beine so fest gegen meinen Arm, daß ich ihn nicht mehr bewegen konnte. Deshalb sagte sie leise: "Mit dem Hocker ist es nichts! Ich hindere dich im entscheidenden Augenblick. Stehend und von hinten wird es besser gehn. Wir wollen es mal probieren." Und sie wandte sich um, während sie gleichzeitig Rock und Unterhemd über ihren Rücken hinauffraßte. Gebückt und mit ausgebreiteten Beinen stützte sie sich auf den Schemel.

Ich war bestürzt! Denn ihr mächtiger Podex mit den sehnigen Schenkeln kam mir wie das Hinterteil einer Stute vor – und ich selber wie ein kleiner Hengst, der in Ermangelung eines riesigen Glieds seinen Arm als Ersatz benützen mußte. Diese Prozedur kam mir wie eine frevelhafte Entweihung der Frauenwürde vor. Jedoch konnte sich die Dame auf diese Weise mit gestrafften Schenkeln aufbäumen und ihre Extase voll genießen. Die orgiastische Entladung war so gewaltig, daß ich sie stöhnen hörte, während meine Hand sich sanft wie in Butter bewegte.

Die Kälber ihrerseits waren wenig überrascht. Wir interessierten sie weniger als der Eimer mit warmem Wasser. Sie tauchten ihre Schnauze hinein, um sie enttäuscht wieder herauszuziehen. Deshalb blickten sie gleichgültig zu, als ich ihnen den Eimer wegnahm, um die gewaltige Dame abzuwaschen.

Dabei bekam sie nochmals Lust: "Sei so lieb, Denis, und massiere mich noch einmal innen! Übrigens habe ich an deine Mutter geschrieben, daß, wenn keine Nachricht bis übernächsten Sonntag kommt, du nach Lesboeufs fahren wirst. Du wirst in jedem Fall hinfahren!"

Bevor ich die Massage wieder aufnahm, fragte ich: "Wie ist es mit dem Fahrrad? Wird Ihr Mann es mir ausleihen?"

Madame Voyer antwortete: "Du bekommst das Fahrrad. Ich werde dafür sorgen! Und es wäre sehr lieb von dir, wenn du jetzt noch mit deiner linken Hand meinen Bauch streicheln würdest. Ja, so! Drück ein klein wenig mehr, damit es nicht so kitzelt. Jetzt ist es wunderbar! Ja, wunderbar!..."

Nachdem auch die zweite Runde fertig war und ich sie abgewaschen und abgetrocknet hatte, schloß sie mich sanftmütterlich in ihre kräftigen Arme. Diese gewaltige Frau, die alle fürchteten, war eine sanfte, liebe und süße Mutter! Ich konnte es kaum fassen, so verändert war sie! Sie sprach mit einer so sanften Stimme zu mir, daß mein Verlangen nach ihrer Brust unwiderstehlich wurde und ich meinen Kopf fest an sie schmiegte.

Sie küßte mich auf Nase und Mund und sagte: "Morgen früh, bevor du das Pferd – den Duc – an den Brotwagen spannst, kommst auf die Mansarde, ich werde dort auf dich warten."

Ich war damit nicht einverstanden: "Bitte, Madame, nicht in der Mansarde! Tante Mathilde würde vom Küchenfenster aus sehen, wie ich zu Ihnen hinaufgehe. Aber wenn Sie durch den Kuhstall in den Pferdestall gehen, wird man Sie höchstens im Abort vermuten. Auch mich wird niemand vermissen, da ich den Kuhstall ausmisten muß, bevor ich den Duc saddle. Ich werde hinten, wo im Pferdestall die Strohballen sind, alles zurecht machen. Ist Ihnen das recht?"

Madame Voyer fuhr mir liebkosend über mein Haar und sagte: "Das hast du dir klug ausgedacht, Denis. Nachdem Clovis morgen mit den Zugpferden weg ist, nimmst du meine Decke aus dem Brotwagen und bringst sie in den Pferdestall. Ich werde rechtzeitig kommen. Hier hast du 10 Francs. Von nun an bekommst du von mir jeden Sonntag 10 Francs. Niemand darf jedoch etwas erfahren! Nicht von der wilden Liebe und auch nicht von dem Geld. Geh jetzt du als erster zu Tisch – ich werde nachkommen." Und sie küßte mich wieder, bevor sie mich gehen ließ, nicht ohne mich an den vergessenen Eimer erinnert zu haben.

Als mich der Pelzscheich am nächsten Tag gegen 4 Uhr weckte – er klopfte heftig mit einem Stock gegen die Holztreppe – , sprang ich sofort aus dem Bett, obwohl ich gewöhnlich unausgeschlafen war und noch eine Weile liegen blieb, um schnell hinunterzulaufen, mir mein Gesicht zu waschen und das Haar zu kämmen. Und schon war ich in der Bäckerei. Ohne daß ich mir dessen bewußt war, befand ich mich in einer starken inneren Erregung. Bis 6 Uhr arbeitete ich ruhig in der Bäckerei. Als ich dann die Kühe melken ging, arbeitete ich so schnell wie nie zuvor und hatte in der selben Zeit, die ich gewöhnlich für das Melken brauchte, diesmal auch noch den Kuhstall entmistet.

Kaum war Clovis mit den beiden Zugpferden und Ackergerät aufs Feld gefahren, als ich in den Pferdestall eilte und dort die Strohballen zurechtschob. Vorne baute ich einen Ballen auf, damit man uns in keinem Fall entdecken könnte. Dann hob ich hinten – damit auch die Neugier meiner Augen befriedigt werde – zwei Strohballen heraus und rückte andere davor, so daß ich dazwischen stehen konnte (im Liegen würde ich Schmerzen im Genick bekommen) und stampfte noch etwas Stroh nach unten, damit mein Kopf in der richtigen Höhe war. Ich legte auch die Decke vom Brotwagen bereit, damit ich sie nur noch auszubreiten hätte.

All diese Vorbereitungen machte ich in einem Fieber der Erwartung, das für mich neu war. Zwei Jahre waren vergangen, seit Madame Penon in Fontenay-le-Pesnel mich dazu gezwungen hatte, sie mit der Zunge zu befriedigen. Ich tat es damals unter Zwang – doch hatte Geschmack daran gefunden. Aus dem damaligen Erlebnis erwuchs eine Leidenschaft, die mir jetzt erst bewußt wurde. Ich glich einem Hungrigen, der zwei Jahre von Brot und Wasser gelebt hat. Dazu kam die unbändige Neugier! Denn eine so große und kräftige Frau war eine Seltenheit. Ich brannte darauf, ihr Geschlecht zu sehen – denn was ich mit der Hand erfüllt hatte, konnte mich nicht befriedigen. Auch war ich keine dreizehn Jahre mehr alt, sondern fünfzehn.

Als ich zum ersten Frühstück kam und Michou begrüßte, streckte sie mir die Zunge in voller Länge raus! Ihr Haß gegen mich war noch leidenschaftlicher als vor meinem Wurf mit der Blumenvase. Daß ihre Mutter sie wegen des Zungebleckens gescholten hatte, machte die Sache noch schlimmer! Das sonderbarste war aber, daß ich sie trotzdem sehr lieb hatte – besonders in diesem Augenblick! Allein der Gedanke, daß ich bald denselben Schoß küssen würde, aus dem sie geboren wurde, entfachte meine Leidenschaft!

Der Pelzscheich fraß wie ein Schwein neben mir. Charline träumte ihrem geliebten Félix nach. Kam noch Madame Voyer hinzu, die meinen Gruß mit einem Blick erwiderte, den ich zu deuten wußte. In diesem Augenblick wurde mir bewußt, daß ich den Pelzscheich zum Hahnrei machte. Dieser Gedanke besaß für mich einen zusätzlichen Reiz! Denn die beste

Rache an einem Schuft ist doch die, ihm seine Frau abspenstig zu machen! Ich aß nicht viel und erhob mich frühzeitig vom Tisch, da ich noch die Kühe auf die Wiese treiben mußte. Kaum hatten sich Charline und Michou auf den Weg zur Schule gemacht, als die große Dame herbeikam – das war früher als ich erwarten konnte. Ich sagte zu Maurice: "Ich muß jetzt den Kuhstall ausmisten. Dann werd ich den Brotwagen anspannen und beladen. Das Brot auf dem Ständer ist schon gebürstet" – und eilte fort.

Die Dame war noch kaum im Pferdestall angelangt, als ich sie auch schon einholte. Diesmal umarmte sie mich und gab mir einen dicken Kuß auf den Mund. Sie hielt mich noch in ihren Armen, als sie fragte: "Sag mir zuerst, wo du das mit der Zunge gelernt hast? Ich habe oft davon gehört aber noch nie hat es einer bei mir probiert. Wie war das?"

Ich erzählte ihr: "Ich war damals dreizehn. Die Frau, in deren Familie ich untergekommen war, wußte, daß ich sie beobachtet hatte, während sie sich vom Knecht Minette machen ließ. Später hat sie mich gezwungen, es auch zu tun. Und so habe ich es von ihr gelernt."

Die große Dame war zufrieden: "Dann kann ich mich ganz auf dich verlassen! Wo ist dein Versteck?"

Nun führte ich sie zu dem Platz zwischen den Strohbällen hinauf. Da sie groß und sehnig war, konnte sie noch besser hinaufklettern als ich. Damit waren wir für den Pelzscheich völlig unerreichbar. Ich breitete die Decke aus und bat sie: "Wollen Sie sich vielleicht so hinlegen, daß Sie sich mit den Füßen auf den Strohbällen hinter mir stützen können, Madame." Und ich schwang mich in die schmale Versenkung hinunter.

Die Dame verstand auch gleich, was ich gemeint hatte, denn sie sagte nichts mehr, sondern legte sich hin. Sie mußte noch weiter zu mir her rücken, so daß ich Rockschoß und Hemd auf ihren Bauch zurückschieben konnte. Nun bot sich ihr dichter Pelz meinen Augen dar. Er war um eine Nuance heller als ihr blondes Kopfhhaar. Erst öffnete sich der Spalt im Pelz, dann das Burgtor. Bevor ich die Zunge ansetzte, breitete ich mit den Fingern ihre Schamlippen auseinander, um alles besser sehen zu können. Das dauerte nur Sekunden – aber war ein großes Erlebnis! Die Öffnung zwischen den Schamlippen war so groß, daß ich mich mit offenem Mund richtig festsaugen konnte, was die Arbeit der Zunge sehr erleichterte. Die Entladung war um so gewaltiger. Wie manche Leute ein rohes Hühnerei austrinken, trank ich aus ihrem Schoß!

Danach schloß sie mich ganz zärtlich in ihre Arme und küßte mich, während sie mit einer sanften weiblichen Stimme sagte: "Daß du so lieb sein kannst, Denis, hätte ich nie für möglich gehalten! Hast du vielleicht auch einen Wunsch, den ich dir erfüllen könnte? Sag es mir! Ich kenne mich bei solchen Dingen nicht aus."

Ich hatte einen Wunsch und nunmehr auch den Mut, ihn auszusprechen: "Lassen Sie mich bitte Ihre Brust liebkosen und meinen Kopf dran drücken. Es fühlt sich so schön an und erinnert mich an meine Mutter." Und weil sie mich überrascht anschaute, fügte ich hinzu: "Sie werden sehen, wie gut sich das auch für Sie anfühlt."

Die große Dame nahm meinen Kopf sanft in beiden Händen und drückte mein Gesicht ganz zärtlich an ihren Busen, ohne jedoch ihre Brust frei zu machen: "Ich werde dir gern meine Brust anvertrauen, weil du mich so zärtlich geliebt hast. Doch nicht jetzt, weil es sonst zuviel auf einmal wird. Es darf nichts auffallen. Sobald ich von meiner ersten Rundfahrt zurück sein werde, schenke ich dir meine Brust. Einverstanden, du kleiner Schwerenöter?" und sie hob mich mit ihren kräftigen Armen in die Höhe, als ob ich ein kleines Kind wäre.

Als sie mich absetzte, war sie wieder die Herrin. Dennoch war ihre Stimme mütterlich sanft, als sie sagte: "Sobald du den Duc angespannt hast, komm schnell in die Küche. Wenn Mathilde nicht da ist, bekommst du ein Glas Wein von mir. Dann helf ich dir auch, das Brot aufzuladen. Jetzt los!"

Ich schaute ihr nach, wie sie sich auf leichten Füßen entfernte. Ich freute mich wirklich sehr – und war zugleich wie benommen von dem gerade Erlebten und dem Ausmaß meiner eigenen Gier. Die Decke faltete ich zusammen und warf sie dem Pferd über den Rücken, damit nichts auffiele, wenn ich ihn am Fenster der Bäckerei vorbeiführte. Eine Decke in der Hand hätte auffallen können.

Tante Mathilde war nicht in der Küche, als ich dort ankam. Die Dame schenkte sich selbst und mir ein Glas Wein ein und stieß auf mein Wohl an! Sie schaute mich mit ganz anderen Augen an als früher – sie strahlten voll Güte und Zärtlichkeit.

Die Herrin muß sich beim Brotaustragen beeilt haben, denn sie kam früher als sonst zurück. Yvonne, die an diesem Morgen sehr spät kam und sich lang herumdrückte, um einen guten Handel zu machen, kam nicht auf ihre Rechnung! Die Nummer mit dem Pelzscheich hatte erst begonnen, als der Brotwagen schon in den Hof rollte. Beide waren schnell auseinander. Der Pelzscheich starrte verblüfft seiner Geliebten nach, wie sie zwei Brote in die Tasche steckte und davonlief! Sein gedunsenes Gesicht wurde grau vor Wut und als seine Frau im Vorraum erschien, platzte er los: "Was zum Teufel treibst *du* schon hier?"

Die Herrin erwiderte vielwissend: "Wasch dir deine dreckige Pfote! Ich hab deine Hure soeben weglaufen sehen!"

Man konnte tatsächlich an seinen Händen feststellen, was er getrieben hatte. Während die Linke voll Mehl und Teig war, glänzten Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand. Der Pelzscheich sah es, wurde deshalb jedoch nicht verlegen: "Bist du etwa eifersüchtig, daß du mir nachspionierst? Du weißt es. Es liegt nur an dir!"

Die Herrin spuckte aus: "Pfui! Du kannst deine Pfote hinstecken wo du willst! Ich bin nicht scharf darauf!" Worauf sie sich abwandte und dem Haus zuschritt.

Der Pelzscheich starrte ihr verdutzt nach. Als sie im Haus war, fauchte er ihr nach: "Verfluchtes Weib! Wenn du glaubst, daß ich die Hand in deine Futt stecken würde, irrst du dich gewaltig!..."

Ich beeilte mich, den Duc abzuspannen und in den Stall zu führen. Wenige Minuten später kam die Herrin herbei - sie hatte ihr Kleid gegen einen braunen Rock und eine weiße Bluse getauscht. Ich nahm die Decke und eilte damit in den Stall. Die Dame war im Nu bei mir. Auch sie konnte es auch kaum erwarten!

Sie gab mir einen Kuß und eine Tafel Schokolade. Als ich ihr die Bluse aufknöpfen wollte, merkte ich, daß ich mir in der Eile gar nicht die Hände gewaschen hatte. Ich lief zur Tränke, wusch mir die Hände und eilte zurück zur Dame. Sie hatte inzwischen die Bluse geöffnet und eine Pracht bot meinen Augen dar, wie ich sie nie wieder gesehen habe. Ich mußte mich beherrschen, um mich nicht wie ein Besessener darauf loszustürzen. Während ich zu ihrer Seite niederkniete, faßte ich die gewaltigen Brüste sanft von außen an, schob sie zusammen und begrub mein Gesicht inmitten dieser dieser Fülle. Ich glaubte vor Glück zu vergehen! Dann küßte ich ihre Brüste, strich vorsichtig mit beiden Händen bis zu den Brustwarzen herauf und liebte sie mit der Zunge. Weil die Brüste zu groß waren, versuchte ich, Milch daraus zu saugen, aber es kam keine.

Meine Liebkosungen müssen der Herrin gefallen haben, denn plötzlich sagte sie: "Warte, ich werde mir den Rock ausziehen, dann kannst mich über und über küssen." Ich half ihr dabei. Nun war sie völlig nackt – mit Ausnahme der Socken. Ich war überwältigt vor Bewunderung und Ehrfurcht vor dem gewaltigen und schönen Körper dieser Aphrodite, deren Leidenschaften gestillt werden wollten.

Ich kannte bald die Wünsche der Herrin und wußte sie in jeder Beziehung zu erfüllen. Nur der Geschlechtsverkehr war ausgeschlossen. Als Ersatz führte ich Massagen außen und innen aus, die zur Auflockerung durch Minette ersetzt wurden.

Manchmal erschrak ich bei dem Gedanken, Geneviève damit untreu geworden zu sein. Wie wäre es umgekehrt, wenn sie einen Mann in der Weise befriedigt hätte, wie ich es bei Madame Voyer tat? Bei dieser Vorstellung wurde mir übel! Dann rechtfertigte ich mich durch die Überlegung, daß ich es tun müsse, um Geneviève bald wieder zu sehen. Sie selbst würde nie in eine solche Zwangssituation geraten: sie hatte ja Vater und Mutter. Es beruhigte mein Gewissen, daß Geneviève nie etwas von meiner Beziehung zur Herrin erfahren würde – ich war fest entschlossen, mein Geheimnis zu wahren.

Niemandem fiel auf, daß sich die Herrin täglich mit mir zusammenfand. Charline war bis in die Knochen in Félix verliebt und hatte nur noch ihn im Kopf. Sie konzentrierte sich nicht einmal mehr auf die Rechenaufgaben, die ich für sie machte und ihr anschließend erklärte. Michou blieb bei ihrer Ablehnung mir gegenüber, wobei sie zu dem Üblichen ein Novum erfand: wenn es niemand sehen konnte, hob sie den Saum ihres Kleides hoch und zeigte mir ihren Hintern! Maurice hatte wieder irgendwo in weiter Ferne ein williges Opfer gefunden, nachdem ihn sogar die blöde Cathrine hinausgeschmissen hatte – und kümmerte sich weder um die Arbeit noch um seine Umgebung. Clovis verschwand nach dem Abendessen, um erst am Morgen wieder aufzutauchen. Der Pelzscheich hatte noch nicht herausgefunden, wo er die Nächte verbrachte. Sicher dachte er nicht daran, daß sich seine Mätresse mit diesem Säufer abgeben könnte. Tante Mathilde war ein gutmütiges Trampeltier und froh, wenn sie ihre vier Zentner nicht einen Schritt weiterschleppen mußte als erforderlich – außerdem konnte sie, aus mir unbekannten Gründen, die Herrin nicht leiden und war immer darauf bedacht, ihr aus dem Weg zu gehen.

Es gab aber auch die unvermeidlichen Nebenauswirkungen der wilden Beziehung zwischen der Herrin und mir. Den Anfang machte ein heftiger Streit zwischen Yvonne und dem Pelzscheich, der ihr für die unterbrochene Runde nichts geben wollte: "Du hast dir schon zwei Brote genommen, das genügt!"

Yvonne konterte: "Du bist dran schuld! Denn würdest du nicht dauernd wegen deines dreckigen Geldes jammern, wären wir schon längst fertig gewesen! Wenn du mir nicht für den Ausfall zahlst, geh ich und du siehst mich nie wieder!"

Diese Platte zog immer: "Ist schon gut, du kriegst auch dein Geld für gestern! Du verlangst aber zuviel! Ich habe kein Geld mehr bei mir. Da die Alte gesehen hat, daß du bei mir warst, hat sie heute den Schlüssel zur Kasse mitgenommen. Ich muß erst wieder zu Geld kommen."

Yvonne erwiderte wütend: "Pfui! Was für ein mieser Pantoffelheld du doch bist! Ich glaube, wenn sie dir auf den Kopf scheißen würde, würdest du ihr dafür auch noch den Arsch lecken! Doch das ist mir egal! Ich bekomme mein Geld, oder ich gehe."

Schließlich machte sie doch die Beine breit – auf Kredit!

Auf das letzte Schreiben von Madame Voyer kam diesmal Antwort aus Lesboeufs. Es war Mutter Pécic, die Monsieur Voyer kurz mitteilte, sie habe nichts dagegen, wenn ich an einem Sonntag zu Besuch nach Lesboeufs fahren würde. Er solle selber darüber entscheiden.

Die Herrin gab mir den Brief zum Lesen. Da Geneviève mit keinem Wort erwähnt wurde, wollte sie von mir wissen, was damals tatsächlich geschehen war. Ich erzählte ihr von meiner Liebe zu Geneviève und von unserer ersten und einzigen Begegnung. Die Dame drückte meinen Kopf an ihre Brust und sagte: "Das war doch keine Vergewaltigung! Warum hast du das nicht gesagt, als ich es dir vorgehalten habe?"

"Ich war viel zu empört über diese Verleumdung."

Die Herrin: "Wenn du mir ein Wort gesagt hättest, wäre schon längst alles anders. Ich von Anfang an mehr Vertrauen zu dir gehabt. Doch Schwamm darüber! Du wirst am nächsten Sonntag nach Lesboeufs fahren und deine Geneviève sehen. Jetzt kannst du mir dafür danken," und sie öffnete mir ihren Schoß...

Am Samstagabend wurde meine Fahrt noch in Frage gestellt – es gab deswegen einen heftigen Streit zwischen der Herrin und dem Pelzscheich. Wir saßen beim Abendessen alle um dem Tisch, als der Pelzscheich das Wort erhob: "Jetzt ist Rübenzeit und er hat jeden Nachmittag auf dem Rübenfeld zu arbeiten! Alle anderen Arbeiten hat er am Sonntag zu verrichten. Erst wenn die Rüben geerntet sind, kann er fahren. So um Weihnachten herum."

Die Herrin erwiderte bestimmt: "Er hat schon den ganzen Sommer durchgearbeitet, obwohl er das Recht hat, alle fünf Monate seine Eltern zu besuchen. Und deshalb wird er morgen hinfahren!"

Der Pelzscheich erwiderte hitzig: "Ob er ein Recht hat und wann er fahren wird, geht dich einen Scheißdreck an! Ich bin für ihn verantwortlich. Und ich allein werde bestimmen, wann er hinfährt und wann nicht!" Gleich haute er wieder den Mund voll, um das Versäumte nachzuholen.

Zu aller Überraschung konterte die Herrin mit ungewöhnlicher Heftigkeit: "Da irrst du dich gewaltig! Denn nachdem du heimlich deiner Hure Schinken, Eier, Brot, Wein und Geld zwischen die Beine stopfst, hast du hier nichts mehr zu bestimmen."

Ich schaute zu Clovis, aber der verzog keine Miene, als ob es ihn gar nichts angehen würde, daß seine Yvonne als Hure beschimpft wurde. Auch den Pelzscheich schien der Vorwurf wenig zu stören: "Ich möchte doch sehen, wer hier die Hosen anhat! Wenn du glaubst, du könntest mir auf den Kopf scheißen, dann irrst du gewaltig! Und damit du Bescheid weißt: ich werde von nun an allein über mein Gut und Geld bestimmen! Noch heute will ich den Schlüssel für die Kasse haben!"

Er wiederholte damit die Worte von Yvonne.

Die Herrin brach in ein Gelächter aus, daß es eine Freude war, sie so lachen zu hören. Nur Clovis war das Gelächter unangenehm: er stand auf und ging. Noch unangenehmer war es dem Pelzscheich selbst, denn er peilte seine Frau unsicher aus seinen Sauaugen an und stopfte sich den Mund voll.

Nachdem sie sich ausgelacht hatte, sagte sie: "Ab jetzt bleibt die Kellertür in meiner Abwesenheit verschlossen, dann ist Schluß mit den Geschenken. Und wenn du Denis jetzt nicht den Fahrradschlüssel gibst, damit er schneller zum Haareschneiden kommt und morgen früh nach der Arbeit im Stall gleich aufbrechen kann, dann wirst du selber morgen und am Montag die ganze Arbeit machen!" Und zu mir gewendet fuhr sie fort: "Du kannst jetzt gehen, Denis. Am Dienstag bist du wieder zurück!"

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen: "Ich danke Ihnen sehr, Madame!" Und schon eilte ich zur Mansarde hinauf, um mich umzukleiden.

Ich hörte, wie mir der Pelzscheich nachrief: "Eh! Eh, Denis! Bleib hier! Bleib hier!" Dann kam er die Treppe hoch. Ich hatte schon Hemd und Schuhe ausgezogen, als er in die Mansarde trat: "Du gehst jetzt nicht! Hast du verstanden! Hier hast du den Schlüssel für das Fahrrad. Aber du darfst erst morgen fahren, wenn du mit der ganzen Arbeit fertig bist, und du mußt um 17 Uhr wieder zurück sein! Verstanden?"

Da er den Schlüssel immer noch in der Hand hielt, sagte ich: "Ja, ich werde um 17 Uhr zurück sein. Morgen werde ich früher aufstehen, um mit der Arbeit fertig zu werden."

Er reichte mir den Schlüssel und sagte: "Und merk dir ein für allemal: das Weibervolk hat hier nicht zu bestimmen!" Dann stapfte er wieder davon.

Charline kam angelaufen, als ich schon auf das Fahrrad steigen wollte – es war bereits dunkle Nacht. Sie hatte wieder einen Brief für Félix, und als sie mir ihn gab, fragte sie: "Wie hast du es fertiggebracht, meine Mutter herumzukriegen? Sie hat sich für mich und Michou noch nie so ins Zeug gelegt wie vorhin für dich. Aber jetzt fahr los und komm bald wieder, sonst wird es zu spät."

Tatsächlich kam ich nicht allzu spät zurück, da ich bald ins Bett wollte.

Mademoiselle Maret hatte sich sehr gefreut, daß ich endlich zu meiner Geneviève fahren konnte – und hatte mir vor Freude einen Kuß auf die Wange gegeben.

Charline jedoch machte Schwierigkeiten – sie wollte mich nicht schlafen gehen lassen, bevor ich nicht ihre Rechenaufgaben gemacht hätte. Sie hatte sich inzwischen auch angewöhnt, mich auf den Mund zu küssen – ich blieb dabei gefühlsmäßig kalt.

In dieser Nacht schlief ich sehr unruhig. Mehrfach schon hatte ich geträumt, auf dem Weg nach Lesboeufs zu sein: dann tauchten unterwegs unüberwindbare Hindernisse auf. Diesmal fuhr ich in einem Zug. Nach einer Brücke über einen großen Strom erblickte ich Geneviève allein auf einer grünen Wiese, von der aus sie mir zuwinkte. Der Zug war in voller Fahrt, trotzdem sprang ich aus dem Waggon, um zu ihr zu kommen. Aber als ich die Wiese erreichte, war Geneviève verschwunden. Ich rief ihren Namen, sie antwortete mir nicht. Ich glaubte sie jenseits des Flusses und wollte hinüberschwimmen, konnte beim Schwimmen aber meine Glieder kaum bewegen. Ich schwamm und schwamm, ohne das andere Ufer zu erreichen, und war vor Erschöpfung am Ertrinken. Mit letzter Kraft versuchte ich mich aus den Strudeln zu befreien. Als ich schließlich doch das andere Ufer erreichte, wußte ich nicht mehr, wie weit mich der Strom fortgetragen hatte, und lief flußaufwärts. Ich lief und lief! Immer von der Befürchtung getrieben, ich könnte Geneviève nicht mehr erreichen. Am Ende brach ich erschöpft zusammen und wurde wach.

Von diesem Traum beunruhigt, sprang ich aus dem Bett und eilte zum Fenster. Draußen war dunkle Nacht. Ich lief in die Küche hinunter, um zu sehen, wie spät es sei. Es war wenig über 3 Uhr. Ich wollte noch zwei Stunden schlafen, aber konnte keine Ruhe mehr finden.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus, sprang wieder aus dem Bett, kleidete mich an und begann mit der Arbeit. Um 6 Uhr hatte ich schon den Mist von den Kühen, Schweinen und Kälbern auf den Misthaufen gefahren und die Tiere mit frischem Stroh versorgt. Auch gab ich ihnen das Futter.

Meine Toilette hatte ich nach der Arbeit schnell fertig. Obwohl ich während der Werktage in Lumpen herumliefe, blieb mir die eine Garnitur vom Madame Lescaut erhalten. Vom Taschengeld hatte ich mir ein Fläschchen Brillantine gekauft und konnte damit meine Haare richten. Die Sohlen und Absätze der Schuhe waren schon schwer abgenützt, da ich nur das eine Paar von Madame Lescaut hatte, doch ich putzte sie so blank wie möglich. Die Socken hatte ich geschont, so daß ich nun im selben Aufzug daherkam, in dem ich vor fast fünf Monaten Lesboeufs verlassen hatte. Nur die Jacke zog ich nicht an, weil es noch sehr warm war.

Die Herrin hatte drauf verzichtet, mich an diesem Sonntag den Brotwagen putzen zu lassen. Da ich beim Frühstück vor Aufregung keinen Appetit hatte, machte sie mir Butterbrote mit Schinken zum Mitnehmen. Dazu gab sie mir noch eine Flasche mit einem halben Liter Wein mit. Das alles in einer Einkauftasche, die auf die Lenkstange des Fahrrads gehängt wurde.

58. *Es muß so sein!*

Es war etwa 9 Uhr am Sonntag, den 18. Oktober 1942, als ich mich aufs Fahrrad schwang und mächtig in die Pedale trat. Alle Voyers waren vor die Tür getreten. Der Pelzscheich schaute grimmig drein. Er war wütend auf seine Frau, weil sie mir die Halbliterflasche Wein

mitgegeben hatte. Ihr machte das ersichtlich nichts aus, denn sie winkte mir mit der Hand nach – so auch Charline. Michou vergaß, mir die Zunge zu zeigen. Mathilde, das Trampeltier, schaute gleichgültig aus dem Küchenfenster.

Ich bog von Boisleux ab nach Hamelincourt, um auf dem kürzesten Weg die Hauptstraße von Arras nach Peronne zu erreichen. Die Asphaltstraße stieg und sank mit der leichtwelligen Landschaft des Pas-de-Calais. Sobald die Straße abwärts ging, trat ich so schnell ich konnte in die Pedale, bis das Fahrrad schneller und schneller und immer mehr vibrierend hinunterschloß. Ich hatte dann noch so viel Schwung, um die nächste Anhöhe in vollem Tempo aufwärts zu fahren. Der Luftzug blähte mein Hemd und trocknete meinen Schweiß. Wie ein Wilder fuhr ich durch das Städtchen Bapaume, und alle Leute schauten sich nach mir um. Mir war es gleich! Nur immer schneller Geneviève entgegen! Das Tempo erfüllte mich mit solcher Freude, daß ich Lust hatte aufzuschreien! Besonders als ich hinter Bapaume den Kirchturm von Lesboeufs erblickte!

Schon hatte ich Le Transloy erreicht, wo ich nach Lesboeufs abbiegen mußte. Auch wenn ich das Anwesen der Lescauts noch nicht sehen konnte, deuteten mir die mächtigen Pappeln an, wo es lag. Auf der Staubstraße, die mein Tempo beträchtlich minderte, begann mein Mut wieder zu sinken. Würde ich überhaupt mit Geneviève sprechen können? Würde ihre Mutter es zulassen, daß sie mit mir spricht? Und was, wenn nicht? Wie könnte ich sie dann erreichen?

Da läuteten die Glocken in Lesboeufs und im benachbarten Morval: die Wandlung in der Messe hatte begonnen. Nun fuhr ich noch langsamer, denn zu diesem Zeitpunkt waren die meisten Leute in der Kirche. Ich mußte es so einrichten, daß ich erst dann in Lesboeufs einfahren würde, wenn die Leute aus der Kirche kamen. Ich könnte dann hinter Geneviève her bis zum Hof ihrer Eltern fahren.

Als ich Lesboeufs erreichte, waren die Leute immer noch in der Kirche, so daß ich nur bis zum Dorfeingang fuhr. Von dort aus konnte ich den Kirchplatz mit dem Gefallenendenkmal 1914/1918 sehen. Die wenigen Leute, die mich dort sahen, schauten mich neugierig an. Vielleicht wußten alle im Dorf, was zwischen mir und Geneviève vorgefallen war? Dieser Gedanke machte mir das Warten unheimlich.

Dann war es so weit, die Leute kamen aus der Kirche. Ich wartete, bis sie sich auf den Weg nachhause machten, und fuhr bis zum Schulhaus gegenüber der Kirche. Als ich an den Dörflern vorbeifuhr, blieben sie stehen und starrten mich an, so daß ich hinter der Schule schnell nach rechts einbog.

Jetzt mußte ich Geneviève und Marie-Thérèse sehen! Ich sah den Lehrer mit Familie zu ihrem Haus hinter der Schule einbiegen. Ich sah unter den Leuten vor mir auch Monsieur und Madame Lescaut. Unter den Mädchen und Jungen sah ich meine Geschwister: Thérèse, Cyril, Franck, Yolande, Joseph und Paul, der Altersreihe nach. Nur Geneviève und Marie-Thérèse konnte ich nirgends ausmachen.

Ich mußte einmal stark schlucken, so unheimlich war mir plötzlich zumute. Wo konnte Geneviève bloß sein? Warum ging sie nicht zur Messe? Ich fuhr schneller, um zu sehen, ob sie nicht schon vorausgegangen war. Da aber hatten mich ein paar Jungs erkannt und ausgerufen: "Denis ist da!"

Im nächsten Augenblick hörte ich Yolande laut aufschreien: "Denis! Deniiiiis!"

Sie lief mir entgegen, während die anderen auf der Stelle stehenblieben. Ich hatte nur einen Fuß auf der Straße und das andere Bein über der Stange, als sich Yolande an meine Brust warf: "Oh Denis! Wie schön, daß du endlich gekommen bist!" Und bevor ich ein Wort sagen konnte, gab sie mir einen Kuß.

Nun fragte ich: "Yolande, wo ist Geneviève? Warum war sie nicht in der Messe?"

Ich sah, wie ein Schatten über Yolandes fröhliches Gesicht glitt und wie sie mit der Antwort zögerte. Sie senkte ihren Blick: "Sie ist in Paris und geht dort mit Marie-Thérèse zur Schule." Ein Dolchstoß konnte nicht schlimmer sein als diese Nachricht. Ich fühlte mich plötzlich sehr schwach in die Knien. Mir war, als ob die Welt über mir einstürzen würde.

Weil ich kein Wort herausbrachte, sagte Yolande: "Denis! Du bist so blaß geworden! Komm schnell nachhause!" Und sie versuchte mich am Arm mit sich zu ziehen.

Da sah ich, wie die Leute zu uns herschauten und sich etwas zuflüsterten. Dies bewog mich zu sagen: "Nein, Yolande, ich fahre gleich wieder zurück! Ich habe hier nichts mehr verloren."

Der Schmerz machte mich blind. Ich sah nicht, wie ich diesem Kind weh tat, das mich doch so lieb hatte. Es konnte am wenigsten etwas dafür, daß Geneviève nach Paris gegangen war. Yolande klammerte sich ganz fest an mich: "Nein, Denis! Du kannst nicht einfach so wegfahren! Ich hab so lange auf dich gewartet – den ganzen Sommer bis heute! Nimm mich mit auf dein Fahrrad. Du kannst zu deinem Versteck bei den Pappeln fahren, dort werde ich dir alles erzählen. Bitte, Denis, fahr hin mit mir!"

Ich willigte ein und ließ Yolande auf der Stange aufsitzen. Da wir einen Umweg machten, wußte niemand im Dorf, wohin ich mit Yolande fuhr.

Entlang der Pappeln war das Gras stark zertreten, was mir zeigte, daß Geneviève mit anderen Mädchen und Jungen dort oft gespielt haben mußte. Auch war mein altes Versteck mit getrocknetem Gras ausgepolstert worden.

Yolande, neuneinhalb Jahre alt, war so kindlich wie immer, setzte sich auf meinen Schoß und schlang beide Arme um meinen Hals. Nach einem weiteren Kuß erzählte sie: "Als du damals in der Nacht fortmußt, war Geneviève furchtbar traurig. Niemand hat genau erfahren, was passiert ist, weil Genevièves Mutter erzählt hat, Geneviève hätte die Roten Engländer bekommen, als sie so lang mit dir ausgeblieben ist. Es gibt aber auch Leute, die erzählen, du hättest ein Verhältnis mit Geneviève gehabt. Andere sagen, du hättest Geneviève entjungfert. Geneviève aber hat sie alle nur verspottet. Dann ist ein Brief an unsere Eltern gekommen, den ich Geneviève gezeigt habe. Darin stand, daß du dich weigern würdest zu arbeiten, wenn du nicht zu Besuch kommen kannst. So hat Geneviève gewußt, daß du kommen wolltest. Aber Maman hat auf das Schreiben nicht antworten wollen. Als dann der zweite Brief kam, waren Geneviève und Marie-Thérèse zusammen mit Gérard schon nach Paris abgefahren..."

Ich unterbrach sie: "Hat sie dir kein Schreiben für mich mitgegeben, bevor sie nach Paris gefahren ist?"

Yolande schüttelte traurig den Kopf: "Nein, Denis! Sie hat mir nur gesagt, ich solle dir sagen: *Es muß so sein.*"

Mir wäre beinah ein Schrei entschlüpft, und fassungslos wiederholte ich: "*Es muß so sein.*"

Schließlich fragte ich völlig geistesabwesend: "Muß es so sein?"

Yolande tat alles, um mich zu trösten: "Nein, Denis, es muß nicht so sein! Ich glaube, sie hat es nur deshalb gesagt, weil ihre Mutter so viel mit ihr gesprochen hat."

"Weißt du, worüber sie mit Geneviève gesprochen hat?"

Yolande: "Ich weiß nicht genau. Es war wohl deshalb, weil du so arm bist. Sie aber ist reich und muß einen reichen Jungen heiraten."

Das war es! Ich war ärmer als ein Clochard, während sie die Tochter des reichsten Bauern war und nie Mangel gelitten hatte. Jetzt wohnte sie in Paris in einer Villa, konnte schon gut Piano spielen, und wurde dazu erzogen, den Mammon zu heiraten.

Obwohl sich alles in mir dagegen auflehnte, mußte ich zugeben, daß ich keine Partie für sie war. Noch nie hat ein verwöhntes reiches Mädchen einen Clochard geheiratet! Nachdem ich schon den Fluch der verlorenen Kindheit erlitten hatte, brach der noch größere Fluch der

Armut über mich herein! Doch wenn ich in ihrer Nähe geblieben wäre, hätte sie bestimmt nie gesagt: *Es muß so sein!*

"Loin des yeux – loin du coeur!" Fern von Augen – fern vom Herzen!

Aber auch diesen Spruch wollte ich nicht gelten lassen! Denn eine so große Liebe konnte doch nicht wie das Feuer im Kamin über Nacht erlöschen!

Aber all diese Überlegungen waren nutzlos. In meinem Kopf spukte unaufhörlich der eine Satz: *Es muß so sein!*

Ich nahm nur Fetzen wahr von dem, was Yolande mir erzählte. "Cyril ist von Monsieur und Madame Barras aufgenommen worden. Er lebt dort, geht aber weiter zur Schule... Auch Franck arbeitet nach der Schule..." etc. etc. Endlich sagte sie: "Komm, Denis! Wir müssen jetzt nachhause gehen, es ist schon Mittag! Du wirst bei uns essen."

Nun legte ich gegen Mutter Pécic los: "Nein, Yolande! Ich werde keinen Schritt mehr hintun! Eure Mutter hat mich nicht sehen wollen, als Geneviève noch da war. Jetzt, da Geneviève fort ist, gehe ich auch nicht hin! Mein Essen hab ich mit, ich werde wieder fahren. Grüß die Geschwister von mir, Yolande."

Yolande wollte mich nicht gehen lassen. Sie klammerte sich an mich: "Bitte, Denis! Geh noch nicht weg! Ich möchte noch länger mit dir zusammen bleiben. Du hast mich auch noch nicht richtig geküßt." Und sie drückte ihren Mund auf den meinen.

Ich lag in Tränen über ihr, meinen Mund fest auf den ihren gepreßt. Aber schnell setzte ich mich wieder auf, nahm sie auf meinen Schoß, um sie geschwisterlich zu umarmen.

Yolande war enttäuscht: "Denis", schmolte sie, "warum bleibst du nicht noch länger so auf mir liegen? Es ist schön, wenn du auf mir liegst."

Ich lenkte ab: "Bleib doch meine liebste Schwester, Yolande! Wir werden jetzt Butterbrote mit Schinken essen und dazu guten Wein trinken. Bring mir die Tasche vom Fahrrad, dann kannst du dich wieder auf meinen Schoß setzen."

Da war Yolande gleich auf den Beinen! Denn zuhause bekam sie keinen Schinken. Während ich keinen Appetit hatte, aß sie mit Heißhunger von meinem Schinkenbrot. Ich gab ihr auch Wein aus der Flasche zu trinken. Dies liebe Geschöpf bewirkte das Wunder, daß ich eine Weile nicht mehr an das Gespenst des *Es muß so sein* dachte.

Wir hatten noch nicht aufgegessen, als Rufe nach Yolande laut wurden. Es war Thérèse, die sie zum Mittagessen rief. Ich wollte das Mädchen nicht länger aufhalten, weil ich Krach befürchtete, denn Thérèse rief auch meinen Namen. Sie hatte ja gesehen, wie ich Yolande auf dem Fahrrad mitgenommen hatte. Deshalb sagte ich zu Yolande: "Trink noch einen kräftigen Schluck! Dann nimm die übrigen Brote mit. Ich werde versuchen, an Weihnachten wiederzukommen. Vielleicht ist dann auch Geneviève hier. Also noch einen Kuß, und grüße alle herzlich von mir."

Yolande versuchte mich zurückzuhalten: "Bitte, Denis, bleib noch länger!" Und sie setzte wieder ihr Schmollmündchen auf.

"Wenn du mich wirklich lieb hast, dann laß mich jetzt wegfahren. Nachhause möchte ich nicht gehen. Es würde zu viele schlechte Erinnerungen in mir wachrufen. Grüß die Geschwister ganz herzlich von mir."

Yolande gab nach: "Dann küß mich noch einmal richtig fest!"

Ich umarmte sie zum Abschied, hängte die Tasche an die Lenkstange und fuhr davon. Bevor ich auf die Straße abbog, hielt ich nochmals an, um zurückzuschauen. Yolande winkte mir mit beiden Händen nach, ich winkte zurück.

Doch statt den Weg zurück zu nehmen, wartete ich noch eine Weile, bis Yolande zuhause angelangt sein mußte. Dann kehrte ich um! Nicht zu den Pappeln, sondern zur Stelle am Rosenbusch, wo ich Geneviève in Liebe begegnet war.

Die von Geneviève ausgesuchte Stelle war, wie mir erst jetzt auffiel, unmittelbar in der Nähe einen kleinen Soldatenfriedhofs aus dem Ersten Weltkrieg. (An derselben Landstraße, kaum einen Kilometer von Lesboeufs entfernt, befand sich noch ein großer Friedhof mit Gräbern gefallener Engländer). Ich schob mein Fahrrad an dem kleinen Friedhof vorbei, um zu unserer Stelle zu gelangen. Der wilde Rosenbusch war verblüht, das Gras inzwischen hoch aufgeschossen. Ich fand noch getrocknete Halme des von mir abgerissenen Grases. Das Blut, das ich damit aufgewischt hatte, war längst vom Regen weggespült.

Die Stelle erschien mir so trostlos traurig wie das Schicksal unserer jungen Liebe. Trotzdem blieb ich lange dort stehen – als stünde ich an einem Grab.

Es muß so sein! Wieder war ich ganz allein mit meinem Schmerz. Und nach Trost suchend, brach es aus mir heraus: "O Maman! Meine liebe Maman, wo bist du?"

Niemand antwortete mir. Alles um mich herum war still.

Vielleicht hatte auch einer der verwundeten Soldaten nach seiner Mutter gerufen. Und sie danach nie wiedergesehen.

Sollte auch ich meine Mutter nie wiedersehen?

Auf diese verzweifelte Frage antwortete der Satz: *Es muß so sein!*

Ich riß das Fahrrad herum, sprang auf und radelte davon. Nicht nach Boisleux! Nein, in entgegengesetzter Richtung. Was hielt mich jetzt noch zurück, meine Mutter zu suchen?

Nichts! *Es muß so sein!*

Ich hatte ein Fahrrad und genügend gespartes Taschengeld, um mir für einige Tage etwas zu essen kaufen zu können. Als ich das Dorf Morval in Richtung Combles erreichte, regte sich mein Gewissen: ich kann nicht mit dem fremden Fahrrad davonfahren!... Sicher würde der Pelzscheich von meinen Eltern für das entwendete Fahrrad Geld verlangen – dann wären die Geschwister die Leidtragenden und würden noch mehr hungern müssen. Außerdem würde bald der Winter kommen, und um alle Orte zu erkunden, würde ich sehr lange brauchen. Mein Taschengeld würde dazu nicht ausreichen. Besser, ich fahre doch wieder zurück und nach Boisleux.

Es muß so sein!

Ich werde mir bis zum nächsten Frühjahr genügend Taschengeld gespart haben, um zu Fuß aufbrechen zu können. In Morval angelangt, bog ich nach links ein in Richtung Le Transloy.

Es muß so sein!

In Le Transloy erreichte ich wieder die schöne Asphaltstraße, auf der ich am Morgen so schnell dahingeschossen war. Und nun fuhr ich dieselbe Straße zurück, wobei meine Kraft kaum reichte, die nächste Steigung zu überwinden. Ich glich einem leckgeschlagenem Boot, das sich nur noch in einen Geisterhafen retten kann...

Verlorene Liebe... verlorenes Glück... Mammon...

Es muß so sein! Wie einen Besessenen verfolgte mich dieser Satz, obwohl Lesboeufs schon weit zurücklag.

59. Boyelles.

Als ich hinter Bapaume in Richtung Hamelincourt abbiegen wollte, las ich auf einem Wegweiser: Boyelles. Wie ich früher schon erfahren hatte, lebte die Familie Pécic vor dem Zweiten Weltkrieg in Boyelles. Sollte ich als Kind etwas mit ihnen zu tun gehabt haben, müßte ich mich an irgendetwas von dort erinnern können: an ein Haus, an die Kirche oder ähnliches.

Da ich noch hatte Zeit, fuhr ich geradeaus weiter nach Boyelles – es war das nächste Dorf auf der Hauptstraße, zehn Kilometer vor Arras. In Boyelles schaute ich mir zunächst die Häuser und Bauernhöfe an der Hauptstraße an, während ich mit dem Fahrrad langsam vorbeifuhr.

Auf dem Platz vor der Kirche stand ein Gefallenendenkmal. Ich ließ das Fahrrad im Portalvorbau der Kirche zurück und betrat erstmals wieder ein Gotteshaus, seit ich Saint Louis verlassen hatte. Denn inzwischen war ich kein Kind der Kirche mehr, obwohl Monsieur l'Abbé den Mariensegen für mich erfleht hatte.

Es war eine Dorfkirche ohne Marienstatue!

Ich fuhr im ganzen Dorf herum, ohne etwas Bekanntes zu entdecken. Ich wollte jemanden fragen, wo die Familie Pécic gewohnt hatte. Nachdem ich länger Ausschau gehalten hatte, kam eine ältere Frau herbei, die ganz in Schwarz gekleidet war. Ich hielt mit dem Fahrrad neben ihr und fragte: "Pardon, Madame. Haben Sie vielleicht die Familie Pécic gekannt? Sie soll vor dem Krieg hier im Dorf gewohnt haben."

Die Frau: "Und ob ich sie kenne! Ich bin die Taufpatin der kleinen Yolande. Aber sie wohnen seit vorigem Jahr nicht mehr hier. Sie sind zuerst nach Hamelin-court gezogen und dann nach Lesboeufs in der Somme. Das war, nachdem sie ihren ältesten Sohn wiedergefunden haben. Und woher kennst du die Familie Pécic, daß du nach ihr fragst?"

Ich stockte einen Augenblick, bevor ich antwortete: "Ich wollte nur wissen, wo sie gewohnt haben? Wenn Sie so liebenswürdig wären, mir das zu sagen, Madame."

Die Frau: "Na, sie wohnten im letzten Haus auf dem Weg zum Friedhof hin", und sie zeigte mir mit der Hand in die Richtung des Hauses. "Aber jetzt wohnt eine andere Familie dort. Ich komme gerade vom Friedhof. Ich hab auch das Grab der drei verstorbenen Kinder gerichtet, sonst kümmert sich kein Mensch drum."

Ich rief: "Welcher verstorbenen Kinder?"

Die Frau: "Na, der Geschwister von Yolande. Die sind alle mit weniger als einem Jahr gestorben. Der Reihe nach. In den zehn Jahren in Boyelles hat sie neun Kinder geboren. Dann haben sie den ältesten Sohn aus ihrer Heimat nachgeholt. Der war aber nur drei Jahre hier, dann ist er bei der Evakuierung verloren gegangen. Das war 1940, als die Deutschen kamen. Aber in diesem Jahr haben sie ihn wiedergefunden – sagt man. Doch warum fragst du überhaupt? Und machst so erstaunte Augen?"

Ich war verlegen, aber wollte sie zum Weiterreden bringen: "Pardon, Madame. Ich wollte nur noch wissen, ob Sie auch den ältesten Bruder von Yolande gekannt haben?"

Die Frau: "Na sicher hab ich ihn gekannt. Weil er nicht Französisch konnte, durfte er nicht hier zur Schule gehen. Stattdessen hat er schwer arbeiten müssen, auch bei uns, bevor mein Mann den ganzen Hof und alles versoffen hat. Aber woher kennst du die Familie Pécic?"

Ich wich aus: "Ich kenne sie von Lesboeufs. Und ich danke Ihnen sehr, Madame, für Ihre Liebenswürdigkeit. Auf Wiedersehen."

Doch bevor ich mich aufs Fahrrad schwingen konnte, erwischte die Taufpatin von Yolande mich am Arm: "Na, du kannst doch jetzt nicht ausreißen, nachdem ich dir so viel erzählt habe! Ich möchte auch etwas wissen. Sag mal, kennst du die kleine Yolande? Seitdem sich mein Mann mit ihrem Vater verzankt hat, hab ich sie nicht mehr gesehen. Weißt du etwas von ihr?" Ich mußte Farbe bekennen: "Ja, sie ist ein sehr liebes Mädchen. Sie besucht jetzt die Schule in Lesboeufs, wo ich heute mit ihr gesprochen habe. Aber ich muß jetzt weiterfahren, weil ich noch die Gräber sehen möchte."

Sie: "Das sind keine Gräber. Es gibt nur *ein* kleines Grab, in dem die drei Mädchen liegen Gleich nach dem Eingang links, auf dem halben Weg zur Mauer. Doch bevor du weiterfährst, möchte ich wissen, wann du Yolande wiedersehen wirst und wie du heißt."

Ich wollte sehen, wie sie reagieren würde, und antwortete: "Ich bin der älteste Bruder von Yolande!"

Die Frau in Schwarz starrte mich mit offenem Mund eine Weile an, bevor sie ihre Stimme wiederfand: "Du? Der Bruder von Yolande? Nein! Du schaust anders aus. Und so wie du

sprichst, hast du nie hier gelebt! Was fällt dir ein, mich alte Frau derart anzulügen? Das ist nicht schön, mein Junge, nachdem ich dir alles erzählt habe, was ich weiß. Jetzt sprich vernünftig!"

"Auch wenn Sie mir nicht glauben: ich heiße Denis Pécic und arbeite jetzt beim Bäcker in Boisleux! Das Fahrrad gehört auch dem Bäcker. Schauen Sie auf die Namensplakette, da steht: Charles Voyer, Boisleux."

Da sie mir nicht glaubte, entzifferte sie den Namen vorne am Fahrrad. Dann starrte sie mich noch entgeisterter an als zuvor, schüttelte stumm den Kopf und brachte endlich heraus: "Nein! nicht möglich! So kann sich doch kein Mensch ändern! In zwei Jahren! Nein! Das gibt's doch nicht..."

Inzwischen hatten sich noch andere Leute bei uns eingefunden, weil die Patin von Yolande so aufgeregt gestikuliert und sich an den Kopf faßte als hätte sie den Verstand verloren. Deshalb verabschiedete ich mich schnell: "Besten Dank, Madame. Auf Wiedersehen!" und radelte davon.

Die Patin von Yolande schrie mir nach: "Eh! Eh, halt! Warte noch einen Augenblick!"

Ich aber schaute mich nicht mehr nach ihr um. Erst beim letzten Haus bremste ich, um es mir näher anzuschauen – konnte mich aber nicht erinnern, es je gesehen zu haben. Ich fuhr weiter zum Friedhof, immer noch ungläubig, dort einen Grab mit drei „Geschwistern“ zu finden. Dann hätte Mutter Pécic zusammen mit Marie-Françoise, der Jüngsten, schon elf Kinder geboren!?

Tatsächlich fand ich nach wenigen Schritten ein kleines Grab, dessen Stein mit der Inschrift von drei Mädchennamen und dem Familiennamen Pécic versehen war. Sie alle waren im Abstand von einem Jahr geboren worden und im Abstand von einem Jahr gestorben. Mir war recht beklommen zumute.

Da sah ich andere Leute auf den Friedhof kommen und entfernte mich.

Ich fuhr auf dem Landweg bis zur Hauptstraße und bog erst vom nächsten Dorf aus nach Boisleux ab, um den „Geisterhafen“ auf demselben Weg zu erreichen, den Mutter Pécic mich geführt hatte.

60. Höllisches Intermezzo.

Es war noch nicht 17 Uhr, als ich beim Bäcker in Boisleux ankam. Charline hatte wahrscheinlich schon nach mir ausgespäht, denn sie kam prompt aus dem Haus, als ich in den Hof einbog. Sie wartete auf mich im Vorraum der Bäckerei, wo ich das Fahrrad abstellen mußte.

"Gut, daß du wieder zurück bist, Denis. Erzähl mir: wie war es?"

Nachdem ich das Fahrrad abgesperrt hatte und mich ihr zuwandte, erlosch das Lächeln auf ihrem Gesicht. Bestürzt fragte sie mich: "Was ist passiert? Du siehst so blaß aus!..." und ergriff mich am Arm.

"Charline! Komm ins Haus!" befahl ihre Mutter, die soeben auf die Veranda getreten war und sah, wie ihre Tochter auf mich einredete.

Erschrocken ließ mich Charline los und eilte davon. Nun kam die Dame auf mich zu und fragte mit sanfter Stimme: "Warum bist du schon so früh zurück, Denis? Hast du sie gesehen?"

Ich wußte, wen sie meinte und schüttelte nur verneinend den Kopf, da mir ihre Stimme die Tränen in die Augen trieb und ich hart schlucken mußte. Sie schloß mich in die Arme, und ich begrub mein Gesicht in ihrem üppigen Busen. Mit den Tränen kämpfend wurde mir bewußt, daß ich meine Geneviève verloren hatte. Jetzt wäre es mir lieber gewesen, die Dame hätte mich von sich gestoßen, statt mich zu lieblosen und mein Haar zu küssen. Schließlich sagte

sie: "Komm jetzt rein! Wenn du was gegessen und ein Glas Wein getrunken hast, wird es dir besser werden."

Ich verspürte jedoch nicht den geringsten Hunger. Meine Stimme war ganz verändert, als ich erwiderte: "Nein, Madame. Ich habe Kopfschmerzen."

"Eh! Was ist los?" ließ der Pelzscheich sich hören. "Ist in Lesboeufs ein Ochse gestorben? Ha-ha-ha. Ha-ha-ha..."

Der Haß, der in mir aufbrandete, tat mir wohl! Auch, daß mich die Herrin gleich losließ, um ihrem Mann entgegenzutreten: "Halt dein Maul! Und schau, daß du fortkommst!"

Der Pelzscheich lachte und kreischte nur noch mehr: "Der Balg hat Liebeskummer! Ha-ha-ha..."

Die Herrin fauchte ihn böse an: "Was für ein häßlicher Idiot du doch bist! Hast nicht so viel Verstand im Kopf wie mein Absatz!" Worauf sie mich am Arm ergriff: "Komm, Denis! Hör nicht auf sein Geschwafel."

Da schrie der Pelzscheich hinter uns her: "Eh! Du verfluchter Bastard! Gib den Schlüssel her!"

Bevor ich mich umwenden konnte, um dem Pelzscheich den Fahrradschlüssel zu geben, nahm die Herrin ihn mir aus der Hand und warf ihn dem Pelzscheich vor die Füße. "Da hast du den Schlüssel. Kannst ihn aufhängen unter deinem Wanst!"

Nun wurde der Pelzscheich wütend und brüllte mir nach: "Eh! komm zurück, du verfluchter Bastard! Heb mir den Schlüssel auf! Hast du verstanden? Du sollst mir den Schlüssel aufheben, sonst kriegst du das Fahrrad nie mehr!"

Die Dame ließ mich jedoch nicht zurückgehen. Und obwohl ich keinen Wein wollte, zwang sie mich, ein Glas davon zu trinken. Dann goß sie so viel Schnaps in den Kaffee, daß es mir beim Trinken den Atem verschlug. Als ich wieder aufstehen mußte, um mich für die Arbeit umzukleiden, merkte ich, daß ich torkelte. Mit Kopfschmerzen taumelte die Treppe zur Masrde hoch. Kaum hatte ich mein Hemd ausgezogen, da war mir, als hörte ich die Stufen krachen und jemand würde zu mir heraufschleichen. Aber niemand kam. Ich starrte mit weit geöffneten Augen vor mich hin, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Meine Arbeit im Stall erledigte ich wie ein mondsüchtiger Nachtwandler.

Ich wollte mit Mademoiselle Maret sprechen, die mich verstehen und mich trösten würde.

Und weil ich nicht hungrig war, wollte ich ohne Abendessen zu ihr gehen. Zu Madame Voyer sagte ich: "Ich hab keinen Hunger, Madame. Ich möchte Félix besuchen gehen."

Die Herrin wollte mich jedoch nicht ohne Essen fortgehen lassen: "Du wirst dir die Hände waschen und dann essen! Ich werde dich nicht eher fortgehen lassen. Verstanden?"

Ich flehte: "Bitte, Madame! Lassen Sie mich gehen."

Doch sie blieb hart, und ich mußte essen, was sie mir vorlegte. Ich hatte gehofft, Michou würde mir wieder die Zunge herausstrecken oder mich necken. Sie tat nichts dergleichen, schaute mich nur an, als ob sie mich noch nie gesehen hätte. Nach dem Abendessen steckte Charline mir einen Brief für Félix zu. Zum ersten Mal waren mir ihre Küsse widerwärtig. Ich ließ sie mir nur gefallen, weil sie es gut meinte.

Auch Mademoiselle Maret erschien mir anders als sonst. Zuerst ließ sie mich alles erzählen. Dann sagte sie unvermittelt: "Geneviève hat recht! *Es muß so sein*. Bilde dir doch nicht ein, du könntest je ein so reiches Mädchen heiraten wie sie. Vielleicht wäre es umgekehrt möglich, aber auch das ist selten. Ich bin ein Beispiel dafür. Obwohl ich mit Félix schwanger war, wurde ich verstoßen. Denis, sei froh, daß es *jetzt* schon so gekommen ist und daß du kein Mädchen bist. Jeder Schmerz wird einmal überwunden! Die große Liebe, das ist Illusion! Glaub mir, Denis! Eine Illusion allerdings, die sehr weh tun kann. Doch du bist ein kluger Junge. Denk nach! Wenn Geneviève dich wirklich so geliebt hätte wie du glaubst, hätte sie

dich nicht aufgegeben. Wenn sie nicht gewollt hätte, hätte es auch nicht sein müssen. Aber sie ist ein verhätscheltes Kind und kennt die Härte des Lebens nicht. Du hättest ihr nicht das Leben bieten können, an das sie gewöhnt ist!"

"Nein, sie hat mich geliebt! Ich weiß es."

Mademoiselle Maret lachte mich aus! Dann fragte sie spöttisch: "*Geliebt?* Ein fünfzehnjähriges Mädchen kann doch noch gar nicht richtig lieben! Es war vor allem Neugier! Du sollst mich nicht mißverstehen. Eine Frau liebt anders als ein unreifes Mädchen. – Und was mich selbst betrifft: für mich kommt nur ein Mann infrage, der so wenig wie möglich liebt, den ich aber liebe. Nein, ich will nicht mehr. Ich bin froh, daß ich keinen Mann zu erdulden habe. Und das erzähle ich nur, weil ich schon so oft versucht habe, Félix seine Charline auszureden. Irgendwann kommt der Tag, da sagt auch Charline: 'Es muß so sein!' Der Vater von Félix hat zu mir nicht einmal das gesagt. Das ‚eine Mal‘ hat genügt, um mich in die Wüste zu schicken und meine Mutter ins Grab zu bringen. Das reicht mir, Denis, das kannst du mir glauben!"

Hier mischte sich Félix ein: "Hör doch auf, Maman! Wir werden nach dem Krieg nach Arras umziehen. Als Friseur werde ich gut verdienen. Und wenn Charlines Vater sich quer stellt, werde ich warten, bis sie volljährig ist und werde sie dann heiraten. Sie wird bei mir ein besseres Leben haben als in Boisleux. Vor allem ist Charline gar nicht so wohlhabend, deshalb kannst du unsere Geschichte nicht mit deiner vergleichen."

Jetzt wandte sich Mademoiselle Maret wieder an mich: "Deine Beziehung mit Geneviève war nichts anderes als ein gefährliches Spiel. Ein Spiel, das sie auch mit einem anderen gespielt hätte, wenn die Umstände danach gewesen wären. Deshalb bist du jetzt enttäuscht. Doch je schneller du sie vergißt, um so besser wird es für dich sein. Du hast die nützliche Erfahrung gemacht, daß auch die schönste Rose ihre Dornen hat. – Jetzt mach nicht so ein wehleidiges Gesicht! Du bist um eine Illusion ärmer geworden, deswegen geht noch lange die Welt nicht unter. Mädchen gibt es überall und du wirst schon Wege finden, dir die Herzen der Schönen zu erobern – davon bin ich überzeugt."

Ich unterbrach sie: "Das stimmt doch nicht, was Sie sagen. Ich werde Geneviève nie vergessen. Ich werde sie immer lieben! Und ich will keine andere, auch die Schönste nicht!"

Und wieder lachte Mademoiselle Maret – wohl, weil sie mich für reichlich naiv hielt.

Doch ihr Lachen kränkte mich. Mir wurde bewußt, daß sich hinter der grazilen Gestalt dieser Mutter, hinter der Schönheit ihrer dunklen Augen und in der Musik ihrer süßen Stimme Stacheln verbargen, die wie scharfe Dolche verletzen konnten. Ich war gekommen, um bei ihr Trost zu finden – sie aber tat alles, um meiner wunden Seele noch mehr Schmerz zuzufügen! An diesem Sonntag brach einfach alles über mich herein – die rauhe Wirklichkeit des Lebens, die ich nicht erkennen konnte und wollte! Gekränkt und enttäuscht von dieser schönen Puppe, die ich so liebte, wuchs in mir die Empörung, und ich stand auf, um nachhause zu gehen.

"Gute Nacht, Mademoiselle Maret, und danke für alles. Gute Nacht, Félix."

Félix' Mutter fing mich ab am Arm, bevor ich aus der Tür trat.

"Bleib doch noch bis zum Kaffee hier, Denis."

"Bitte, Mademoiselle Maret, lassen Sie mich jetzt gehen. Ich habe furchtbare Kopfschmerzen. Außerdem muß ich morgen schon um 3 Uhr aufstehen."

Mademoiselle Maret nahm mich erstmals richtig in die Arme und drückte mein Gesicht gegen ihre Brust, während sie sanft mit der Hand über mein Haar fuhr und sagte: "Mein armer Junge! Du weißt, daß ich dich lieb habe."

Doch ihre Umarmung kam zu spät. Ich fand keinen Trost mehr an ihrer Brust.

Mademoiselle Maret: "Dann Gute Nacht, Denis, und schlafe recht gut."

Zum ersten Mal empfand ich keine Lust sie zu küssen und erwiderte nur: "Gute Nacht, Mademoiselle Maret, und schlafen Sie auch recht gut."

Dann wandte ich mich zum Gehen, aber diesmal eilte Félix zu mir heraus auf die Straße und faßte mich am Arm: "Warte, Denis! Maman hat dich wirklich lieb. Sie wollte dich nicht kränken. Seitdem sie so enttäuscht worden ist, haßt sie alle Männer. Dich haßt sie nicht, denn sie hält dich noch nicht für einen Mann, und auch später wird sie dich nicht hassen. Sie hat damals viel gelitten. Erst seit ich groß bin, hat sie sich wieder erholt, aber ist trotzdem nicht wieder nach Arras zurückgegangen. Für sie ist die Liebe eine ansteckende Krankheit, vor der man sich hüten muß. Deshalb glaubt sie auch nicht an mein Glück mit Charline. Sie hat nur nachgegeben, weil ich ein Junge bin. Also sei ihr bitte nicht böse, Denis, und komm morgen wieder – sie freut sich, wenn du herkommst, sonst sind wir immer so allein."

Ich war noch immer voll Unmut, weil Félix' Mutter all meine Hoffnungen zerschlagen hatte, konnte mich vor ihm jedoch nicht bloßstellen. So sagte ich: "Auch ich habe deine Mutter lieb. Aber ich kann sie nicht verstehen."

Félix erwiderte: "Ich verstehe sie oft selbst nicht. Ich glaube, sie hat Angst vor der Liebe. – Bitte sag Charline, daß ich mich sehr gefreut habe über ihre Zeilen. Ich würde mich so gern am nächsten Sonntagabend mit ihr treffen. Meinst du, daß es einen Weg gibt?"

Weil Félix sich immer als Freund zu mir verhalten hatte, sagte ich: "Du könntest in Richtung Hamelincourt gehen und hinter den Bauernhöfen über die Stacheldrahtzäune klettern, bis du hinter den Hof der Voyers kommst. Ich werde dort auf dich warten und dann Charline holen."

Félix umarmte und küßte mich vor Freude.

"Das ist wunderbar, Denis! Wirst du auch aufpassen, daß Charlines Vater uns nicht überrascht?"

Ich versprach es ihm: "Ich werde aufpassen!. Wenn du willst, kann ich euch in den Pferdestall lassen und euch eine Decke bringen, damit Charline kein Stroh ins Haar bekommt."

Félix: "Nein, Denis, ich bin schon glücklich, wenn sie sich von mir küssen läßt. Glaubst du, daß sie sich von mir küssen lassen wird?"

Es ärgerte mich, daß Félix so zahm war.

"Es liegt nur an dir! Du mußt sie überreden, umarmen und küssen. Also, gute Nacht, Félix, und schlafe gut. Ich muß jetzt gehen."

Es war gegen 22 Uhr, als ich nachhause kam – taumelnd vor Kopfschmerzen. Hie und da waren noch Lichter in den Fenstern sichtbar. Wie gewöhnlich wartete Charline auf mich. Ich klopfte ans Fenster an der Straßenseite, damit sie mich durch die vordere Tür einließ. Charline war überrascht: "Schon so früh zurück? Hast du mit Félix gesprochen?"

Ich gab ihr das *billet doux* und sagte: "Am Sonntagabend wird er zu uns aufs Grundstück kommen. Ich werde hinten am Zaun auf ihn warten und dich dann holen. Gute Nacht, Charline, ich bin heute furchtbar müde und habe rasende Kopf..."

In der Vorfreude auf die Umarmung ihres geliebten Félix überfiel sie mich mit einem Kuß, der Félix vor Glück um den Verstand gebracht hätte. Was für ein verrücktes Mädchen, dachte ich. Fast so verrückt wie ihr Vater.

Dann sagte sie: "Geh nicht for, bevor ich seinen Brief gelesen habe."

Während sie las, wurde ihr Gesicht ernst. Enttäuscht blickte sie zu mir auf: "Da steht aber kein Wort davon. Warum hat er mir nicht geschrieben, daß er kommt?"

Das ärgerte mich, weil ich endlich ins Bett wollte: "Ich habe die ganze Zeit mit seiner Mutter gesprochen, und er kam mir erst nach, nachdem ich aus der Tür war. Es war sein Wunsch, zu dir zu kommen. Wir haben gemeinsam überlegt, wie es zu machen sei. Und das Ergebnis habe ich dir mitgeteilt. Zu diesem Zeitpunkt hatte er das *billet doux* schon geschrieben gehabt. Genügt dir das?"

Jetzt schien Charline ganz verrückt zu werden! Sie umschlang mich mit beiden Armen und lachte sich wie eine Wahnsinnige an mir aus. Wäre sie kein Mädchen gewesen, ich hätte sie von mir weggestoßen, wie ihre Mutter mich damals an die Wand gestoßen hatte. Ich sagte aber nur: "Sei vernünftig, Charline, in der letzten Nacht habe ich wenig geschlafen und muß morgen schon um drei Uhr aufstehen!"

Ihr machte das nichts aus: "Bleib stehen! Ich werde das Licht ausschalten und dir dann sagen, warum ich gelacht habe."

Gut, dachte ich, ich laß ihr ihren Willen und werde sie umso schneller los.

Nachdem Charline das Licht ausgeschaltet hatte, tastete sie sich im Dunkel zu mir zurück, umschlang mich wieder und sagte: "Als du mich gefragt hast, *ob mir das genügt*, ist mir etwas eingefallen. Ich kanns dir aber nicht sagen. Aber ich will etwas wissen von dir. Du hast erzählt, deine Geliebte, die dir jetzt untreu geworden ist, sei noch dicker als ich ..."

Ich unterbrach sie: "Geneviève ist mir nicht untreu geworden! Sie hat sich bloß von ihrer Mutter überreden lassen – wegen des Unterschieds von reich und arm. Doch ich weiß, daß sie mich immer noch liebt. Und ich liebe sie auch."

Charline: "Ich würde mich nie von meiner Liebe abbringen lassen und sollte ich mein Leben lang hungern müssen. Wenn er zusammen mit mir hungert. – Und jetzt erzähl ich dir, warum ich gelacht habe. Kannst du jetzt – im Dunkeln - einen Unterschied feststellen zwischen mir und Geneviève? Du darfst mich befühlen – und auch küssen! Ich möchte nur wissen, ob du einen Unterschied spürst. Versuch's doch, Denis!"

Ich verstand nicht, warum sie mich derart bedrängte. Und war empört: "Bist du wahnsinnig geworden, Charline? Du liebst Félix und triffst ihn am nächsten Sonntag. Wie kannst du dich da von mir befühlen und küssen lassen?"

Wahrscheinlich juckte es sie so sehr. Denn sie war unruhig wie Feuer und schmiegte sich an mich: "Ja, Denis, ich bin ziemlich durchgedreht. Doch daran ist er selber schuld. Warum hat er mich so lange warten lassen? Du hast gekämpft, um nach Lesboeufs fahren zu können - und hast dich deswegen auch mit meiner Mutter eingelassen. Er aber ist zu feig, um nur bis hier ans Fenster zu kommen und mir einen Kuß zu geben. Schließlich braucht er nicht zu wissen, daß wir beide miteinander schmusen..."

Ich unterbrach: "Was sagst du? Ich hätte mich deswegen mit deiner Mutter eingelassen? Was meinst du damit?"

Charline drängte sich noch gefährlicher an mich: "Ich weiß schon längst alles, Denis. Aber beruhig dich. Ich bin die einzige, die es weiß. Ich hab schon am ersten Sonntag, als du mich umgerannt hast, gedacht, du hättest meine Mutter überrascht. Es kam aber viel später! – Seit sie von meinem Vater nichts mehr wissen will, hat sie sich mit keinem andern eingelassen. Wenn sie jetzt zu dir geht, hat sie schon ihre Gründe. Das ist ein Geheimnis, das ich mit dir teile, Denis! Und nun sag mir, ob du im Dunkeln einen Unterschied zwischen mir und Geneviève finden kannst?" Und sie führte ihre Lippen an die meinen.

Ich liebte Charline nicht. Mochte sie nicht einmal. Aber ich durfte sie nicht kränken! So küßte ich sie, während es in meinem Kopf spukte: "Es muß so sein! Es muß so sein!"

Wie mich dieser Satz verfolgte! Und dazu die Kopfschmerzen! Und das Dunkel!

Schon glaubte ich, ich sei irre geworden oder würde träumen.

Als ich von ihren Lippen frei war, brach es aus mir heraus: "Nein! so muß es nicht sein!!"

Charline ermahnte mich: "Pscht! Leise! Was muß nicht so sein? Wie dann?"

Nun war ich völlig verwirrt: "Das ist nicht möglich, Charline. Du bist ganz anders als Geneviève!"

Charline: "Nein! Waren meine Lippen anders als die von Geneviève? Probier es noch einmal!" und sie führte ihre Lippen wieder an die meinen.

Ich wollte sie von mir wegstoßen – konnte es jedoch nicht! War nicht ich selbst schuld? Ich hätte von Anfang an wissen müssen, daß ein geschwisterliches Verhältnis mit ihr nicht möglich war. Unsere ständige Nähe hatte ihren Übermut noch begünstigt. Wobei hinzukam, daß sie im Alter war, in dem die Neugier stärker ist als die Vorsicht – und daß sie von Anfang an von meinem Erlebnis mit Geneviève wußte, da ihre Eltern in ihrem Beisein davon gesprochen hatten. (Deshalb wußte wohl auch ihre jüngere Schwester alles? Und haßte mich wahrscheinlich aus diesem Grund??) Und nun glaubte Charline, daß das Hindernis "Geneviève" beseitigt sei. Warum sollte sie es nicht mal mit mir versuchen? Die Sache mit Félix war ja immer noch ziemlich unbestimmt.

In meiner augenblicklichen Verfassung war ich unfähig mir etwas auszudenken.

Also küßte ich sie nochmals, um dann zu sagen: "Sei jetzt doch vernünftig, Charline! Deine Lippen fühlen sich zwar nicht anders an – aber der Kuß ist anders."

Damit hatte ich sie nur noch mehr ermutigt: "Dann sag mir, wie Geneviève geküßt hat und laß mich probieren, ob ich es auch so kann."

Wie sollte ich ihr bloß erklären, daß es nicht daran lag, sondern weil ich sie nicht liebte!

"Es liegt nicht daran, wie du küßt, Charline. Du bist nicht Geneviève!"

Charline: "Es liegt nur an dir, ob du willst oder nicht. Versuch doch mal zu denken, daß ich Geneviève bin. Du brauchst es dir nur vorzustellen und dich an mich zu schmiegen. Mach doch, Denis! Hier meine Brust..."

Allerdings war ich neugierig, und da ich Charline gegenüber keine Hemmungen hatte, denn sie war mir gleichgültig, befühlte ich ihre Brust. Und staunte nicht schlecht! Ihre Brust füllte genau meine Hand – wie die von Geneviève vor einem halben Jahr. Ich war verwirrt und glaubte tatsächlich für einen Augenblick, Genevièves Brüste zu halten.

Charline: "Was sagst du jetzt? Sind sie nicht wie die ihren? Sag doch was!"

"Ja, Charline, die von Geneviève waren genau so groß. Doch jetzt muß ich schlafen gehn! Was, wenn dein Vater kommt und uns sieht? Und in einer Woche kannst du dich von Félix bewundern lassen, das wird viel schöner sein. Glaub mir, Charline, es ist besser wenn du wartest. Félix ist der schönste Junge hier in Boisleux, und du solltest dich darüber freuen."

Charline: "Befühl mich weiter! Oder komm, wir gehen in den Pferdestall und nehmen die Decke vom Brotwagen mit."

Das gab mir nochmals einen Stich! Sicher hatte sie an einem der vergangenen Tage beobachtet, was ihre Mutter und ich taten. Übel konnte ich es ihr nicht nehmen, denn sie war von der gleichen Neugier erfüllt wie einst ich in Fontenay-le-Pesnel. Trotzdem fragte ich überrascht: "Du hast zugeschaut?"

Charline gab es offen zu: "Sei mir nicht böse. Ich wollte wissen, was ihr beide zusammen macht. Meine Mutter paßt doch gar nicht für dich – sie ist viel zu alt und viel zu groß. Bin ich dir denn nicht lieber als meine Mutter? Ich passe doch besser zu dir! Komm, Denis! Wir gehen jetzt hinüber!"

Es war Ironie des Schicksals, daß am selben Tag, als ich Geneviève verlor, ein anderes Mädchen sich mir als Ersatz anbot bzw. als nächtliche Doppelgängerin von Geneviève. Aber als ich daran dachte, was ich mit Geneviève am Rosenbusch erlebt hatte, graute mir vor einer Wiederholung. Und schließlich gab es noch Félix, der mein Freund geworden war und dem ich nicht die Geliebte abspenstig machen durfte – besonders nicht, weil Charline nur aus Neugier zu mir kam. Also sagte ich: "Nein, Charline, du darfst so etwas dem Félix nicht antun. Er liebt dich. Wenn du wüßtest, wie glücklich er immer ist, wenn ich mit ihm über dich spreche. Er wäre schon längst zu dir gekommen, wenn er abends nicht bei seiner Mutter bleiben müßte. Du weißt doch, daß er auch abends Haare schneidet..."

Charline unterbrach: "Das interessiert mich nicht! Ich dachte, du würdest zu mir halten. Da hab ich mich getäuscht. Nun halte weiter zu Félix!" und sie eilte davon.

Nun war auch noch Charline fort, und ich stand allein mitten im dunklen Salon.

So muß es sein! So muß es sein!

Verflucht war dieser 18. Oktober 1942 in meinem Leben!

Oder hatte ich das alles geträumt?

Ich schlich nach oben. Clovis und Maurice waren ausgeflogen. Ich löschte das Licht und versuchte einzuschlafen – vergeblich! Die Gedanken schossen mir wirr durch den Kopf. Die ständigen Kopfschmerzen hatten mich aus dem Gleichgewicht gebracht: Bewußtsein, Unterbewußtsein, Überbewußtsein waren durcheinandergeraten. Die Ungeheuer der Vergangenheit drangen an die Oberfläche. Die Monster aus den Tiefen des Unterbewußten, all die Teufel, Dämonen und Höllenskreaturen, die Drachen und Schlangen, die ich bisher nur aus Büchern kannte, stiegen vor meinen Augen herab und lebten.

Träumte ich oder war das die Hölle?

So muß es sein!

Hoffnungslos düster der Ort meiner ersten Liebe am Rosenbusch, der nun mitten in der Hölle liegt! Da steigen die Engländer aus ihren Gräbern im kleinen Friedhof und lachen mich aus.

"Ha–ha–ha–ha..."

Ich will dem Gelächter entfliehen, aber komme nicht weiter. Die Dämonen gesellen sich zu den Soldaten, grand-mère Duval stimmt in ihr höllisches Lachen ein.

So muß es sein!

Das Burgtor der Herrin hat riesige Dimensionen angenommen! Ich muß zuerst mit beiden Händen durch das Dickicht der Haare dringen, um mit der Zunge heranzukommen.

"Noch mehr! Noch mehr!" läßt sich die Herrin vernehmen, als ich schon ertrinke!

Plötzlich taucht der Pelzscheich auf: "Eh! Du verfluchter Hurensohn! Was hast du hier zwischen den Beinen meiner Frau zu suchen?"

Vor Schreck dringe ich mit dem Kopf in das riesige Burgtor ein und suche Zuflucht im Schoß. Draußen schwenkt der Pelzscheich die Mistgabel, fordert mich auf: "Komm raus! du kleiner Bastard! Ist ein Ochse gestorben? Ha–ha–ha–ha..."

Und die ganze Hölle stimmt mit ein: "hi–hi–hi...Buuuuuuh... Gagu–gagu–gagu... Kuak–kuak... eeeee... Pfui! Pfui!... Tsch–tschiiiiii..."

Unter den Teufeln und Kreaturen ist Michou: "Putz den Dreck auf!" Sie streckt mir eine Zunge aus, die länger als ihr Arm ist, sie zeigt mir ihren nackten Hintern, beugt sich mit dem Kopf durch die Beine, streckt die Zunge zwischen den Schenkeln nach mir aus...

So muß es sein!

"Die Liebe ist nur eine Illusion!...Sie kann noch gar nicht lieben!... Du gehörst nicht in ihre Welt, vergiß sie!... Hi–hi–hi... He–he–he..."

Das wahnsinnige Gelächter. "Kein Unterschied zwischen Geneviève und mir! Küß mich! Befühl mich! Ich bin Geneviève! Ha–ha–ha..."

Ich will raus, da steht ein Drache vor dem Salon und lacht mich aus: "Ich bin Geneviève.

Tschü–tschüüüüüit...." Ich laufe davon, da reißt ein häßliches Krokodil seinen riesigen

Rachen auf: "Ich bin Geneviève!!" Auf dem Krokodil reitet ein Teufel mit großem Schwanz:

"Ich bin Geneviève!!"

Eine Hexe versperrt mir den Weg und zeigt ihr Geschlecht: "Schau! Ich bin Geneviève!!! Hi–hi.."

Und alles kreischt, quiekt, piept, brüllt und grunzt in einem höllisches Spektakel: "Schau! Ich bin Geneviève! Ha–ha. Hi–hi. he–he.!!!!!!!"

Dann gab es einen Kurzschluß in meinem Hirn, denn ich merkte nicht, daß ich aus dem Bett gefallen war. Ich lag nackt auf dem Boden und wurde wach, als Maurice kurz vor zwei Uhr kam und das Licht einschaltete. Schnell sprang ich auf, warf die Decke aufs Bett und schlüpfte wieder hinein.

Maurice, der gesehen hatte, daß ich aufgesprungen war, fragte mich: "Warum liegst du auf dem Boden?"

Ich antwortete nicht. Ich hatte einen schweren und furchtbar schmerzenden Kopf.

Nachdem Maurice sich umgezogen hatte und in die Bäckerei hinuntergegangen war, schaltete ich wieder das Licht an. Ich hatte plötzlich Angst vor der Nacht – wie damals, als ich aus der langen Bewußtlosigkeit erwacht war.

Ich konnte nicht mehr erwarten, bis es 3 Uhr wurde, sondern stand früher auf, obwohl ich völlig zerschlagen war. Nachdem der Pelzscheich geklopft hatte, ging ich hinunter und machte mir einen heißen Kaffee. Im Vorraum der Bäckerei ließ ich das kalte Leitungswasser über meinen Kopf laufen. Vor dem Backofen war es die Hölle für mich.

Obwohl der Pelzscheich gesehen hatte, daß ich mich kaum noch auf den Füßen halten konnte, schickte er mich nachmittags zur Arbeit auf das Rübenfeld.

Charline war mir schrecklich böse, wollte sogar ihre Rechenaufgaben selbst machen und schmollte, wie ich sie noch nie schmollen gesehen hatte. Schließlich gelang es mir, sie umzustimmen. Sollte sie am kommenden Sonntag nicht mit Félix zufrieden sein, würde ich ihr entgegenkommen.

61. Charline und Félix.

Um die Sache schneller über die Bühne zu bringen, feuerte ich Félix an, nicht erst am Sonntag, sondern schon am Donnerstag zu Charline zu kommen. Ihr verschwieg ich die neue Verabredung, um sie zu überraschen.

Als ich am Donnerstag nach dem Abendessen in den Hof ging, folgte mir Charline. Ich bat sie, im Vorraum der Bäckerei einen Augenblick zu warten. Im Dunkeln schlich ich auf der Straßenseite zu dem kleinen Durchgang zwischen der Rückseite des Hauses und dem Anbau des benachbarten Anwesens. In diesem Durchgang, der kaum einen Meter breit war, lagen Bleche, Dosen und Abfall. Ich rief leise: "Félix! Komm her!"

Tatsächlich kam Félix zum Vorschein! Er hatte sich hinter einem alten Wellblech versteckt. So weit hatte die Sache geklappt. Doch ließ ich ihn noch warten: "Versteck dich wieder. Ich hole Charline. Du darfst sie schon mal küssen, aber dann müssen wir warten, bis ihr Vater schlafen gegangen ist."

Félix, in Angst vor dem Pelzscheich: "Bleib nicht zu lange weg!"

Charline hatte bereits ungeduldig auf mich gewartet, um mir ihr *billet doux* für Félix zu geben: "Wo treibst du dich so lange herum? Das da hast du für Félix."

Ich nahm das Papier nicht an: "Gib es ihm selbst. Er wartet auf dich."

Charline starrte mich ungläubig an, als fürchte sie sich vor der Begegnung mit ihm.

"Mach keine Witze! Er sollte doch erst am Sonntag kommen."

Ich faßte sie am Arm: "Geh in den Salon und komm durch die Vordertür zur Straße. Zuerst nur für einen Kuß. Doch sobald dein Vater sich schlafen gelegt hat, kannst du mit Félix schmusen soviel du willst. Los jetzt, Charline!"

Sie war sichtlich verwirrt, aber eilte hinein und kam durch die Vordertür wieder heraus.

Von dort führte ich sie zu dem schmalen Durchgang, an dessen Eingang ich Posten bezog. Statt jedoch zur Straße zu schauen, schaute ich zu den beiden Verliebten. Die sich aber gar

nicht wie Verliebte benahmen. Mit gesenkten Häuptionen standen sie einander gegenüber, ohne

etwas zu sagen. Ich ging einen Schritt auf sie zu und sagte: "Los, Félix! Mach doch! Sie muß gleich wieder reingehen, sonst merkt ihr Vater etwas und dann..."

Félix wartete nicht länger, umarmte Charline und küßte sie auf den Mund. Einmal, und noch einmal. Dann sie eilte davon, ohne mich eines Blicks zu würdigen.

Félix war ebenso verwirrt wie glücklich: "Glaubst du, daß sie wiederkommen wird? Schau mal nach, was ihr Vater macht."

Ich beruhigte ihn: "Sie kommt wieder, Félix. Und vergiß nicht: gib ihr einen tiefen Zungenkuß! Nicht gleich wieder aufhören! Anschließend unterhältst du dich mit ihr. Sag ihr wie lieb sie ist. Und wie lieb du sie hast. Und küß sie wieder. Das übrige kommt von selbst. – Jetzt schaue ich mal nach ihrem Vater. Bleib hier."

Charline, die am Fenster auf mich gewartet hatte, öffnete mir die Tür zum Salon: "Komm schnell rein und versteck dich, damit Vater dich nicht sieht, wenn er zurückkommt. Er ist eben rausgegangen."

Ich verdrückte mich in eine Ecke, während Charline über ihrem Buch saß. Nach fünf Minuten kam der Pelzscheich wieder. Er machte nur die Tür des Salons einen Spalt auf, um sich zu vergewissern, daß seine Älteste da war. Dann schloß er wortlos die Tür und ging schlafen.

Charline wartete keinen Augenblick mehr, eilte zum Schalter und löschte das Licht. Sie stieß mit mir zusammen, als ich unterwegs zur Tür war. Jetzt umarmte sie mich leidenschaftlich und bedeckte mich mit Küssen: "Kann ich wieder zu ihm hinaus? Was hat er gesagt?"

Ich ermutigte nun auch sie: "Er ist wahnsinnig vor Glück! Und hör mir gut zu! Wenn er dich küßt, gib nicht gleich wieder auf! Jetzt laß uns gehen. Du kannst eine halbe Stunde mit ihm verbringen. Dann muß er wieder zurück, damit sich seine Mutter keine Sorgen macht. Ich begleite ihn dann zurück."

Charline: "Geh du vor!"

Als Félix Charline umarmte, ging ich zur Stufe der Eingangstür und ließ mich dort nieder. Ich mußte fast eine Stunde warten, bis Charline zurückkam und eilends im Haus verschwand.

Schnell ging ich zu Félix, der außer sich vor Glück war und mich auf beide Wangen küßte.

Ich mahnte zur Eile: "Was wird deine Mutter dazu sagen, daß du so lange fort warst?"

Félix machte sich darüber keine Sorgen: "Morgen werde ich wiederkommen. Magst du morgen nochmal aufpassen, daß uns niemand überrascht? Magst du, Denis?"

Ich mochte Félix gern, vor allem weil er seiner Mutter so ähnlich war: "Klar, Félix! Ich werde immer aufpassen. Aber morgen hast du wieder Schule und mußt deine Hausaufgaben machen! Wie redest du dich dann heraus?"

Félix hob die Schultern: "Weiß nicht. Ich komme gleich nach der Schule her, dann kann sie nichts dagegen sagen. Einverstanden?"

Seiner Mutter wegen war ich nicht so sehr einverstanden, aber ich sagte ja.

Mademoiselle Maret war verstimmt, weil Félix nicht zum Abendessen gekommen war. Auch zu mir war sie deshalb nicht so freundlich wie sonst. Ich wartete, bis Félix sein billet doux geschrieben hatte, dann verabschiedete ich mich und ging.

Als ich zurückkam, brannte noch Licht im Salon. Ich klopfte ans Fenster.

Wie mich Charline nunmehr umarmte und küßte, konnte ihre Glut noch nicht abgekühlt sein.

"Ich muß dir danken, Denis. Aber wenn du gestern keine Kopfschmerzen gehabt hättest, wären jetzt meine Rechenaufgaben fertig. Bitte mach sie für mich. Ich werde inzwischen die Zeilen von Félix lesen."

Doch sie konnte das Brieflein nicht alleine lesen, weshalb sie ihren Stuhl dicht neben meinen rückte und sich an mich schmiegte, um mich dann wieder leidenschaftlich zu küssen, so daß ich abwehren mußte: "Laß mich doch die Aufgaben fertig machen! Hast du denn noch nicht genug?"

Charline schaute mir belustigt in die Augen: "Nein, ich habe noch nicht genug! Jetzt hab ich erst richtig Lust bekommen. Komm, ich setz mich auf deinen Schoß, dann störe ich dich nicht beim Rechnen. Bitte! Laß mich, Denis!" Und sie schmolte wieder.

Ich mußte nachgeben, da sie mir sonst keine Ruhe gelassen hätte, sagte jedoch: "Morgen mache ich deine Aufgaben, während du mit Félix schmusen wirst."

Charline: "Sei nicht so albern! Es ist doch besser, wenn wir beide die Aufgaben zusammen machen, dann brauchst mir sie nicht extra zu erklären."

Als ich fertig war und schlafen gehen wollte, huschte Charline zur Tür und machte das Licht aus, kam mir einen Schritt entgegen und umarmte mich: "Jetzt möchte ich wissen, ob ich einen Unterschied spüre zwischen deinem Kuß und dem von Félix. Doch du mußt mich so lange küssen, wie Félix mich geküßt hat."

Ich sagte nur: "Wie kannst du bloß so unvernünftig sein, Charline? Ich muß schon um 4 Uhr aufstehen – du aber kannst bis 6 Uhr schlafen."

Charline: "Dann halt nicht so lange Reden. Wenn du gleich anfängst, bist du schneller fertig."

Während wir uns küßten, schmiegte sie ihren Unterleib an mich und brachte mich gefährlich in Aufwallung. Ich rückte ein Stück von ihr ab. Aber sie umschlang mich noch fester.

Nach dem Kuß sagte sie triumphierend: "Es gibt keinen Unterschied! Abgesehen davon, daß du es besser kannst. Und der Unterschied zwischen mir und Geneviève wird auch nicht so groß sein, wie du dir einbildest. Wenn du mich berührst, wirst du es feststellen. Versuch es einmal, Denis."

Ich war versucht, sie anzufassen, aber erinnerte mich in diesem Augenblick an Geneviève. Nein, ich wollte noch bis Weihnachten warten, um zu wissen, ob ich sie tatsächlich verloren hatte.

"Das geht nicht, Charline! Du darfst Félix nicht im Stich lassen. Er ist deine Zukunft. Ich werde höchstens bis Kriegsende hierbleiben. Darum wäre gut, wenn du mich nicht mehr küssen würdest. Du wirst dich an Félix gewöhnen und mit ihm glücklich sein."

Charline: "Red nicht solchen Mist, Denis! Wenn es sich um die reine Liebe handelt, liebe ich Félix mehr als dich. Es geht um das, was ich körperlich spüre. Félix ist so schön wie ein Mädchen. Du bist viel männlicher. Darum begehre ich dich mehr. Du kannst dich ja auch an mich gewöhnen. Du verlierst doch nichts dabei."

Ich widersprach: "Das sind Illusionen, Charline, glaub mir! Komm erstmal mit Félix zusammen, dann wirst du anders darüber denken. Wenn du nicht mit ihm zufrieden bist, können wir es miteinander versuchen."

Charline setzte mir eine Frist: "Unter der Bedingung, daß in vierzehn Tagen alles soweit ist!"

Vierzehn Tage erschienen mir zu kurz: "Gib dem Félix drei Wochen. Aber du darfst mich während dieser Zeit nicht mehr umarmen. Versprichst du mir das?"

Charline: "Ich nehme dich beim Wort! Doch bekomm ich jeden Abend einen Kuß von dir!" Und als ob ihr noch etwas eingefallen wäre, ergänzte sie: "Einen langen Kuß. Einverstanden?"

62. Leichtes Spiel.

Da Félix schon sehr lange in Charline verliebt war, fing er beim ersten Kuß Feuer! Er war so wenig zu halten, wie Charline es war. Das aber gefiel seiner Mutter ganz und gar nicht – besonders, weil Félix nach der Schule nicht nachhause kam. Schon am Freitag, also am zweiten Abend mit Charline, machte sie ihm aus diesem Grund eine fürchterliche Szene. Als wir gegen 21 Uhr ankamen, fauchte Mademoiselle Maret mich an: "Auch du bist daran schuld!" Das wirkte schimmer auf mich, als ob sie mich geohrfeigt hätte. Sie gab mir nicht die Hand, als ich mich verabschiedete, sondern sagte nur mürrisch: "Gute Nacht!"

Auch am Samstag kam Félix nach der Schule wieder zu Charline geschlichen. Ich versuchte noch, auf ihn einzureden, aber er war so verliebt, daß es ihm völlig egal war, ob seine Mutter einverstanden war oder nicht. Er sagte nur: "Auch du findest bald eine Geliebte hier. Thérèse Quignon wär gerade richtig für dich. Dann werden wir alle vier glücklich sein: du mit Thérèse und ich mit Charline. Ich werde in Arras einen Friseursalon aufmachen, und du eine Bäckerei. Was meinst du?"

Er stellte sich die Sache allzu leicht vor, aber ich wollte ihm nicht widersprechen. So blieb ich bei ihm und Charline. Nachdem beide genug geschmust hatten, begleitete ich Félix bis zur Bahnunterführung. Dabei konnten wir miteinander sprechen. Und wie Félix mir von seinen Erlebnissen mit Charline berichtete, so erzählte Charline mir ihrerseits von ihren Empfindungen für Félix.

Er hatte von sich aus Charline unter das Kleid gefaßt: "Plötzlich bekam ich Lust, sie zu befühlen, und sie hat es sich gefallen lassen."

Ich fragte: "Hat sie einen Schlüpfer angehabt?"

Félix: "Ja. Aber ich konnte mit der Hand auf einer Seite hindurchfassen. Als ich sie befühlte, bekam ich Lust, mich mit ihr hinzulegen. In dem Durchgang geht das nicht. Weißt du nicht einen anderen Platz?"

Ich wunderte mich, daß Félix so schnell ans Ziel steuerte.

"Willst du es morgen schon probieren?"

"Ich weiß nicht, ob sie es will."

"Wenn sie sich hat anfassen lassen, will sie es bestimmt. Dafür leg ich meine Hand ins Feuer. Ich weiß, wie es mit Geneviève war. Am besten, du kommst morgen wieder hierher in den Durchgang. Ich führe dich dann durch den Hof nach hinten zum Pferdestall. Charline kommt anschließend nach. Aber morgen ist erst Montag. Möchtest du nicht lieber bis zum nächsten Sonntag warten?"

Félix legte mir zutraulich den Arm über die Schulter: "Lieber morgen, Denis. Wenn du nichts dagegen hast."

"Im Gegenteil! Ich will ja, daß du mit Charline glücklich wirst. Du darfst dich bloß nicht ergießen! Was glaubst, was dann los wäre! Der Pelzscheich könnte glauben, ich hätte ihr das Kind gemacht. Er würde uns umbringen."

Félix: "Ich schwöre, Denis, daß ich nichts reinlassen werde. Wir haben doch darüber geredet. Wenn es zu jucken anfängt, werd ich gleich rausziehen. Ich will ja auch nicht, daß sie ein Kind bekommt, bevor wir geheiratet haben. Das hab ich Maman schwören müssen. Komm jetzt doch wieder zu uns herein!"

"Nein, Félix! Ich muß morgen schon um 3 Uhr aufstehen und hab Kopfschmerzen. Darum gute Nacht." Und weil er mich auf beide Wangen küßte, küßte auch ich ihn so.

Zuhause wartete Charline am Fenster auf mich und öffnete mir die Tür zum dunklen Salon.

"Komm rein, Denis! Ich muß noch meinen Kuß kriegen."

"Ware! Ich muß mit dir sprechen. Morgen werde ich alles im Pferdestall einrichten. Am Abend führe ich dann Félix in den Stall und hole dich."

Charlines Arme lockerten sich: "Mach doch keine solche Witze, Denis!"

"Ich mache keine Witze! Du hast es ja immer gewollt und wolltest es sogar mit mir! Jetzt will es auch Félix. Er hat mich nach der geeigneten Stelle gefragt. Du bist doch einverstanden?"

Charline, zögernd: "Ich weiß nicht. Es kommt jetzt so plötzlich."

Nun verstand ich überhaupt nichts mehr.

"Ich will dich nicht zu etwas überreden, was du nicht willst. Überleg dir gut, ob du dich ihm hingeben willst. Kannst du dir vorstellen, was loswäre, wenn du ein Kind bekommst?"

Charline tastete nach einem Stuhl für mich und schwang sich rittlings auf meinen Schoß:
 "Deinetwegen, bin ich nicht sicher Denis. Wenn ich mich Félix hingebe, könntest du mir das vielleicht nachtragen?"

Die Rücksichtnahme auf mich ärgerte mich. Ich konnte ihr aber nicht sagen, daß es mir völlig gleichgültig war, wem sie ihre Unschuld opferte, weil ich sie nicht liebte.

"Sei doch vernünftig, Charline! Du bist nicht meine Geliebte, sondern die von Félix! Du wirst nicht mich heiraten, sondern ihn! Vorausgesetzt, daß ihr beide so lange zusammenhaltet. Das ist aber nur möglich, wenn du Félix treu bleibst! Er darf nie erfahren, daß du mich geküßt hast. Also nimm keine Rücksicht auf mich! Ich nehme auch keine auf dich."

Charline schmolle: "Dir kann ich alles sagen! Félix dagegen nicht! Wenn ich allein mit ihm bin, dann liebe ich ihn mehr als dich. Aber dich treff ich hier jeden Tag, und wenn du deine Einstellung mir gegenüber änderst, könnte ich mich auch mit Félix verkrachen. Verstehst du, was ich meine?"

"Nein, Charline! Wenn es mir etwas ausmachen würde, dann müßte ich mich mit Félix verkrachen, und nicht du würdest dich mit ihm zerstreiten. Warum willst du zwei Männer lieben, wenn du nur einen heiraten kannst?"

Charline wurde wieder hitzig: "Liebe und heiraten sind doch zwei verschiedene Stiefel! Schau dir meine Eltern an! Was hat meine Mutter von der Ehe? So weit wirds bei mir nicht kommen! Erklär mir, warum ich nicht gleichzeitig dich lieben soll, wenn du keine Bedenken hast, dich mit meiner Mutter abzugeben? Sie ist aber eine verheiratete Frau und könnte ebenso gut deine Mutter sein! Was sagst du jetzt?"

Ich fragte mich, ob es Eifersucht war, die Charline antrieb - oder Liebe? Oder Neugier? Jedenfalls wich ich ihrer Frage aus: "Gut, Charline, schließen wir einen Kompromiß. Bleibe du mir gegenüber eine liebe Schwester und mein Verhältnis zu dir wird weiterhin so sein wie bis jetzt – was immer du mit Felix haben wirst. Einverstanden?"

Charline: "Womit einverstanden?"

Ich fragte mich, was sie schon wieder verstanden haben konnte.

"Mit einem geschwisterlichen Verhältnis zwischen uns beiden. Du kannst mich in allem in Anspruch nehmen, wenn du mit Félix nicht auskommst."

Charline bedachte mich mit einem feurigen Kuß: "Ich nehme dich beim Wort, Denis! Schwör mir! Dann komme ich morgen mit Félix zusammen! Schwörst du?"

"Ehrenwort, Charline!" Ich wollte meiner Kopfschmerzen wegen endlich ins Bett gehen.

Charline: "Gut, Denis! Aber ich will mit Félix nicht in den Pferdestall, sondern in die Mansarde. Im Pferdestall können wir kein Licht machen, ohne daß es auffällt. Und du weißt, daß ich Licht brauche."

Das gefiel mir nicht: "Was, wenn Maurice zufällig früher zurückkommt?"

Charline wußte Rat: "Kommt Maurice, so siehst du das. Wenn er unten die Tür aufmacht, schaltest du das Licht aus! Dann werden Félix und ich uns schnell auf dem Dachboden verstecken. Und sobald Maurice schläft, gehen wir hinunter. Aber nur im Fall, daß er zu früh zurückkommt. Aber das wird nicht passieren. Was sagst du?"

Ich war einverstanden.

"Willst du jetzt noch einen Gute-Nacht-Kuß?"

Das wollte sie selbstverständlich!

Alles wurde gemacht wie abgesprochen. Allerdings war es Félix nicht geheuer, zur Mansarde hinaufzugehen. Da Charline dabei blieb, mußte er sich fügen. Ich riet ihm, sein Hemd auszuziehen, damit es nicht mit Blut befleckt würde.

Charline faltete ein zerrissenes altes Tuch, breitete es auf die Decke, um sich dann mit hochgezogenem Kleid selbst einladend hinzulegen. Sie hatte nicht gewollt, daß das Licht

ausgeschaltet wird. Ich stand vor der Tür auf dem Dachboden und brauchte mich nur zur Mansarde hinzuwenden, um die beiden zu sehen.

Mich wunderte allerdings, daß sie so schnell fertig wurden – ohne große Anstrengung! Auch war kein Tropfen Blut auf dem Tuch, so daß sie sich bloß abzuwischen brauchten, um danach im Salon weiterzuschmuse.

Als ich Félix zurückbegleitete, fragte ich: "Warum bist du mit ihr nicht noch eine Weile liegengeblieben?"

Félix: "Weil ich fürchtete, jemand könne heraufkommen. Das macht aber nichts. Wir werden uns auch woanders lieben können. – Hast du zugeschaut?"

Die Frage war sehr direkt, und ich antwortete direkt: "Ich wollte sehen, ob du vorankommst. Bei Geneviève hab ich meine ganze Kraft einsetzen müssen und hätte es trotzdem beinahe nicht geschafft! War es bei dir nicht schwer?"

Félix: "Nein, bestimmt nicht. Es war ein leichtes Spiel!"

Ich konnte das nicht begreifen! Wie war es nur möglich, daß es bei Geneviève so schwer war – dagegen bei Charline so leicht? Und nun erinnerte ich mich wieder daran, daß Geneviève mir erzählt hatte, auch ihre Mutter hätte stark geblutet. Als Schutz vor einer Vergewaltigung mochte das gut sein, jedoch nicht für die erste Liebe!

Da sich Félix und Charline nun geliebt hatten, wollte ich dieses Band sichern, um vor Charline Ruhe zu haben. Es war gut, daß mich Guy schon in Fontenay-le-Pesnel darauf aufmerksam gemacht hatte, und so sagte ich jetzt zu Félix: "Du mußt dir Charline sichern, Félix. Und das kannst du am besten, wenn du sie wirklich befriedigst."

Ich gab ihm den guten Rat, seine Geliebte zuerst mit *Minette* zu erregen, damit sie beim Geschlechtsverkehr schon nach wenigen Bewegungen in Extase käme.

Charline wartete auch an diesem Montag im Salon auf meine Rückkehr. Ich war jedoch sehr verwundert und zugleich betroffen, weil sie mir nur die Tür aufmachte, ohne mich zu umarmen oder ein einziges Wort zu mir zu sagen. Ich trat in den dunklen Salon und fragte bestürzt: "Was ist mit dir, Charline? Du sagst ja nichts!"

Statt einer Antwort fragte sie zurück: "Was soll ich dir schon sagen?"

Jetzt nahm ich sie sanft in meine Arme: "Tut's dir noch weh?"

Charline: "Nein!"

Da ich neugierig war zu erfahren, wie es bei ihr stand, fragte ich weiter: "Blutet es noch?"

Charline: "Nein!"

Ihre Einsilbigkeit beunruhigte mich und ich empfand so etwas wie Mitleid oder gar Schuld.

Ich küßte sie, um sie umzustimmen. Sie ließ sich nicht nur küssen, sondern öffnete ihren Mund und erwiderte meinen Kuß. Ermutigt fragte ich: "Hat es gar nicht geblutet?"

Charline: "Ich weiß nicht."

Was war bloß plötzlich mit ihr? Auch ihre Stimme war anders! Erschrocken streichelte ich ihr den Rücken, während ich fragte: "Hast du dich schon gewaschen?"

Charline: "Ja."

Ich wollte selber feststellen, ob sie tatsächlich nicht blutete.

"Kann ich dich befühlen, Charline? Ich möchte wissen, wie das mit dem Blut bei dir ist, weil es mir und Geneviève zum Verhängnis wurde."

Charline antwortete nicht! Sie regte sich überhaupt nicht in meinen Armen!

Sollte sie Hemmungen vor mir bekommen haben oder sich vor mir schämen? Das war noch nie der Fall gewesen! Ich faßte unter ihr Kleid. Zu meiner großen Überraschung kam sie mir entgegen, indem sie die Beine breiter machte.

Mysterium der Liebe: Mit der Antwort auf eine Frage tauchen zwei neue Fragen auf.

Ich fragte: "Tut es dir weh?"

Charline: "Nein."

Ich konnte es ihr nicht glauben! Ließ aber von ihr ab. "Ich werde jetzt das Licht anmachen, um nachzusehen." Sie schwieg und ließ mich zum Schalter gehen. Tatsächlich war auf meinen Finger keine Spur von Blut!

Nun fiel mir ein, daß ich ihre Rechenaufgaben noch machen mußte, ließ deshalb das Licht brennen und kehrte zu ihr zurück. Das Licht brachte noch eine weitere Überraschung: Charline war um eine Nuance blasser als gewöhnlich, während ihre braunen Augen etwas dunkler geworden waren. Ich glaubte, in die Weiten und Tiefen ihrer Seele hineinblicken zu können.

Vergeblich versuchte ich herauszufinden, was sich an ihrem Gesichtsausdruck geändert hatte. Wieder fragte ich: "Sag mir doch, wie es dir geht. Was ist los, Charline?"

Charline schwieg!

Während ich sie weiterhin anschaute, fragte ich mich: War es eine Enttäuschung für sie? Bereut sie es? Ist sie um eine Illusion ärmer geworden? Was kann ihr Verhalten so plötzlich geändert haben?

Da ich keine Antwort fand, fragte ich sie: "Bist du mir böse, Charline?"

Charline: "Nein, Denis."

Ich atmete auf: "Dann komm! Wir müssen noch die Aufgaben machen."

Charline rückte zwei Stühle zum Tisch hin, schlug die Bücher auf und zeigte mir die Sachen, die zu bearbeiten waren. Sie schrieb alles sauber in ihr Heft und hörte sich aufmerksam meine Erklärungen an.

Ich kam nicht aus der Verwunderung heraus!

Endlich fragte ich sie: "Willst du jetzt schlafen gehn?"

Charline: "Nein."

Ich war schon ziemlich müde. Aber konnte ich sie einfach so alleine lassen?

Ich fragte: "Soll ich noch bei dir bleiben?"

Charline: "Wenn du magst, ja."

Ich war nicht daran gewohnt, daß sie mir eine Entscheidung überließ. Wenn sie bloß wieder etwas von sich aus bestimmen wollte!

Wieder mußte ich fragen: "Soll ich das Licht ausschalten?"

Charline: "Ja."

Ich schaltete das Licht aus und tastete mich im Dunkeln zu ihr zurück. Ich neigte von hinten – wie es Mademoiselle Maret, wenn überhaupt, bei mir tat – meinen Kopf über den ihren und liebte ihre Brüste, ohne sie zu entblößen.

So hinter ihr zu stehen, war nicht angenehm auf die Dauer: "Komm, Charline, steh auf und setz dich auf mein Schoß. Willst du?"

Charline gehorchte, indem sie sich erhob. Als sie auf meinem Schoß saß, forderte ich sie mit leiser Stimme auf: "Küß mich doch, Charline!"

Charline küßte mich. Sie kam mir entgegen, wo ich wollte, aber blieb seltsam unbeteiligt.

Als ich schlafen gehen wollte und sagte: "Wir gehen jetzt schlafen, Charline! willst du?", antwortete sie: "Wie es dir recht ist, Denis."

Erhob sich aber nicht.

"Dann gib mir deinen Mund für einen Gute-Nacht-Kuß."

Sie gehorchte.

Ich habe nicht ergründen können, was in Charline gefahren war. Nur eines ist sicher: aus dem verträdelten Mädchen Charline war eine selbstbewußte junge Frau geworden. Sie war mit Kopf und Verstand beim Lernen. Drohungen von seiten des Pelzscheichs waren nicht mehr nötig.

Mir gegenüber blieb Charline einsilbig und zurückhaltend, während sie sich Félix immer mehr zuneigte. Er war der Glückliche von allen. Er hatte eine Geliebte, die ihn liebte und mit der er sich täglich traf. Auch die Freundschaft zwischen ihm und mir festigte sich, weil er keine Scheu hatte, mir von seinem Glück mit Charline zu erzählen.

Félix' Mutter hatte sich nach einigen Wochen mit dieser Liebschaft abgefunden. Sie überredete ihren Sohn, mich wieder mit zu ihnen zu bringen. Ich wehrte mich zuerst dagegen, dann war meine Mähne so lang, daß ich mir doch die Haare schneiden lassen mußte. Ich hätte Félix beleidigt, wenn ich zur Konkurrenz (der Giraffe) gegangen wäre. Meine Rückkehr zu Mademoiselle Maret führte jedoch zu keiner Erneuerung. Ich hatte erfahren, daß eine anschniegende und schnurrende Katze auch scharfe Krallen hat!

63. *Yolande.*

Als der Advent anbrach, fieberte ich dem Weihnachtsfest entgegen, das auf einen Freitag fiel, den 25. Dezember 1942. Ich war nicht mehr von so großer Hoffnung erfüllt wie vor der ersten Fahrt nach Lesboeufs, denn es war nicht sicher, daß Geneviève und Marie-Thérèse ihre Eltern zu Weihnachten besuchen würden.

Die Herrin steckte mir diesmal eine Thermoskanne voll heißem Kaffee mit Schnaps, eine Einliterflasche guten Wein, Butterbrote mit Schinken und Braten, sowie mehrere Stücke Kuchen in die Tasche. Auch schenkte sie mir 20 Francs Weihnachtsgeld aufgrund meiner getreuen Dienste. Sie zahlte mir auch die 10 Francs Taschengeld für die Woche und die 5 f für das samstägliche „Bad“ im voraus. Vom Pelzscheich bekam ich noch 10 f, so daß ich zusammen mit meinem Ersparten fast 200 Francs besaß.

Ich trug diesmal die Anziehsachen von Madame Lescaut, genau wie damals, als ich Lesboeufs verlassen hatte. Denn es war kalt und ich konnte nicht ohne Jacke fahren. Meine Jacke, die einzige die ich hatte, mußte ich auch während der Arbeit tragen. Ich besaß keinen Pullover und keinen Wintermantel. Vielleicht wollte die Herrin mich mit Absicht nicht passabel einkleiden, damit ich bei anderen Frauen keine Chance hätte. Immer wieder hatte sie mich gefragt, warum ich so oft zu Mademoiselle Maret ginge. Ich versicherte ihr, daß ich mit der Friseurin nicht intim war, trotzdem gefiel es ihr nicht.

Die Arbeitsklamotten, die ich vom Pelzscheich bekommen hatte, bestanden aus zwei geflickten Hosen und Hemden – und ein paar Lappen alter Unterwäsche, um meine Füße damit einzuwickeln.

Um warm zu werden, radelte ich so schnell ich konnte, bis ich Wolken weißen Dunsts aus den Lungen stieß. Ich mußte jedoch oft anhalten und absteigen, weil der Neuschnee an den Reifen klebte, sich zwischen Rad und Schutzblech staute und die Räder blockierte.

Kein gutes Omen!

Aufgrund der Unterbrechungen erreichte ich Lesboeufs erst nach der Heiligen Messe.

Ich war mir unschlüssig, was ich jetzt tun sollte. Wie könnte ich erfahren, ob Geneviève im Dorf war, ohne das Haus der Familie Pécic aufzusuchen?

Aus dieser Klemme befreite mich die kleine Yolande, die wußte, daß ich zu Weihnachten kommen werde und den ganzen Vormittag über nach mir ausgespäht hatte. Sie lief mir zu meiner Freude entgegen, bevor ich das Anwesen der Lescauts erreicht hatte.

Arme Yolande! Ein so liebliches Mädchen! Und dennoch im Winter ohne Mantel – wie ich. Sie hatte nicht einmal warme Strümpfe an, sondern nur kurze Sockensocken, so daß ihre Beine, ihre Hände und ihr schönes Gesicht vor Kälte blau und rot waren. Ihr langärmliges Kleid bestand zwar aus dickem Stoff, war aber viel zu kurz für sie.

Noch bevor sie mich im Schnellschritt erreicht hatte, schrie sie: "Denis! Denis!"

Ich bremste, stieg ab und breitete meine Arme aus: "Yolande!"

Sie fing sich an meiner Brust ab und hing mit beiden Armen an meinem Hals. Und küßte mich mit solcher Inbrunst, daß ich ihre Küsse ausgiebig erwidern mußte – und die Frage, die mir auf den Lippen brannte, zurückhielt.

Doch ich brauchte nicht erst zu fragen. Als sie ihren Mund von meinem löste, schaute sie mir prüfend in die Augen und sagte: "Sei nicht traurig, Denis! Sie ist nicht gekommen. – Jetzt komm mit mir nachhause, sonst wirst du dich erkälten. Papa und Maman wollen, daß du kommst. Das letzte Mal waren sie böse, weil du nicht nachhause gekommen bist."

Ich fragte sie: "Waren sie böse auf dich, weil du so lang mit mir allein geblieben bist?"

Yolande lachte spitzbübisch: "Ja! Maman hat mich eine dumme Göre genannt, weil ich Wein mit dir getrunken hatte und angeschwipst war. Ha–ha..."

Da ich wußte, daß sie hungrig war, sagte ich: "Steig auf! Wir fahren zu meinem alten Versteck. Einverstanden, Yolande? Oder ist dir zu kalt?"

Yolande schwang sich auf die Stange: "Mir ist nicht zu kalt!"

Ich sah, wie kalt es ihr war!

Auf dem schmalen Weg zu den Pappeln konnte ich nicht mehr fahren, weil sich dort zuviel Schnee angehäuft hatte. Also gingen wir beide zu Fuß, während ich mit einer Hand das Fahrrad schob. Auch beim alten Versteck lag Schnee, doch konnte ich mich mit dem Rücken gegen eine der mächtigen Pappeln lehnen. Ich nahm die Thermoskanne aus der Tasche und sagte zu Yolande, die sich an mich schmiegte: "Trink heißen Kaffee, bis du warm hast. Und du kannst Schinken, Braten und Kuchen essen, bist du satt bist. Wir trinken auch vom Wein! Erst danach gehn wir nachhause."

Yolande: "Aber du ißt und trinkst auch mit mir, Denis!"

Ich sah ein, daß ich mit essen mußte: "Ja, aber nicht viel. Schmiege dich ruhig an mich, damit dir nicht so kalt ist." Und ich machte meine Jacke auf, damit ich sie ihr über die Schulter legen konnte.

"Schon gut, Denis! So bei dir ist mir nicht mehr kalt." Sie biß mit Appetit in das Schinkenbrot und ließ mich auch daran knabbern.

Ich fragte: "Hast du wenigstens etwas Warmes unter deinem Kleid an?"

Yolande schüttelte verneinend den Kopf. Nachdem sie keinen vollen Mund mehr hatte, sagte sie: "Ich hab nur ein kurzes Unterhemd. Aber das macht nichts, Denis! Mir ist nicht kalt!"

Nur ein kurzes Unterhemd! Das war doch zu arg und kaum zu glauben.

Ich fragte: "Hast du keinen Schlüpfer, Yolande?"

Wieder schüttelte mit dem Kopf: "Ich hab einen gehabt, aber der ist ganz zerrissen und zu klein. Da die Leute nicht sehen können, daß ich drunter nichts anhabe, geben sie mir auch nichts."

Sie sagte das so selbstverständlich, als ob es das Allernatürlichste der Welt wäre.

Mir wollte das nicht in den Kopf gehen!

Ein zehnjähriges Mädchen im Winter nur mit einem Kleid, einem kurzen Unterhemd, kurzen Socken und abgetragenen Halbschuhen! Da fielen mir Charline und Michou ein – sie waren beide schon größer als Yolande. Sicher wurden ihre zu klein gewordenen Sachen aufbewahrt! Würde mir Madame Voyer etwas davon geben? Wenn nicht, war ich bereit, sie für Yolande zu stehlen.

Während ich so überlegte und langsam kaute, wurde Yolande nicht müde, mich aus ihren dunklen Augen anzuschauen. Wäre sie nicht gewesen, hätte ich mich in diesem Augenblick haltlos meinem Schmerz ergeben. So aber besaß ich ein Herz, das anhänglich an mich war wie kein anderes!

Um ihr eine Freude zu bereiten, sagte ich: "Yolande! Ich werde versuchen, zu Neujahr, also in einer Woche wieder herzukommen. Dann bringe ich dir warme Unterwäsche und etwas zum Anziehen mit. Welche Schuhnummer hast du?"

Yolandes Augen wurden größer, während sie sich noch fester an mich schmiegte.

"Willst du mir wirklich etwas bringen, Denis?! Ich weiß aber nicht, welche Schuhnummer ich habe. Ich hab noch nie neue Schuhe gehabt."

Ich hielt ihr die Weinflasche hin: "Trink davon, das schmeckt gut zum Braten. Nachher bekommst du noch Kaffee." Und nach einem Schluck Wein fuhr ich fort: "Der Bäcker, bei dem ich arbeite, hat zwei Töchter, die beide noch zur Schule gehen, aber schon größer sind als du."

Yolandes Blick verfinsterte sich, und statt mich nach den Kleidern zu fragen, brach es aus ihr heraus: "Wie sind die Töchter des Bäckers? Liebst du sie?"

Ihre besorgte Miene brachte mich zum Lachen.

"Die Jüngere, Michou, haßt mich, wie mich noch niemand gehaßt hat. Die Ältere, Charline, hat einen Beau, der Félix heißt und mein Freund ist. Bist du jetzt zufrieden?"

Sie küßte mich und sagte: "Ich dachte, du hättest dich wieder in so eine Reiche wie Geneviève verliebt. Die taugen nichts, Denis!"

Ich wollte das Thema wechseln. "Sei ehrlich, Yolande, dir war doch vorhin furchtbar kalt, nicht?"

Yolande gestand: "Ja, Denis. Vielleicht deshalb, weil mein Unterhemd zu kurz ist."

Ich konnte mir vorstellen, wie das sein mußte, denn auch bei mir stieg trotz langer Hose die Kälte an den Beinen herauf.

Ich mußte einen Entschluß fassen.

"Ich werde versuchen, schon am Sonntag zu kommen. Also übermorgen."

Sie freute sich, als ob ich ihr die Welt versprochen hätte. Doch während sie mich dankbar umarmte, huschte wieder ein Schatten über ihr Gesicht: "Bitte vergiß nicht, einen Schlüpfer mitzubringen! Ich kann in der Schule nie richtig mitspielen, weil die andern sehen würden, daß ich drunter nichts an habe."

Das war eine furchtbar peinliche Sache für ein zehnjähriges Mädchen.

"Versprochen. Ich bring mehrere mit. – Komm, iß!"

"Ich kann nicht mehr. Bin auch schon ein bißchen angeschwipst. Ich fühl mich wie im Traum, wenn du auftauchst." Worauf sie lachte.

Ich fragte: "Träumst du wirklich von mir, Yolande?"

Sie nickte: "Oh, ja, Denis! Oft! Und dann denk ich den ganzen Tag darüber nach..."

"Komm", sagte ich, "ich schiebe dich mit dem Fahrrad bis zur Straße. Danach können wir wieder fahren."

Unterwegs fragte ich, wie es der kleinen Marie-Françoise geht.

Yolande erzählte, daß Marie-Françoise schon zu sprechen versucht und daß ich sie bestimmt sehr lieb haben werde. Dann sprach sie noch kurz über die anderen Geschwister. Geändert hatte sich jedoch gar nichts.

Als ich mit ihr im Wohnzimmer der Pécics eintraf, wo – außer Cyril – alle anwesend waren, grüßte ich mit: "Bonjour, und ein frohes Weihnachtsfest!"

Zu meiner Überraschung stand der Vater auf und kam, um mir die Hand zu drücken. Dann mußte mich zu ihm an den Elterntisch setzen und ihm bei einem Glas Wein erzählen, wie es beim Bäcker in Boisleux sei. Ich sagte nur, daß es viel Arbeit gab. Nach dem Essen gefragt, sagte ich, daß es gut sei.

Als der Vater kurz vor dem Mittagessen die Pferde bei Monsieur Lescaut füttern und tränken ging, konnte ich mit der kleinen Marie-Françoise im Kinderwagen spielen. Offensichtlich

mochte sie mich, obwohl ich ihr als Fremder hätte erscheinen müssen, denn sie ergriff mich am Daumen, und sagte: "Baba-baba..."

Marie-Françoise fehlte bestimmt nichts, weil ihre Taufpatin für sie sorgte. Die kinderlose Nachbarin war jeden Tag bei der Kleinen, und so war sie bestimmt die einzig Glückliche in diesem Haus.

Yolande wollte mir noch ein Gefallen tun und hob Marie-Françoise aus dem Wagen, um mir zu zeigen, wie groß sie schon war, und sie mir anschließend in die Arme zu geben. Die blauen Augen von Marie-Françoise tasteten mich ab, wie auch ihre kleine Hände. Yolande lachte vor Freude, das tat dann auch die kleine Marie-Françoise, wobei sie ihren noch zahnlosen Mund weit auf tat, so daß auch ich mitlachte. Ich hatte mich schon lange nicht mehr so gefreut wie mit diesem kleinen Kind, das die Sorgen des Lebens noch gar nicht kannte.

Ich warf einen Blick auf Mutter Pécic, die am Ofen das Mittagessen zubereitete – sie blickte jedoch völlig anteilnahmslos drein, als ob ihr wieder irgendwelche Sorgen durch den Kopf gingen.

Da es Weihnachten war, gab es diesmal zu Mittag in der Suppe gekochtes Rindfleisch für alle, das nach der Bouillon zu den Kartoffeln serviert wurde. Dann wurde alles, was in meiner Tasche geblieben war, an die Geschwister verteilt. Wer einen Schluck Wein wollte, konnte aus der Flasche trinken. Sie wollten alle!

Yolande wärmte mir den Rest Kaffee auf und schüttete ihn zurück in die Thermoskanne, da ich los mußte, um früh genug in Boileux anzukommen. Der Pelzscheich würde mich sonst nicht wieder nach Lesboeufs fahren lassen.

Yolande wollte noch einen Augenblick mit mir allein sein. Das ging aber nicht.

"Übermorgen, Yolande! Dann wirst du dich warm anziehen können. Aber verrate niemand, daß ich schon am Sonntag wiederkomme."

"Ich verrate nichts! Wann ungefähr wirst du kommen?"

Genau konnte ich das nicht wissen: "Vielleicht um 10 Uhr herum. Das hängt davon ab, ob noch Schnee fallen wird oder nicht. – Jetzt noch schnell einen Kuß. Dann lauf hinein, weil du schon wieder frierst..."

Bei der Rückfahrt nach Boileux hatte ich keine Schwierigkeiten, da die Sonne den Schnee aufgeweicht hatte und er nicht mehr an den Reifen klebte. Auch war er inzwischen von den vorbeifahrenden Fahrzeugen flachgedrückt worden.

Ich kam schon gegen 15 Uhr in Boileux an, also zwei Stunden früher als erwartet. Die Voyers hatten mich in den Hof fahren sehen. Als ich ins Wohnzimmer kam, um dem Pelzscheich den Fahrradschlüssel abzuliefern, fragte er: "Ist schon wieder ein Ochse in Lesboeufs gestorben, daß du so früh zurückkommst?"

Ich versuchte ihn bei Laune zu halten: "Ich wollte nicht zu spät zurückkommen, damit Sie mich nächstens wieder fahren lassen, Monsieur."

Die Antwort gefiel dem Pelzscheich: "Da hast du wenigstens einmal was Vernünftiges gedacht. Und wann kriegt Mutter Pécic ihr nächstes Kind?"

Die Herrin fiel ihm ins Wort: "Behalte wenigstens heute deine Witze für dich, und denk was Vernünftiges." Dann wandte sie sich mir zu: "Du kannst dich jetzt ausruhen, Denis. Es wird heute nur das Allernotwendigste beim Vieh getan. Komm aber dann zum Vesperbrot."

Ich wußte schon, was das bedeutete und ging zur Mansarde hinauf. Damit nichts auffällt, ließ sie mich ziemlich lange warten. Erst eine Stunde später kam sie herauf und fragte mich, während sie aufs Bett zuging: "Wie wars in Lesboeufs, Denis?"

"Sie ist nicht von Paris zu Besuch gekommen. Darf ich Sie aber um etwas bitten, Madame?"

Die Herrin nahm mich in ihre Arme: "Selbstverständlich, daß du das darfst, Denis. Um was möchtest du bitten?"

Ich hatte keine Hemmungen mehr vor ihr, was intime Sachen betraf: "Meine zehnjährige Schwester ist halbnackt im Winter. Sie hat nur ein kurzes Kleid und ein kurzes Unterhemd, sonst gar nichts! Keine Schlüpfer! Sie kann deswegen in der Schule nicht mitspielen. Auch ihre Schuhe sind abgenützt und sie hat nur ein paar kurze Sockensocken. Könnten Sie ihr nicht etwas schenken, was Michou nicht mehr tragen kann?"

Da sie es eilig hatte, sagte sie mir nur: "Ich werde dir morgen etwas zusammensuchen. Mach jetzt schnell." Und sie legte sich hin...

Ich behandelte sie besonders liebevoll und ausführlich. Erst als sie von sich aus sagte: "Jetzt ist es genug, Denis!" kam ich mit meiner nächsten Bitte: "Werde ich am Sonntag, also übermorgen, nochmal nach Lesboeufs fahren dürfen, um meiner Schwester die Sachen zu bringen? Ich werde wieder ganz früh zurückkommen."

Die Herrin war sehr mild gestimmt: "Du kannst hinfahren! Ich werde für alles sorgen. Geh jetzt zur Arbeit, damit ich später hinuntergehen kann..."

Charline hatte drauf gewartet, daß ich die Treppe runterkam, und folgte mir. Das Erste, was sie mir sagte, war: "Also, Denis, ich muß schon sagen, daß ihr beide eine Ewigkeit braucht! Wann willst du denn dein Vesperbrot essen?"

"Ich hab keinen Hunger! Wolltest du etwas?"

Charline: "Dann komm einen Kaffee trinken! Vater ist fortgegangen."

Ich wußte, daß Charline etwas anderes wollte, aber seit ihrem Verhältnis mit Félix kam sie nie direkt zur Sache. So fragte ich: "Wohin ist dein Vater gegangen?"

Charline: "Er hat die Gelegenheit genutzt, um aus dem Keller etwas für Cathrine zu holen. Er wird sich schon gedacht haben, daß Mutter nicht so schnell von oben wieder runterkommt!"

Das gefiel mir weniger: "Du glaubst, daß er einen Verdacht hat?"

Charline, bestimmt: "Wer hätte den nicht? Sie ist doch bei jeder Gelegenheit mit dir zusammen. Anscheinend macht es ihm gar nichts aus, daß du ihm die Sache abnimmst. Da hat er mehr Freiheit für seine Mätressen. Was macht Mutter?"

"Mach du mir den Kaffee, während ich sie hole."

Ich ging zur Mansarde hinauf. Die Herrin war auf dem Dachboden bei den Wäschetruhen.

"Was ist, Denis?"

"Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Ihr Herr Gemahl fortgegangen ist Madame," antwortete ich.

Sie: "Danke. Ich komme gleich hinunter. Willst du mir noch was sagen?"

Ich mußte sie ins Bild setzen: "Ich glaube, er schöpft schon Verdacht. Er dachte, daß Sie nicht so bald wiederkommen werden und ist zu Cathrine gegangen."

Der Herrin machte das gar nichts aus: "Laß ihn Verdacht schöpfen! Das soll uns nicht stören. Wichtig ist nur, daß es niemand im Dorf erfährt. Auch Maurice und Clovis dürfen nichts erfahren! Sonst würden sie die Sache gleich verbreiten. Die anderen im Haus dürfen wissen, daß wir oft zusammen sind und daß du mich badest. Auf die Dauer können wir das vor ihnen nicht verbergen. Sie dürfen nur nicht wissen, was du dabei tust."

Als wir wieder unten waren, fragte die Herrin ihre Jüngste: "Michou, du hast bestimmt Sachen im Kleiderschrank, die dir zu klein sind. Ich habe auf dem Boden nach Wäsche gesucht, die Denis am Sonntag für seine kleine Schwester mitnehmen kann. Sie ist zehn, aber hat nur ein kurzes Kleid und ein noch kürzeres Unterhemd. Ansonsten ist sie völlig nackt. Und das mitten im Winter."

Tante Mathilde: "Du lieber Himmel! Gibts denn so was auch! Das arme Kind."

Die Herrin erwiderte hitzig: "Da spielt der Himmel nicht mit! Eine Idiotie und ein Wahnsinn ist es! So viele Kinder zu zeugen, daß sie nicht ernährt und gekleidet werden können." Und mich gewendet: "Sag deinem Vater von mir, daß er schon längst hätte kastriert werden sollen! Hast du mich verstanden?"

Ich nickte: "Ja, Madame, ich habe verstanden, er hätte schon längst kastriert werden sollen." . Während das Trampeltier bei diesen Worten puterrot wurde, kicherten Charline und Michou in sich hinein. Dann gingen die Herrin und Michou ins Schlafzimmer, während ich meinen Kaffee trank.

Dann war es Michou, die im Schlafzimmer zu ihrer Mutter sagte: "Gib ihr auch diesen Mantel und die dazu gehörige Haube. Ich brauche ihn bestimmt nicht mehr, der ist mir schon viel zu kurz!"

Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen.

Die Mutter war nicht ihrer Ansicht: "Der Mantel ist noch fast neu. Du kannst ihn diesen Winter noch tragen. Es macht nichts, wenn dein Kleid ein bißchen drunter rausschaut."

Michou erwiderte bestimmt: "Nein, Maman! Ich will nicht so wie eine Gans ausschauen."

Ich mußte zur Arbeit gehen und konnte nicht weiter zuhören.

Charline begleitete mich. Sie fragte: "Hast du Geneviève gesehen, daß du übermorgen schon wieder fahren willst?"

Plagte sie tatsächlich die Neugier?

Ich antwortete: "Sie war gar nicht in Lesboeufs. Ich muß wirklich wegen Yolande wieder hinfahren. Sie hat keinen einzigen Schlüpfer. Du kannst dir vielleicht vorstellen, wie das ist mit einem kurzen Unterhemdchen, wenn die Kälte am Körper hinaufkriecht."

Charline: "Wenn du früher was gesagt hättest, hätte ich dir schon längst ein paar Sachen gegeben. Hat Maman tatsächlich schon etwas ausgesucht?"

Worauf wollte sie hinaus? Ich hatte nicht mehr so viel Zeit.

"Ja, sie hat gesucht. Sag doch, was du auf dem Herzen hast. Was ist los?"

Charline: "Ich wollte fragen, ob du mir helfen kannst."

Früher wäre sie direkt damit gekommen, jetzt mußte ich sie erst dazu ermutigen.

"Ich helfe dir immer. Rück raus mit der Sprache!"

Charline: "Also gut. Wegen der Spuren im Schnee kann Félix weder vorne zum Salon kommen noch hinten zum Pferdestall. Die Vordertür des Salons wird sonst nie benützt und ich dürfte sie eigentlich gar nicht aufmachen. Wenn ich sie jetzt aufmache und hinausgehe, wird mein Vater das an den Spuren im Schnee sofort erkennen. Genauso, wenn ich zum Pferdestall gehe. Vater würde mich sofort in Verdacht haben. Auch Clovis würden die Spuren auffallen. Was sollen wir jetzt tun?"

Schon nach der ersten Woche ihrer intimen Beziehung hatte ich nicht mehr Wache stehen müssen, weil beide mit dem Pferdestall vorlieb nahmen.

Charline: "Ich wünsch mir eine Stelle, wo ich mich hinlegen kann. Aber so, daß ich nicht dreckig werde. Und bitte besprich die Sache mit Félix. Du verstehst dich mit ihm jetzt sowieso viel besser als mit mir."

"Unsinn, Charline! Du verhältst dich anders! Ich hab mich in keiner Weise geändert. – Wieso geht ihr nicht auf die Mansarde? Maurice ist bis Montag bei seinen Eltern. Clovis schläft bei Yvonne. Ich werde wieder aufpassen, dann kann nichts schief gehen."

"Nein, Denis, nicht im Haus! Mein Vater schnüffelt zu oft hier herum. Denk dir was anderes aus."

"Ich werde mir die Sache während der Arbeit überlegen und bestimmt eine Lösung finden."

Charline umarmte mich: "Das wirst du, Denis! Weil du ein Kavalier bist." Und erstmals küßte sie mich wieder auf den Mund.

Ich war gerade bei den Kühen, als Michou durch den Stall zur Toilette ging. Weil sie ihre Mutter hatte überreden wollen, Yolande den Mantel und die Haube zu schenken, grüßte ich sie: "Bon soir, Mademoiselle Michou."

Michou erwiderte meinen Gruß wie gewöhnlich, indem sie mir ihre Zunge so weit es ging herausstreckte. Das wunderte mich so, daß ich in Gelächter ausbrach! Denn wie sollte ich diese kleine Göre verstehen?

Mein Gelächter überraschte sie ebenso wie mich ihre Zunge. Sie bekam einen roten Kopf und eilte in die Toilette. Auch war sie sehr darauf bedacht, die Tür gut zu verschließen, obwohl ich in der Dunkelheit nichts gesehen hätte – auch nicht bei offener Tür. Nachdem sie heraus kam, lief sie davon, ohne mich anzuschauen. Ob sie sich plötzlich vor mir schämte?

Nach der Arbeit wartete Charline im Vorraum der Bäckerei auf mich. Ich flüsterte ihr zu: "Komm mit zum Lieferwagen!"

Dort wies ich hinter die niedrige Trennwand, wo der Kornraum lag: "Da ist der beste Platz! Es sind auch eine Menge leerer Weizensäcke da. Die Decke vom Brotwagen über den Weizensäcken wird euch genügen. Und dein Vater vermutet dich bestimmt nicht da. Ich werde mich in der Nähe der Veranda aufhalten. Wenn jemand kommt, kann ich euch warnen, damit ihr euch ruhig verhaltet."

Nun bedankte sich Charline noch überschwenglicher als zuvor. Dann erst fragte sie: "Wie aber kommt Félix herein?"

"Der Schnee auf dem Trottoir entlang des Hauses ist zertreten. Wenn Neuschnee fällt, kann er vorausgehen und ich werde hinter ihm in seine Fußstapfen treten, als ob nur ich gegangen wäre..."

Weiter kam ich nicht, so begeistert war Charline über diese Idee. Ich erwiderte ihren Kuß, um mir ihre Gunst zu erhalten.

"Charline", sagte ich, "ich werde immer für dich tun, was ich kann. Aber du könntest mir auch eine Freude machen. Magst du eine Wäschegarnitur für Yolande zusammenstellen?

Zusammen mit warmen Strümpfen und Schuhen? Ich habe von Yolandes Fuß Maß genommen. Willst du das für mich tun, Charline?"

Charline versprach es mir: "Das ist doch selbstverständlich. Ich werde zusammen mit Maman auf den Dachboden gehen. Es wäre gut, wenn du dabei wärst, denn du hast viel mehr Einfluß auf meine Mutter als ich. Mich wundert sowieso, daß du von ihr nicht mehr verlangst. Zum Beispiel etwas für dich. Aber du gehst lieber in Lumpen, statt um etwas für dich zu bitten. Na, wie du meinst. – Sag, könntest du nach dem Abendessen zu Félix gehn und ihn herbringen? Ich möchte ein bißchen mit ihm schmusen. Ist dir das recht, Denis?"

"Meinetwegen. Gib nur acht, daß du kein Kind kriegst! Bleib am Tisch sitzen, wenn ich nach dem Abendessen weggehe, damit deinem Vater nichts auffällt. Ich werde mit Félix im Kornraum warten. Du kommst dann dort hin. Einverstanden?"

Charline war selbstverständlich einverstanden und alles lief reibungslos.

Später begleitete ich Félix noch nachhause. Mademoiselle Maret war in weihnachtlicher Stimmung. Sie umarmte mich erstmals wieder und küßte mich auf beide Wangen ...

Am zweiten Weihnachtsfeiertag stand noch nicht fest, ob ich nach Lesboeufs fahren könne, weil sich der Pelzscheich am Abend geweigert hatte, mir den Fahrradschlüssel zu geben. Er schimpfte wegen der Abnutzung der Reifen und wie teuer diese wären, wenn er sie überhaupt mit einem Sonderbezugsschein bekäme. Ich war entschlossen zu Fuß aufzubrechen, um Yolande die Sachen zu bringen. Die Herrin war jedoch dagegen – sie versicherte mir, daß sie den Fahrradschlüssel bis morgen bekommen werde. Trotzdem war ich die ganze Nacht über in Unruhe.

Als ich am Morgen die Kühe melkte, brachte sie mir tatsächlich den Schlüssel. Später erzählte mir Charline, wie ihre Mutter ihn bekommen hatte: sie ließ den Pelzscheich solange nicht ins Bett, bevor er nicht mit dem Schlüssel rausrückte.

Schnee lag über der Landschaft, die Straße war glatt. Hinten auf dem Gepäckträger hatte ich den Sack mit Anziehsachen. Schon vor den ersten Häusern von Lesboeufs erblickte ich Yolande. Ich trat in die Pedale, damit sie nicht zu weit zu laufen hatte. Das letzte Stück Weg lief sie mit erhobenen Händen: "Denis. Denis!"

"Bonjour, ma mie," fing ich sie ab. Und nach dem Kuß: "Steig schnell auf jetzt, damit wir bald zu Hause sind."

Geschmeidig wie ein Kätzchen schwang sich Yolande auf die Stange. Als ich weiterfuhr, sagte sie: "Fahr nicht nachhause, Denis, sondern direkt zu den Pappeln. Du kannst dort das Fahrrad stehen lassen, während ich mich im Schuppen auf der anderen Seite des Zauns umziehe. Zuhause kann ich mit dir nicht allein sein. Und Maman wird mich vielleicht nicht alles anziehen lassen. Hast du was Schönes mitgebracht?"

Ich war schon an dem kleinen Weg hinter den Wiesen angelangt und mußte absteigen: "Bleib sitzen, ich schiebe dich. Ob ich schöne Sachen mitgebracht habe? Nun, es ist auch etwas dabei, was zu klein für dich ist. Und es gibt auch zu große Sachen von Charline, die du an Thérèse abtreten könntest."

Yolande zitterte vor Kälte: "Ich hab die ganze Nacht kaum schlafen können, weil ich nicht erwarten konnte, daß es Morgen wird. Dann hat mich Maman nicht zur Messe gehen lassen, weil es in der Kirche zu kalt ist und sie noch keinen Mantel für mich hat. Dann bin ich davongelaufen und hab auf der Straße auf dich gewartet."

"Hast du zuhause gesagt, daß ich heute kommen werde?"

Yolande lächelte: "Nein, Denis! Außer mir weiß es niemand. – Hier kannst du das Fahrrad abstellen und den Sack über den Zaun werfen."

Sie hatte sich die Sache ganz gut ausgedacht. An dieser Stelle kam nie jemand vorbei und niemand konnte das Fahrrad von der Straße aus sehen, weil der alte Schuppen dazwischen lag. Schnell waren wir beide über dem Zaun. Der Eingang zum Schuppen aber sah zur Straße hin. Da sagte Yolande: "Warte einen Augenblick. Ich schau nach, ob jemand auf der Straße ist." Und sie pirschte sich zur Vorderseite des Schuppens, um mich sogleich zu sich zu winken.

Ich lief ihr mit dem Sack über der Schulter nach und verschwand mit ihr im Schuppen. Das Stroh war vom Vieh zertrampelt.

"Das Stroh ist dreckig, Yolande."

"Ganz hinten ist es nicht schmutzig. Komm her!"

Ich warf ich den Sack auf den Boden und machte ihn auf. Yolande drückte ihre Oberschenkel mit den Händen zusammen, um sich zu erwärmen, und schaute voll Neugier. Als die Sachen zum Vorschein kamen, rief sie vor Staunen: "Aaaaaah!" während sie mit ihren vor Kälte starren Fingern über die Sachen streichelte, um sich dann an meinen Hals zu hängen: "Oh, Denis!"

Ich mußte ihre Küsse abwehren: "Laß mich jetzt gehn und die Einkauftasche holen. Inzwischen ziehst du dich an."

Yolande war nicht gewillt, mich gehen zu lassen: "Nein, hilf mir das alles anziehen!"

Und mit einem Ruck hatte sie ihr Kleid hinten auf und über den Kopf ausgezogen. Ich traute meinen Augen kaum! Das Hemdchen, das sie drunter anhatte, war aus dünnem Stoff, hatte Risse und reichte nicht einmal bis zu den Hüften.

Ich sagte: "Schmeiß das Hemd auf den Boden, damit du drauf stehen kannst und nicht so kalte Füße bekommst."

Ihr ganzer Körper bestand nur aus einer weiß und blau gefleckten Gänsehaut.

Ich reichte ihr das "Trikot-Unterhemd", das sich so sanft und warm anfühlte, und sie streifte es sich schnell über den Kopf. Dann kam der dazugehörige Schlüpfer – und das Mieder.

Yolande schaute mich fragend an, dann brach es aus ihr heraus: "Was ist das? Ich will das nicht haben!"

Ich mußte lachen: "Doch, zieh das an, Yolande! Das Mieder hält warm, und es sind Strippen dran, womit die Wollstrümpfe befestigt werden, die sonst runterrutschen."

Yolande fragte mißtrauisch: "Woher weißt du das alles so genau?"

Auf diese Frage war ich nicht gefaßt! Ich rettete mich: "Wenn du schon in einer großen Stadt gewesen wärst, würdest du alles über Mieder wissen. In den Schaufenstern der Galerie La Fayette in Caen sind menschengroße Figuren von Frauen und Kindern, das heißt Puppen, die all die Kleider und Unterwäsche anhaben. Auch Geneviève trägt im Winter ein Mieder. Und da du bald eine junge Dame wirst, kannst du dich jetzt schon daran gewöhnen. Also los!"

Yolande gab nach. Aber während ich ihr hinten das Mieder zumachte, fragte sie besorgt: "Wie krieg ich das allein wieder runter?"

Ich beruhigte sie: "Thérèse wird dir bestimmt dabei helfen. Dafür gibst du ihr die Unterwäsche, die für dich zu groß ist."

Yolande warf ein Auge auf die gut erhaltenen braunen Halbschuhe von Michou. "Glaubst du, daß sie mir passen werden, Denis?"

Dessen war ich mir sicher: "Bestimmt, Yolande! Sie sind nur ein ganz wenig zu groß, aber die dicken Wollstrümpfe werden die Schuhe ausfüllen."

Sie hatte sich die Strümpfe im Handumdrehen übergestreift. Als ich ihr half, die Schuhe zu schnüren, jubelte sie: "Sie passen wunderbar! Und mir wird schon so schön warm!"

Und sie lachte aus frohem Herzen.

Ihre kindliche Freude wirkte ansteckend auf mich: "Nun steh jetzt wieder auf, damit wir die Wollstrümpfe glatt bekommen. Dazu müssen die Strippen so kurz gemacht werden wie es geht. Und jetzt zeig ich dir, wie du den Verschuß aufmachen mußt. Du brauchst nur mit dem Fingernagel des Daumens so nach außen drücken. Mach jetzt selbst den Strumpf wieder rein und drück den Verschuß zu. Siehst, wie einfach das ist!"

"Oh! Da liegt noch ein weißer Kragen auf dem Mantel!"

"Ja, Yolande, der Kragen läßt sich abknöpfen, damit du immer einer sauberen anhast. Aber zieh zuerst das Kleid an."

Kaum hatte ich ihr das Kleid hinten zugeknöpft, als sie sich an meine Brust warf: "Ich bin so glücklich, Denis! Es paßt so gut und ist so schön..."

"Nicht so stürmisch! Geh zwei oder drei Schritte und dreh dich langsam um. Ja, so! – Es ist nur um eine Fingerbreite an den Ärmeln zu lang. Jetzt bist du das reizendste und hübscheste Mädchen in Lesboeufs!"

Mit einem Sprung war Yolande bei mir: "Wenn du noch mehr sagst, schreie ich vor Glück so laut ich kann!"

Damit sie nicht schrie, küßte ich sie auf den Mund.

"Und nun den Mantel!"

Es war ein grüner Mantel mit braunen Knöpfen, der ihr ein bißchen zu lang war. Dann setzte ich ihr die grüne Wollhaube auf, die sich unter dem Kinn zuknöpfen ließ und in der zwei bandartige Muster eingestrickt waren, die das Gesicht umrahmten. An der Spitze der Haube hing ein brauner Pompon, der hin und her pendelte, wenn sie den Kopf nach links oder rechts bewegte – was sie juchzend tat.

"Das ist noch nicht alles," sagte ich. "In den Manteltaschen sind braune Wollhandschuhe und ein Taschentuch. Faß mal hinein!"

Yolande beförderte noch etwas anderes heraus: "Und auch Schokolade!!"

Jetzt überfiel sie mich regelrecht mit Küssen.

"Warte, ich hol jetzt die Tasche mit den Essachen rein."

Yolande wollte mich nicht gehen lassen: "Bleib hier, Denis! Die bring ich selber her."

Und schon sprang sie davon, daß es eine Freude war zuzusehen.

Ich hob ihr zerrissenes Hemd vom Boden auf und versteckte es unter dem Stroh. Ihr altes Kleid wickelte ich zusammen und wollte es in den Sack stecken. Da fiel mir der braune Schal entgegen, den Michou für sie eingepackt hatte. Als Yolande zurückkam, hielt ich ihr den Schal entgegen: "Knöpf nochmal den Mantel auf, wir haben etwas vergessen."

Yolande: "Mir ist schon so warm! Den zieh ich später an, wenn wir gehen."

"Nein, der ist schick! Zieh ihn an. Danach werde ich dir die Haare, die unter der Haube heraussehen, noch schön verteilen."

Sie ließ alles willig mit sich geschehen.

Wir sammelten sauberes Stroh zusammen und legten ein Kleidungsstück darauf. Nachdem ich mich gesetzt hatte, machte Yolande es sich auf meinem Schoß bequem. Zuerst tranken wir aus der Thermoskanne den warmen Kaffee mit Schnaps, dann aßen wir zusammen die Schinkenbrote und tranken Wein dazu. Zum Schluß gab es noch ein kleines Stück Kuchen für Yolande. Sie hatte es gar nicht eilig, nachhause zu kommen.

"Komm," sagte sie, "laß uns bis Mittag hier sitzen bleiben. Ich wäre am liebsten immer so mit dir zusammen."

Sie streifte die Handschuhe auf die Hände, umschlang meinen Hals und küßte mich – das Küssen war wohl ihre größte Leidenschaft!

Mir tat das sehr wohl. Während sie sich an mich schmiegte, hatte ich nicht mehr kalt. Und ich war glücklich, da sie glücklich war. Hätte mich die Herrin in Boisleux ganz neu von Kopf bis Fuß eingekleidet, hätte ich mich nicht so sehr darüber gefreut, wie mich die Freude von Yolande erfreute. Ein kleiner Makel haftete wohl daran, aber Yolande würde nie erfahren, wie ich mir die Gunst der Bäckerin erworben hatte, die zu der Gabe der Kleider führte.

Nur meine eigentliche Wunde wollte nicht heilen. Immer wenn ein Glück mir nahekam, tauchte Geneviève in mir auf – sie war allgegenwärtig! Nichts konnte sie aus meinem Herzen verdrängen. Auch die Vernunft nicht.

Um mich abzulenken, sagte ich: "Bist du wirklich so glücklich bei mir, daß du immer mit mir zusammen sein möchtest?"

Yolande blickte mir kurz in die Augen und sagte: "Oh ja, Denis! Ich bin so glücklich, wie noch nie in meinem Leben," und sie schmiegte ihren Kopf an den meinen, daß sich ihre Haube auf meiner Wange heiß anfühlte.

"Jetzt da du die reizendste Mademoiselle in Lesboeufs bist, werden dir alle Jungen in der Schule den Hof machen! Denn im Sack sind auch schöne Sachen für den Sommer mit allem, was dazugehört."

Yolande: "Ich mag nicht, daß die Jungs mir den Hof machen. Wenn ich groß bin, möchte ich mit dir so leben wie die Fréchots, irgendwo weit weg von hier." Die Fréchots waren drei Geschwister, die den zweitgrößten Bauernhof in Lesboeufs besaßen. Die Geschwister (ein Bruder war Arzt, der andere Landwirt und die Schwester war Herrin auf dem Hof) lebten unverheiratet zusammen, was Anlaß zu allem möglichen Klatsch lieferte, insbesondere weil sie den Dorfpfarrer, der etwas gegen dies Zusammenleben hatte, vom Hof gejagt hatten und nie die Kirche betraten.

Ich versuchte abzulenken: "Die Fréchots sind reich, Yolande. Sie können sich ein solches Leben leisten – wir beide jedoch nicht. Und ein Leben ohne Kinder ist für eine Frau nichts – und auch nichts für einen Mann! Das ist wie ein Obstbaum, der nie Früchte trägt. Später wirst du das selbst empfinden können und dich verlieben. Warte, bis du dreizehn oder vierzehn bist. Dann wirst du ganz anders lieben als jetzt!"

Yolande warf wieder ihren Kopf zurück, um mir in die Augen zu schauen, und sagte enttäuscht: "Warum können wir beide nicht heiraten, Denis? Es ist nicht meine Schuld, daß ich deine Schwester bin!"

"Yolande! Du bist meine Herzensschwester und ich werde dich immer von Herzen lieben. Die Liebe zwischen Geschwistern besteht weiter, auch wenn wir jemand anderen heiraten. Wenn wir nicht heiraten, wird es auch gut sein. Lassen wir das. Wenn du dreizehn bist, werde ich dir von der Liebe erzählen, damit du alles genau weißt. Doch jetzt erzähl du mir, was du am Heiligen Abend gemacht hast?"

Bisher hatte Yolande ein wenig zu beneidendes Leben gehabt – mit Hunger, Entbehrungen und Kälte. Trotzdem beklagte sie sich nie. Sie war eine Sonne. Schmollte sie oder war sie betrübt, so dauerte das nicht länger als der Schatten einer Wolke, die für einen Augenblick die Sonne bedeckt und dann vorbeihuscht. Entsprechend antwortete sie mir mit einem Lächeln, das Selbstverständlichkeit ausdrückte: "Ich bin am Heiligen Abend ins Bett gegangen wie gewöhnlich. Ich hab dann noch lange an dich gedacht. – Und du, Denis, was hast du gemacht?"

Wieder eine peinliche Frage. Wie sollte ich ihr sagen, daß ich lange wach im Bett lag und traurig an meine Mutter dachte – und dann an Geneviève, in der Hoffnung, sie vielleicht doch noch zu sehen und mit ihr zu sprechen, während ich an Yolande keinen Augenblick gedacht hatte.

Ich sagte deshalb nur: "Ich war auch allein und verlassen wie du, Yolande."

Das stimmte wirklich! Denn auch wenn Yolande eine Mutter hatte, so war sie ihr ebenso fremd wie mir.

Sie antwortete: "Ja, Denis, wir waren beide allein, aber jetzt sind wir es nicht mehr. Bist du auch so glücklich bei mir, wie ich bei dir?"

"Ja, Yolande. Du machst mich glücklich, weil du so lieb bist."

Wir hielten uns eine Weile umschlungen, bis ich merkte, wie sie unruhig hin und her rückte. Ich fragte: "Möchtest du jetzt nachhause, damit dich die andern zu sehen bekommen? Es wird bald Mittag!"

Es schien mir, als ob sie etwas sagen wolle. Sie schaute mich aber nur belustigt an, um am Ende in Gelächter auszubrechen.

"Bleib noch ein bißchen mit mir, Denis! Gib mir ein bißchen Wein, mir ist so warm und ich hab von dem Schinkenbrot Durst bekommen."

Ich wußte, daß sie etwas anderes auf dem Herzen hatte. Dann mußte ich lachen, wie sie aus der Flasche trank: "Wenn du weiter so trinkst, Yolande, wird aus dir noch eine Säuferin!"

Auch Yolande lachte, als sie mir die Flasche reichte: "Ich trinke nur, weil auch du davon trinkst."

Plötzlich gab es ihr einen Ruck.

"Die Schokolade!"

Und mit einer raschen Bewegung hatte sie einen Handschuh ausgezogen, um in die Tasche nach der Schokolade zu greifen.

"Komm, Denis, laß uns ein Stück davon essen. Wir werden beide am selben Stück lutschen. Zuerst du, dann ich und dann wieder du..."

Ich fragte mich, wie sie auf diese Idee kommen konnte? Da ich zunächst glaubte, sie könnte etwas anderes meinen, ließ ich mir ein Stück Schokolade in den Mund stecken. Da küßte sie mich aber schon, um es von meinem Mund in den ihren zu bekommen, was ihr einen tollen Spaß machte.

Sie hätte die ganze Schokolade mit mir gelutscht, wenn ich nicht gesagt hätte: "Jetzt ist es genug, Yolande. Sonst wirst du später nichts mehr haben. Auch sterben mir die Beine ab, weil du schon so lang auf mir sitzt. Es ist Zeit, daß wir gehen."

Yolande sprang leicht wie ein Schmetterling auf die Füße. Ihre alten Schuhe mit den durchlöcherten Sohlen wollte sie mitnehmen, um sie anderswo wegzuwerfen. Niemand sollte erfahren, wo sie sich umgekleidet hatte.

Nachdem wir uns vergewissert hatten, daß wir alleine waren, verschwanden wir aus dem Schuppen – Yolande mit der Tasche, ich mit dem Sack auf der Schulter. Ich warf den Sack über den Stacheldrahtzaun und ließ sie zuerst durch den Zaun schlüpfen, wobei ich den unteren Draht mit dem Fuß niederdrückte und den anderen mit beiden Händen hob. Während ich über den Zaun kletterte und den Sack auf dem Gepäckträger befestigte, lief Yolande zu den Pappeln und versteckte dort die alten Schuhe.

Diesmal wollte sie sich nicht aufs Fahrrad setzen, sondern hakte sich an mir ein und ging zu Fuß neben mir her, während ich mit der anderen Hand das Fahrrad schob. Die Leute, denen wir begegneten, blieben stehen und starrten Yolande mit offenem Mund an. So schritt sie stolz neben mir einher, bis wir zum Haus des Dorflehrers kamen.

"Wart einen Augenblick, Denis. Ich springe schnell zu Françoise hinein und frag sie, wann Geneviève zu Besuch kommen wird. Sie weiß immer, was bei den Lescauts los ist." Und schon lief sie zum Haus hin, um sich bewundern zu lassen.

Françoise stand im Briefverkehr mit Geneviève und Marie-Thérèse. Auf diese Weise würde Geneviève in Kürze erfahren, daß Yolande in vollem Staat bei ihr erschienen war.

Sie ließ sich nicht erst in ein Gespräch ein, sondern lief zu mir zurück und rief der verblüfften Françoise über die Schulter zu: "Ich werde am Abend wieder vorbeikommen und dir alles erzählen."

Von ihrer Schüchternheit war nichts übriggeblieben. Was doch bei einem Mädchen die Kleider ausmachen! Ein Wunder.

Und mir war sehr warm ums Herz, sie so glücklich zu erleben.

Nun kamen wir am Anwesen der Familie Lescaut vorbei. Zu unserer linken Seite ganz hinten lag die Wiese mit dem Viehschuppen, worin wir fast zwei Stunden verbracht hatten. Gleich darauf sahen wir Vater Pécic, der zu den Lescauts unterwegs war, um die Pferde zu füttern und tränken. Wir waren kaum dreißig Meter von ihm entfernt. Als er Yolande neben mir erkannte, blieb er wie vom Blitz getroffen stehen. Und nun geschah das Sonderbare: Yolande lief ihrem Vater nicht entgegen, sondern hakte sich noch fester in meinen Arm ein. Sie wirkte dabei etwas ängstlich und bei mir Schutz suchend. Als wir an ihm vorbeigingen, grüßten wir mit *Bonjour*, als ob wir einem Fremden begegneten. Der Vater brachte kein Wort heraus, sondern drehte sich nach uns um und schaute uns nach. Als wir in den Hof zur Familie einbogen, stand er noch an der selben Stelle.

Ich schickte Yolande voraus: "Geh allein, dann wird die Überraschung noch größer! Sie werden nicht wissen, woher du die Sachen bekommen hast."

Yolande eilte leicht springend zur Tür, während sie nicht vergaß, ihren Kopf ein bißchen nach links und rechts zu bewegen, damit der Pompon ihrer Haube hin und her schaukelte.

Ich stand neben dem Fenster und konnte die Ausrufe des Staunens hören, als Yolande das Wohnzimmer betrat. Dann löste ich den Sack vom Gepäckträger und hob ihn auf die Schulter, um zu warten, bis Yolande wiederkam. Sie aber warf zuerst Mantel und Haube ab, um ihr Kleid bewundern zu lassen, und mußte sich am großen Spiegel das Haar kämmen und bürsten, während sie allen Fragen der Geschwister auswich. Erst nachdem ihr Haar richtig saß, kam sie zu mir heraus – gefolgt von ihren Geschwister und der Mutter.

Mit wenigen Sprüngen war Yolande bei mir: "Komm jetzt rein, Denis! Sie sterben alle vor Neugier!"

Und schon war ich von allen umringt, und alle bestürmten mich mit der Frage: "Hast du auch etwas für mich mitgebracht, Denis?"

Als ich verneinend den Kopf schüttelte, wurden sie still und blickten enttäuscht drein, während Yolande ihnen erklärte, daß ich nur Sachen für sie allein gebracht habe, weil der Bäcker nur zwei Töchter hat und eine von ihnen mir alles mitgegeben hätte – für sie. Damit wußten alle Bescheid! Trotzdem liefen sie Yolande und mir nach, um zu sehen, was sich noch in dem Sack verbarg. Yolande führte mich direkt zu ihrem Bett, auf das der Sack entleert wurde. Da gab es weitere Ausrufe des Staunens!

Nur der Mutter schien etwas nicht zu passen, denn sie ging zurück in die Küche und schaute recht grimmig drein. Wahrscheinlich hatte sie gehofft, Yolande während der großen Kälte nicht in die Schule schicken zu müssen. Ihr war lieber, daß ihre Tochter für die Arbeit zuhause blieb und fror, statt zur Schule zu gehen.

Die drei Jungen - Franck, Joseph und Paul – (Cyril war bei Familie Barras) schauten enttäuscht zu, während Yolande und Thérèse sich die Sachen anlegten, um zu sehen, was ihnen paßte. Thérèse hatte gerade ein schönes Kleid entdeckt (es war von Charline), aber Yolande griff danach: "Du kriegst das Kleid nur, wenn du mir immer hilfst, mein Mieder festzumachen und abzunehmen. Dann bekommst du noch Unterwäsche dazu."

Thérèse war beglückt, so billig zu den guten Sachen zu kommen und handelte sich noch einiges von Yolande aus...

Die Jungs hatten sich unauffällig aus dem Zimmer geschlichen. Als ich hinausging, um den leeren Sack auf den Gepäckträger zu schnallen, sah ich, daß alle Schinkenbrote aus der Tasche verschwunden waren. Nur die halbe Flasche Wein und die Thermoskanne steckten noch darin.

Da kam auch schon der Vater zurück, der mich diesmal sehr freundlich grüßte und mich fragte: "Du bringen Sachen für Yolande?"

Ich antwortete: "Die Töchter des Bäckers haben mir die Sachen für sie mitgegeben, weil sie so gefroren hat."

Der Vater war zufrieden: "Gut, du kommen jetzt mit mir ein Glas trinken."

Yolande begleitete uns in das Wohnzimmer, aber war schrecklich unruhig. Immer wieder glitt ihr Blick auf ihr Kleid und die Schuhe – auch ging sie mehrmals zum Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. Sie tauschte den Platz mit Thérèse, damit sie neben mir sitzen konnte. Da ich nur wenig aß und auch sie nicht hungrig war, rutschte sie nervös auf der Bank hin und her und sagte schließlich: "Komm, Denis, ich muß noch zu Monsieur Barras. Willst du mich hinfahren?"

Ich fragte mich, was sie bei Monsieur Barras zu suchen hatte. Sagte jedoch nur: "Gut, Yolande. Ich muß heute sowieso früher zurückfahren."

Und so verabschiedete ich mich gleich von allen.

Yolande war schnell angezogen und setzte sich mit mir auf das Rad.

Monsieur Barras besaß einen stattlichen Bauernhof – es war das letzte Anwesen südlich von Lesboeufs. Als ich mit Yolande dort ankam, waren noch alle bei Tisch: die Eltern, der schon erwachsene Sohn Adolphe, Cyril und ein älterer Knecht. Ich wollte draußen warten, aber Yolande hatte drauf bestanden, ich solle mit ihr hineingehen, so blieb ich an der Tür stehen, während Yolande auf Madame Barras zuing und leise etwas zu ihr sagte. Alle starrten sprachlos auf das Mädchen. Endlich fand Madame Barras ihre Sprache wieder: "Wie hübsch du geworden bist, Yolande! Da hat dich das Christkind doch nicht vergessen."

Dann wandte sie sich zu Cyril und sagte: "Geh und hol den Mantel und Schal von Denis her."

Nun erst begriff ich, was Yolande geplant hatte und was sie die ganze Zeit so unruhig machte. Sie schaute zu mir herüber, um zu sehen, welche Wirkung die Überraschung auf mich hätte, und lächelte mir spitzbübisch zu. Dann sagte sie stolz zu Madame Barras: "Das alles hat Denis mir mitgebracht! Und noch viele andere schönen Sachen. Der Bäcker, bei dem er arbeitet, hat zwei Töchter." Sie ließ sich von Madame Barras bewundern, die die Qualität des Kleides und des Mantels pries.

Es gefiel Cyril jedoch gar nicht, daß er meinen Mantel wieder hergeben mußte – er hatte sich unwillig entfernt und kam mit gesenktem Kopf zurück, ohne sich mir zu nähern. Vielleicht hoffte er, ich würde den Mantel nicht wieder annehmen. Ich befand mich in einer peinlichen Situation. Einerseits wollte ich Yolande nicht enttäuschen – andererseits konnte ich Cyril den Mantel nicht wegnehmen.

Da sagte Madame Barras: "Gib Denis seinen Mantel und seinen Schal wieder. Du hast noch den Mantel von uns, er aber hat keinen."

Weil nun Cyril selber einen Mantel hatte, nahm ich den meinen wieder an mich.

Es war verständlich, daß Cyril lieber meinen Mantel behalten hätte, denn etwas ähnliches hatten nicht einmal die Söhne der reichen Bauern. Er war 1940 viel zu groß für mich – nun ging er mir bis zu den Knien.

Madame Barras wollte wissen, woher ich den Mantel hatte. Ich erzählte ihr, daß ihn Madame Penon in Caen für mich bekommen hatte. Sicher die Spende einer sehr reichen Familie, nachdem der Sohn dem Mantel entwachsen war. Er war von einem unverwüstlichen Stoff, sehr gut geschneidert und gefüttert, daher auch sehr schwer.

Monsieur Barras war eigentlich ein gelehrter Kauz (ein Lehrer oder so etwas), der sich aus unbekannten Gründen als Bauer nach Lesboeufs zurückgezogen hatte. Er trug einen Vollbart – eine Seltenheit zur damaligen Zeit und besonders auf dem Land. Seine Einladung zu Kaffee und Kuchen konnte ich nicht abschlagen. Gefragt, wie es mit der Arbeit beim Bäcker steht, sagte ich, um Yolande nicht zu beunruhigen: "Es geht, jetzt im Winter ist es ruhiger."

Nach dem Kaffee bedankte und verabschiedete ich mich von den Barras und von Cyril, dem ich versprach: "Du kriegst den Mantel wieder, Cyril. Vielleicht schon im nächsten Winter."

Wir fuhren südlich ums Dorf herum, um nicht wieder an dem Anwesen der Lescauts vorbeizukommen.

Ich fragte Yolande, wie sie darauf gekommen sei, Madame Barras wegen meines Mantels zu fragen, da Cyril jetzt doch traurig sei. Sie ließ das nicht gelten: "Der ist selber schuld daran! Ich habe zuerst mit ihm gesprochen. Er wollte aber deinen Mantel nicht hergeben. Warum soll er zwei Mäntel haben, du aber keinen? Weil er so störrisch war, hab ich Madame Barras aufgesucht und es ihr gesagt. Sie hat mir versprochen, daß du deinen Mantel und deinen Schal wiederbekommst. Ich hab dir nichts davon gesagt, weil ich dich überraschen wollte."

Ich konnte mir vorstellen, wieviel Überwindung es die scheue Yolande gekostet haben mußte, um Madame Barras mit einer solchen Bitte aufzusuchen.

"Dank dir herzlich, Yolande. Das war wirklich sehr lieb von dir."

Sie wollte wissen, wann ich sie wieder besuchen werde. Ich konnte es nicht bestimmt sagen – vielleicht zu Ostern? Ich erzählte, daß der Pelzscheich schon geschimpft hatte wegen der Reifen.

Beim Abschiednehmen bat sie mich: "Sag Michou, daß ich ihr für alles, was sie mir geschenkt hat, herzlich danke. Willst du, Denis?"

Ich mußte lachen: "Da werd ich schlecht bei ihr ankommen. Schon als ich sie freundlich mit *Bon soir, Mademoiselle Michou* grüßte, weil sie ihre Mutter überredet hat, dir den grünen Mantel zu schenken, hat sie mir wie immer die Zunge rausgestreckt. Seit ich beim Bäcker bin,

hat sie mir schon so oft die Zunge rausgestreckt, daß sie bestimmt schon um zwei Zentimeter länger geworden ist!"

Yolande konnte sich nicht halten vor Lachen: "Was hast du ihr getan, daß sie dich nicht mag? Ha-ha-ha."

Sie begleitete mich hinaus auf die Straße nach Le Transloy, wo sie mich am Morgen erwartet hatte, küßte mich und winkte mir nach.

Ich kam früh nach Boisleux zurück, trotzdem waren Charline und Michou bereits ungeduldig. Ihre Neugier war verständlich. Michou, die das Meiste gegeben hatte, blieb jedoch im Hintergrund, deshalb sprach ich laut genug, damit sie alles hören konnte.

Da Charline mich auf meinen Mantel ansprach, erzählte ich die Geschichte, wie er durch Yolande wieder zu mir zurückkam. Auch über Yolande berichtete ich ausführlich! Wie sie sich eingekleidet hatte und wie die Leute sich nach ihr umsahen, von der großen Überraschung zuhause und dem herzlichen Dank, den ich Michou übermitteln sollte.

Da zeigte mir Michou die Zunge und lief davon!

64. Aufgepumpt.

Die Zeit zeitigt Folgen, baut auf und verbindet, zerstört und trennt.

Auch das Zusammenleben von Charline und mir unter ein und demselben Dach zeitigte Folgen, ob wir uns darüber Rechenschaft ablegten oder nicht. Denn kein Tag verging, ohne daß wir uns irgendwann berührt und geküßt hätten. Wir hatten Februar 1943, es war Schnee gefallen und draußen herrschte schneidende Kälte.

Die Mansarde wurde nie geheizt – dagegen machte Charline jeden Tag Feuer im Salon, wo es vor dem Kamin besonders gemütlich war. Félix kam der Kälte wegen nicht mehr jeden Tag zu Charline. Vielleicht war er inzwischen auch etwas zurückhaltender geworden.

Ich hatte mit Charline die Rechenaufgaben gemacht und Félix war noch nicht gekommen. Es war spät und wir waren sicher, er würde ausbleiben.

Weil es im Salon so schön warm war, verbrachte ich noch eine Weile bei Charline. Sie schwang sich auf meinem Schoß, wie sie es seit Neujahr schon oft getan hatte, um mich zu küssen. War sie zärtlicher als gewöhnlich oder bildete ich mir das nur ein?

Jedenfalls brandete in mir das Verlangen so heftig und so plötzlich auf wie nie zuvor!

Ich dachte nicht an das, was ich tat. Ich faßte unter ihren Rock.

Sie trug keinen Schlüpfer.

Dann entblößte ich mich und Charline kam mir entgegen, um sich im nächsten Augenblick rittlings über mir zu bewegen, während ich weiter zur Stuhlkante rutschte, um es ihr leichter zu machen.

Charline: "Wenn du es kommen spürst, sag es mir. Dann höre ich auf."

Da hauptsächlich sie sich bewegte, kam sie zuerst zur Extase und konnte die Freuden dieser wilden Liebe ausgiebig genießen. Sie war aber noch nicht zuende, als ich den Höhepunkt nahen fühlte.

Ich flüsterte: "Hör auf!"

Charline machte jedoch noch eine Bewegung auf mich zu. Ihr glühender Kuß bewirkte den Rest. Dabei konnte ich mich ihr gar nicht entziehen – ich hätte sie abwerfen müssen.

"Stop! Ich kann nicht zurückhalten!"

Sie tat das Gegenteil. Ihre Muskeln strafften und entspannten sich – dabei geschah es.

Mir wurde erst bewußt, was geschehen war, als die Extase vorbei war.

"Jetzt ist es passiert! Du kriegst ein Kind!"

Charline blieb ganz ruhig und sagte:

"Gut, daß du dich endlich entschlossen hast. Bleib so sitzen!" Und küßte mich zärtlich.

Ich glaubte, sie hätte den Verstand verloren: "Was meinst du, was in sechs bis sieben Monaten los sein wird, wenn dein Vater merkt, daß du immer dicker wirst. Er wird dich umbringen!"

Charline schloß mir den Mund mit einem Kuß und sagte:

"Mach dir keine Sorgen, Denis, ich bekomme kein Kind! Vor zwei Tagen habe ich von meiner Cousine erfahren, daß nicht jedesmal ein Ei befruchtet wird – nur in einem Zeitraum von vierzehn Tagen. Die andern vierzehn Tage sind gefahrlos! Ich hab es ihr nicht geglaubt, deshalb hat sie mich zur Mutter von Yvonne geschickt, der alten Hexe. Die war früher eine Krankenschwester und kennt sich in diesen Sachen gut aus. Heute war ich bei ihr, gleich nach der Schule, und habe 50 Francs mitgenommen, weil sie von meiner Cousine auch so viel wollte. Von mir hat sie sechzig verlangt, ich bin ihr zehn schuldig geblieben. Sie hat mich nach meiner Periode gefragt und mir alles erklärt. Da ich in vier bis sechs Tagen die Landung der Roten Engländer erwarte, hat der Eisprung bei mir in dieser Periode schon stattgefunden, so daß nichts passieren kann. Siehst du! Das hast nicht gewußt!"

Ich war skeptisch: "Bist du sicher, daß die alte Hexe die Wahrheit sagt?"

Charline: "Ja! Yvonne hat sich jedes Jahr, bevor sie an Clovis hängen blieb, bei den Zuckerrübenarbeitern danach gerichtet und nie ein Kind bekommen. Außerdem hat mir ihre Mutter versprochen, daß sie gratis die Abtreibung übernehmen wird, wenn ich in der gefahrlosen Zeit schwanger werde. Dafür muß ich sie bei jeder Periode aufsuchen und ihr fünf Francs geben, damit sie es in meiner Liste eintragen kann. Gleichzeitig bestimmt sie dann die Zeiten für mich. Ich gehe aber nur ein Jahr lang zu ihr, danach kann ich das selbst."

Die verdient nicht schlecht, die alte Vettel! dachte ich.

Frage jedoch nur: "Wieviele von den Schulmädchen gehen zu ihr?"

Charline: "Jedes Mädchen, das sich verliebt, pilgert zu der Hexe. Die meisten gehen erst zu ihr, wenn sie aus der Schule raus sind. Von der Schule sind es jetzt nur meine Cousine Thérèse Quignon und ich. Denn Jasmaine spart noch, um die 50 Francs zusammenzubekommen."

Ich war neugierig: "Wie ist es mit deiner Cousine? Ist sie noch Jungfrau oder hat sie schon einen festen Liebhaber?"

Charline: "Thérèse hat noch keinen Liebhaber, aber sie ist vorsorglich hingegangen, weil ihr Jasmaine nicht glauben wollte. Ich bin von der Schule die einzige, die keine Jungfrau mehr ist. Die andern wissen aber nur, daß Félix mein Liebhaber ist und daß wir uns küssen – mehr weiß niemand, außer Félix und du."

Erst in diesem Augenblick wurde mir bewußt, was ich mit der Geliebten meines Freundes angestellt hatte.

"Wenn Félix wüßte, wie wir jetzt zusammenhängen?! Was meinst du, würde er tun?"

Charline war auch darüber unbesorgt: "Von mir wird er es nie erfahren und von dir auch nicht! Es ist zu seinem Vorteil, weil ich ihn jetzt umso mehr liebe. Ich hätte sowieso irgendwann mal versucht, bei einem anderen Erfahrung zu sammeln. Der andre warst jetzt du. Ich liebe Félix, weil er so schön ist und begehrenswert. Aber du bist männlicher."

Eines Morgens im Februar schickte mich der Pelzscheich zum Bauernhof seiner Schwägerin, Madame Quignon, um dort beim Dreschen zu helfen. Sie hatten nur eine kleine Dreschmaschine, die keine Strohballen preßte, sondern nur das gedroschene Stroh mit Schnüren band. Deshalb mußten alle Bündel nach oben weitergereicht werden, und sie benötigten dafür dringend noch einen Arbeiter. Ich kam in meinen zerrissenen Klamotten an – nur die Jacke von Madame Lescaut war noch einigermaßen gut. Da es ziemlich kalt war, behielt ich die Jacke bei der Arbeit an. Ich mußte Chelines Cousine - Thérèse Quignon - die

Strohbündel mit einer langen Gabel zureichen, und ihre Aufgabe war, es, sie richtig zu verstauen. So war sie einmal ganz in meiner Nähe, dann wieder weit weg von mir.

Thérèse Quignon war nicht so hübsch wie Michou, aber für ihre kaum vierzehn Jahre dennoch sehr attraktiv und fast um eine Kopflänge größer als ich. Sie war brünett, während Michou goldblond war. Ihre Mutter wirkte fast noch etwas robuster als die Bäckerin. Auch Thérèse hatte Aussicht, eine solche Herkules-Frau zu werden.

Es kam die zweite Frühstückspause. Ich weiß nicht, was Thérèse, die mich doch schon oft gesehen hatte, plötzlich zu Kopf gestiegen war. Als ich zur Leiter ging, ergriff sie mich von vorne an beiden Oberarmen und sagte: "Komm, wir spielen!" Und ließ sich rückwärts auf das Stroh fallen, während sie mich mit sich zog. Da ich darauf nicht gefaßt war, fiel ich der Länge nach auf sie nieder. Günstiger hätte gar nicht fallen können! Das hatte sie auch beabsichtigt und bestimmt von mir etwas anderes erwartet, als das, was ich Idiot tat. Weder küßte ich noch berührte ich sie. Und als drunten die Leute riefen "Eh! Kommt ihr bald runter! Ihr zwei da droben, was macht ihr?" entschuldigte ich mich verlegen – und erhob mich.

Ich war umso überraschter gewesen, weil ich mich in meinen lumpigen Klamotten für unberührbar gehalten hatte. Und ich hätte unvorbereitet nie einen Kuß gewagt. So verpaßte meine Chance bei Thérèse Quignon. Eine Chance, die nie wiederkehrte.

Ich half ihr noch auf die Leiter und sah, wie enttäuscht sie war! Die Enttäuschung muß umso größer gewesen sein, nachdem sie sich mir gegenüber bloßgestellt hatte. Entsprechend gewaltig war der Rückschlag! Sie benahm sich den restlichen Vormittag über mir gegenüber besonders zurückhaltend und wich jedem Gespräch aus. Am Nachmittag hatte ich wieder Hoffnung geschöpft, weil sie sich mit mir in belanglose Gespräche einließ. Dann kam aber der Pelzscheich, der verdammte Zotenreißer, der aus freien Stücken begann, auf Thérèse und mich Anspielungen zu machen. Es ging ihm nur darum, die Leute zum Lachen zu bringen. Wir bekamen beide rote Köpfe, ich noch mehr als Thérèse! Abends zeigte sich Thérèse wieder zutraulicher. Zu einem Kuß kam es jedoch nicht, weil mir dazu der Mut fehlte.

Am zweiten Tag benahm sich Thérèse besonders ablehnend mir gegenüber – sie erwiderte nicht einmal meinen Gruß, als ich morgens ankam. Der Pelzscheich war am Abend vorher bei den Quignons zum Essen geblieben und hatte im Beisein von Thérèse wahrscheinlich abfällig oder beleidigend über mich und die Familie Pécic gesprochen. Jedenfalls verhielt sich Thérèse von nun an völlig unnahbar und wollte von mir nichts mehr wissen.

Da es dem Pelzscheich nicht gelungen war, Cathrine nochmals zum Kommen zu bewegen, nutzte Yvonne die Situation aus und schraubte ihre Forderungen immer höher. Oft beklagte sie sich, daß es sich bei der Kälte für sie gar nicht lohne, zur Bäckerei zu kommen.

Von mir hatte sie sich völlig abgewandt. Im Gegensatz zu früher wartete sie ab, bis ich außerhalb der Bäckerei zu tun hatte, um sich dann erst dem Pelzscheich anzubieten. Ich fand keine Erklärung dafür, machte mir aber auch keine Gedanken darüber, weil ich von ihr nichts mehr wissen wollte.

Inzwischen war es Frühling geworden. An einem Donnerstag, während Yvonne in der Bäckerei war, kam Charline zu mir in den Pferdestall, wo ich Stroh für die Kühe einsammelte, und sagte: "Du, Denis, ist dir schon etwas bei Yvonne aufgefallen?"

Ich erwiderte: "Daß sie immer frecher und unverschämter wird! Ja! Warum fragst du?"

Charline: "Ich will wissen, ob dir noch sonst etwas aufgefallen ist. Weißt du überhaupt, warum sie jetzt ein gürtelloses Kleid trägt?"

"Vielleicht weil sie jetzt die Geliebte von Clovis ist?"

Charline: "Eben! Weil sie jede Nacht mit ihm zusammensteckt, erwartet sie ein Kind!"

Ich konnte ihr das nicht abnehmen: "Du hast dich geirrt, Charline. Erst vor wenigen Tagen hat sie ihre Roten Engländer gehabt!"

Charline: "Sei doch nicht so blind, Denis! Die hat sie schon seit sechs Monaten nicht mehr gehabt! Ich stand hinter dem Lieferwagen, als sie gekommen ist, und sie konnte mich nicht sehen. Da hat sie ihre Hand auf den Bauch gelegt und sich ein bißchen weiter nach vorn gebückt, damit ihr Kleid gerade runterfällt. Ich habe sofort gewußt, was los ist. – Beeil dich! Sie ist wahrscheinlich noch am Backtrog mit ihm."

Ich war neugierig und ging in die Bäckerei, um mir warmes Wasser zu holen. Mit dem leeren Eimer in der Hand ging ich leisen Schritts hinein – und schaute nach rechts zum Backtrog. Früher hatte Yvonne ihren Rockschoß immer noch höher gehoben, damit ich mehr zu sehen bekam – diesmal zog sie mit einer ruckartigen Bewegung ihr Kleid über die Hand des Pelzscheichs, daß von ihrem Unterleib nichts zu sehen war. Auch errötete sie und ihre Augen wurden schmal, als ich zu ihr hinüberblickte. Da mich der Pelzscheich nicht hatte kommen hören, ging ich weiter zum Wasserbehälter, denn ich befürchtete, Yvonne könne mir eine Szene machen, wie sie sie Michou gemacht hatte. Auch als ich hinausging, hielt sie ihr Kleid sehr tief und schaute mich böse an.

Aus meinem verblüfften Gesichtsdruck zog Charline den richtigen Schluß: "Na? was sagst du jetzt zu ihren ‚Roten Engländern‘?"

Ich war einen Schritt weiter: "Bald merkt es auch dein Vater. Dann erleben wir was!"

Charline: "Darauf kannst du dich gefaßt machen! Und wenn er erfährt, daß Clovis der Übeltäter ist..."

Jetzt war ich um Charline besorgt: "Also solltest du dich nicht auf die ‚vierzehn Tage‘ verlassen, denn sie hat doch empfangen! Und mit der Abtreibung durch ihre Mutter stimmt auch was nicht!"

Charline ergriff mich am Arm: "Meinst du wirklich, daß die Sache nicht sicher ist? Bis jetzt ist bei mir doch alles gut gegangen!" Und sie zog mich mit sich zum Kuhstall, damit uns niemand hört.

Da Michou beim Katechismusunterricht war, konnte uns niemand stören.

"Ich kann dir keinen Rat geben, Charline! Es wäre besser, vorsichtig zu sein."

Charline: "Wie wär es, wenn du mit Yvonne sprechen würdest, um rauszufinden, wie es passiert ist. Sie war doch einmal ganz scharf auf dich. Vielleicht hat sie das Ganze eingefädelt, um sich Clovis zu sichern."

Das war kein leichter Auftrag.

"Sie hat mich schon so giftig angeschaut, Charline! Ich fürchte, sie setzt die Hölle in Bewegung."

Charline war schlauer: "Das wird sie nicht tun, Denis! Sie wird versuchen, meinen Vater so lange zu täuschen, wie es nur geht. Sie wird alles dransetzen, damit du nichts weitererzählst. Du verlangst als Bedingung, daß sie dir alles erzählt. Bitte, Denis, tu das für mich! Ich tu' auch alles was ich kann für dich. Es wird auch für dich von Vorteil sein, wenn du dich wieder verliebst." Und sie küßte mich zärtlich.

Wir besprachen, wie ich Yvonne allein treffen könne, ohne daß es Clovis auffällt. Wir hatten noch nicht zuende gesprochen, als Yvonne herbeikam, um die Toilette aufzusuchen. Schnell ging Charline vor ihr in die Toilette, so daß ich mit Yvonne allein war.

Yvonne ergriff mich am Arm und zog mich mit sich in den Gang vor dem Kuhstall, damit Charline nichts hört: "Warum hast du mich so angeschaut, Denis?"

Ihre Finger krallten sich in meinen Arm, ihr Blick verriet Unsicherheit.

Ich durfte Charlines wegen nicht zurückstecken: "Weil ich bemerkt habe, daß Sie guter Hoffnung sind!"

Nun brach es aus Yvonne heraus, daß ihre Stimme sich fast überschlug: "Guter Hoffnung? Aufgepumpt hat mich der Schurke! Daß du aber niemandem ein Wort erzählst, sonst schlägt dich Clovis tot! Hast du etwa dieser dicken Göre schon was gesagt?"

"Wenn Sie mir sagen, wie das passiert ist, werde ich schweigen wie ein Grab."

Yvonne was so verwirrt, daß sie garnicht verstand, was ich meinte: "Das weißt du doch schon! Wie soll ich hier mit dir drüber reden? Wenn du irgendwo hier einen Platz kennst, wo wir uns hinlegen könnten, werd ich es dir zeigen. Es geht jetzt noch bei mir! Warte hier auf mich, ich werde gleich wieder kommen," und sie eilte zurück in den Vorraum, um sich vom Pelzscheich honorieren zu lassen.

Ich wollte ihr sagen, daß ich das gar nicht wollte, konnte sie jedoch nicht zurückrufen. Ich ging zur Toilette und als Charline herauskam, erzählte ich ihr von der Zwickmühle, in der ich steckte.

Charline war begeistert: "Das ist ja wunderbar, Denis! Fähr sie auf die Strohbälle im Pferdestall. Ich werde mit der Leiter oben aufs Heu klettern und euch zuschauen!"

Damit verriet mir Charline die Stelle, von wo aus sie mich mit ihrer Mutter beobachtet hatte.

Ich fragte sie: "Du hast von dort zugeschaut, nicht?"

Charline gab es offen zu: "Ja, Denis! Das war es auch, was mich so furchtbar gereizt und durcheinander gebracht hat, sonst hätte ich mich nicht dem Félix vor deinen Augen hingegeben. Ich wäre vielleicht auch nicht so versessen drauf gewesen. Ich glaube, du kannst sowas nicht verstehen. Ich war manchmal so furchtbar eifersüchtig, daß ich aufschreien wollte. Jetzt muß ich aber gehen, sonst ist es zu spät."

Ich hielt sie zurück: "Bist du denn verrückt, Charline?! Du glaubst doch nicht, daß ich ihn bei der reinstecken werde, nachdem sie schon wer weiß wieviele Männer gehabt hat und ein Kind erwartet!"

Charline: "Du brauchst nichts reinzustecken. Sag, sie soll sich hinlegen und das Kleid hochhalten. Und dann läßt du dir alles erklären." Dann lief sie voraus in den Pferdestall.

Ich schaute ihr nach und war mir bewußt, daß sie nicht nur im Aussehen ihrem Vater glich. Félix würde bestimmt nie ihre Leidenschaften zähmen können, geschweige denn stillen!

Yvonne ließ nicht mehr lange auf sich warten und fragte gleich: "Wo ist die blöde Gans?"

"Sie ist weg! Wenn Sie wollen, können wir auf die Strohbälle in den Pferdestall gehen."

Yvonne war einverstanden: "Dann schnell!"

Ich eilte voraus. Die Strohbälle lagen so zusammen, daß man hinaufsteigen konnte wie auf riesigen Stufen. Ich blieb zwei Schritte vor der Versenkung stehen und wandte mich um. Zu sagen brauchte ich nichts, Yvonne hatte es eilig. Sie warf ihre Einkaufstasche auf das Stroh, daß sie den Kopf drauf stützen konnte – und schon lag sie auf dem Rücken.

Sie forderte mich auf: "Los, zieh dich aus! Brauchst dich nicht zu schämen vor mir!"

Ich war so ergriffen vor der Wölbung ihres Bauchs und dem Wissen, daß darin neues Leben am Entstehen war, daß ich niederkniete und andächtig mit der Hand über ihren Leib fuhr.

Da wurde Yvonne ungeduldig: "Los jetzt! Hast du das noch nie gesehen?"

Ich bat: "Lassen Sie mich bitte noch weiter schauen."

Sie zog ihr Kleid höher, daß ich ihre Brüste sehen konnte.

"Hast du jetzt genug gesehen und befühlt, du großes Kalb! Zieh dich aus!"

Ich wiegelte ab: "Nein, wegen dem Kind!"

Yvonne, mit sanfter Stimme: "Was für ein dummer Junge du doch bist! Dem Kind schadet es nicht!"

Ich, mit einem Blick auf ihren Bauch: "Ich möchte wissen, wann Sie empfangen haben und ob es in der fruchtbaren oder unfruchtbaren Zeit war."

Yvonne richtete sich halb auf: "Dann hat dich bloß die Neugier hergeführt, du verdorbenes Stück! Das ist über sechs Monate her und war kein Zufall. Der Schurke will mich nicht eher heiraten, bevor ich nicht ein Kind von ihm austrage. Und ich war so dumm, mich von diesem Saukopp aufpumpen zu lassen. Willst du noch etwas wissen?"

"Kann man sich auf die gefahrlose Zeit zwischen den Perioden verlassen?"

Yvonne erzählte mir, was ich schon von Charline wußte und einiges Interessante über Temperaturmessung, weil die die Zeit der Ovulation bei jeder Frau schwankt. Ich mußte ihr nochmals versprechen, ihren Zustand niemandem zu verraten, dann wollte sie aufbrechen. Ich bat sie, stehen zu bleiben, damit ich ihr das Stroh vom Rücken entfernen könne, wofür sie mir einen Kuß gab.

Ich richtete einen der Strohballe auf, als ob ich ihn wegtragen wollte, bis sie verschwunden war. Ging ich dann noch ein Stück nach, um mich zu vergewissern, daß sie nicht umkehrt. Danach beeilte ich mich, um über die Leiter nach oben zu klettern.

"Bleib oben, Charline! Ich möchte mir dein Versteck anschauen."

Als ich zu ihr gelangt war, überfiel sie mich so leidenschaftlich, daß ich beinahe rücklings nach unten gestürzt wäre. Seit drei Wochen hatte ich keine intime Berührung mehr mit ihr gehabt und spürte meinerseits ein starkes Verlangen.

"Das mit den vierzehn Tagen stimmt, Charline. Wie steht's jetzt bei dir?"

"Du kannst mich haben, Denis! Ich befinde mich in der gefahrlosen Zeit," antwortete sie mit einer so rauhen Stimme, daß in mir alles in Aufwallung kam.

Ich tastete nach ihrem Schoß, um zu spüren, ob sie genügend feucht war. Sie floß über! Im ersten Augenblick glaubte ich, sie hätte sich selbst befriedigt. Das war aber nicht der Fall, weil sie den engen Schlüpfer angehabt hatte.

Sie gab sich mir mit solcher Leidenschaft hin, daß wir ineinander glitten und schmolzen... glitten und schmolzen!!!!!!.....!!!!....

"Ich habe noch nie so geliebt wie jetzt mit dir, Denis," sagte sie mit sanfter Stimme, während sie mich immer noch fest umschlungen hielt. "Hättest du dich drunten auf den Strohballe ausgezogen, dann wäre ich hinunter gesprungen!"

Ich küßte sie: "Jetzt muß ich schnell fort, Charline! Dein Vater wird mich suchen."

Ich sprang hinunter, lud mir den aufgerichteten Ballen auf den Rücken und eilte damit ins Freie. Da ich stark gebückt ging und nicht weit sehen konnte, stieß ich hinter dem Ausgang fast in den Pelzscheich hinein. Während ich mit einem Ruck stehenblieb, brüllte er mich an: "Du verfluchter Faulpelz! Wo treibst du dich den ganzen Vormittag herum?"

Ich ließ den Strohballe fallen und türmte an ihm vorbei in den Hof, um erst dann zu erwidern: "Ich bin mit allem fertig. Ich wollte nur noch diesen Strohballe in den Kuhstall tragen."

Wütend fragte er mich: "Wo ist Charline?"

Ich antwortete wahrheitsgemäß: "Sie hat vor Mademoiselle Yvonne die Toilette aufgesucht."

Er schien damit zufrieden: "Bring jetzt das Stroh in den Kuhstall! Und dann dalli in die Bäckerei!" Worauf er davonstampfte.

Mir brach der Schweiß aus. Wäre ich nicht nach unten gesprungen, sondern die Leiter hinuntergestiegen, hätte er mich auf frischer Tat ertappt.

Nachdem ich den Strohballe wieder aufgerichtet hatte, sauste ich zurück, um Charline zu sagen, sie solle warten, bis ich wiederkommen werde. Fast eine Stunde später, nachdem ich das Brot gebürstet hatte, lief ich zum Pferdestall und rief nicht allzu laut: "Charline, komm jetzt runter!"

Sie kam aufgeregt herbei: "Da haben wir Glück gehabt! Ich war gerade dabei, meinen Schlüpfer anzuziehen, als er dich angeschrien hat. Um ein Haar wäre ich schon auf der Leiter gestanden."

Ich streifte den Rest von Heu aus ihrem Haar und von ihrem Rücken.

"Bleib noch hier, ich bringe dir einen Kamm. Während dein Vater am Backtrog beschäftigt ist, gehst du ins Haus. Sag, daß du bei deiner Cousine warst."

So endete dies Abenteuer noch einmal gut, denn nachdem ich Charline in das Haus geschleust hatte, kam gerade ihre Mutter in den Hof gefahren.

65. Michou.

Mit dem Frühling erwachte in mir wieder das schöne Lied "Ma Normandie". Was mich zutiefst bewegte, war darin ausgesprochen: die Sehnsucht nach Freiheit und nach einem Zuhause.

Um allein zu sein, ging ich eines Sonntagnachmittags hinüber zu dem kleinen Bach, der von Wiesen eingesäumt war. Ich setzte mich an sein leicht abfallendes Ufer, wandte den Blick nach Süden – und verlor mich in meinen Erinnerungen.

Auch zu Ostern war Geneviève nicht zu Besuch nach Lesboeufs gekommen. Stattdessen fuhr Madame Lescaut oft nach Paris, um unter der Hand Geflügel, Schinken und Butter zu ihrer Tochter zu bringen. Wie Yolande von Françoise, der Lehrerstochter, erfahren hatte, würde Geneviève voraussichtlich auch die Sommerferien nicht in Lesboeufs verbringen. Obwohl Françoise angekündigt hatte, ich würde Ostern nach Lesboeufs kommen, hatte Geneviève darauf mit keinem Wort reagiert. Ich zog daraus den Schluß, daß mir Geneviève endgültig verloren war.

Ich hatte Yolande gesagt, daß ich Boisleux verlassen wollte, und mich auf unbestimmte Zeit von ihr verabschiedet. Doch konnte ich noch nicht aufbrechen, weil in den Gärten erst der Grüne Salat und die Radieschen heranwuchsen. Deshalb ich wollte die Kirschenzeit abwarten. Ich hatte mir schon über 400 Francs Reisegeld zusammengespart – aber der Franc war stark abgewertet worden und ohne Essensmarken würde ich alles nur sehr teuer auf dem Schwarzmarkt erstehen können.

Um mir das Herz zu erleichtern, sang ich mit den Vögeln:

*Quand tout renaît à l'espérance, et que l'hiver fuit loin de nous,
Sous le beau ciel de notre France, quand le soleil revient plus doux,
Quand la nature est reverdie, quand l'hirondelle est de retour,
J'aime à revoir ma Normandie, c'est le pays qui m'a donné le jour.*

Ich sang noch alle anderen Strophen, die ich inzwischen vergessen habe, mit dem Refrain: .

*Rien n'est plus beau que ma Normandie, c'est le pays qui m'a donné le jour.
J'irai revoir ma Normandie, c'est le pays qui m'a donné le jour.*

Nachdem ich geendet hatte, klatschte jemand hinter meinem Rücken Beifall.

Ich wandte mich um. Oberhalb der Böschung standen Charline und Michou. Charline klatschte, während Michou mir die Zunge rauszustrecken vergaß – was mich fast betrübte. Dafür aber lächelte mir sie erstmals zu!

Charline kam herbei: "Nein, Denis! Du wirst nicht hingehen und deine Normandie wiedersehen. Du bleibst schön bei uns!"

Sie setzte sich neben mich, während Michou es vorzog, Wiesenblumen zu pflücken...

Einige Tage später wollte ich wieder zu den Quignons gehen. Obwohl Thérèse nichts mehr von mir wissen wollte, zog es mich doch hin, nur um sie zu sehen. So stand ich nach dem Abendessen als erster vom Tisch auf und ging nach draußen, um meine Schuhe zu putzen. Ich hörte, wie hinter mir die Tür auf und wieder zu gemacht wurde, wandte mich aber nicht um,

weil ich glaubte, Charline wolle wieder etwas von mir. Als ich den Vorraum der Bäckerei erreichte, wurde ich von hinten eingeholt.

Es war nicht Charline – es war Michou!

Sie hatte eben ihren dreizehnten Geburtstag gefeiert und war noch größer und hübscher geworden. Sie legte mir die rechte Hand auf die Schulter, während sie sich leicht an mich schmiegte und mich dabei mit der linken Hand an der Brust berührte. Mit weicher Stimme sagte sie: "Zeig es mir, Denis!"

Ich wußte, was sie sehen wollte. War aber so überrascht, so erstaunt und beglückt, daß ich sie in die Arme schloß und fragte: "Aber Michou! Wie kommst du plötzlich auf so etwas?" Denn es war ja die "kleine Göre", die plötzlich so zärtlich zu mir war.

Michou erkannte an meiner Stimme und meiner Umarmung, daß sie gut bei mir angekommen war, und antwortete: "Jasmine hat uns in der Schule alles erzählt. Sie hat jetzt einen Beau, der noch älter ist als du. Sie lieben sich jeden Tag und sie hat mir alles beschrieben. Deshalb möchte ich 'es' von dir sehen, Denis. Zeig es mir doch!"

Das war kein Wunder bei einem Mädchen ihrer Veranlagung, das in dem entsprechenden Milieu aufgewachsen war. Sie glaubte, daß das so einfach ging: mich einfach ausziehen und ihr alles zeigen – so wie die Kinder Doktor spielen.

Plötzlich wurde mir bewußt, daß wir jede Vorsicht außer acht gelassen hatten. Wir standen an einer beleuchteten Stelle mitten auf dem Gang, so daß uns jeder, der aus dem Haus gekommen wäre, hätte sehen können.

"Es ist sehr lieb von dir, Michou, daß du zu mir gekommen bist. Laß uns rausgehn, wo es dunkel ist."

Michou war schon fast so groß wie ich und wirkte um ein gutes Jahr älter als sie war. Sie behielt ihren rechten Arm auf meiner Schulter, während wir im Dunkel zum Lieferwagen gingen. Ich schlang meinen linken Arm um ihre Taille. Draußen schmiegte sie sich erneut an mich, während ich bat: "Erzähl mir, was Jasmine gesagt hat."

Jasmine hatte ihren Kameradinnen ihr Erlebnis genau beschrieben, insbesondere die Beschaffenheit des männlichen Geschlechts, und ich konnte mir vorstellen, wie neugierig Michou geworden war. Ich konnte sie aber nicht so einfach zufriedenstellen.

"Das geht nicht, daß ich dir gleich alles zeige, Michou. Das weibliche Geschlecht, also bei dir, bleibt äußerlich immer gleich, während das männliche groß oder klein wird. Die Änderung kommt durch das Empfinden der Liebe. Jasmine hat das ja auch so beschrieben. Verstehst du, Michou?"

Michou antwortete zutraulich: "Wie ist es jetzt bei dir?" .

Ich sah mich gezwungen, ihr die Wahrheit zu sagen: "Ich hab dich schon immer lieb gehabt. Deshalb ist es bei mir jetzt genauso, wie bei dem Beau von Jasmine, als er sie geliebt hat."

Michou: "Dann zeig es mir, Denis!" und sie schmiegte sich noch zärtlicher an mich.

Ich küßte sie auf den Mund und sagte: "Das geht doch nicht! Denk dir, wie es wäre, wenn ich von dir verlangen würde, du solltest dich entblößen und mir dein Geschlecht zeigen. Was dann?"

Michou: "Ich würde dir alles zeigen."

Diese Offenheit schürte die Glut in mir. Und während ich ungläubig fragte: "Würdest du das tun, Michou?" wanderte meine rechte Hand unter ihr Kleid. Sie kam mir entgegen, so daß ich an ihrem Schlüpfers vorbei ihre Schamlippen ertasten konnte, während sie sagte: "Ja, Denis! Du kannst bei mir alles sehen, willst du?"

Ich mußte sie küssen, so überwältigend wirkte ihre Zutraulichkeit auf mich.

"Sag, Michou, hast du schon mit anderen Jungen Doktor gespielt?"

Sie erwiderte entrüstet: "Nein! So was werde ich mit anderen nie tun!"

Ihre Offenheit verunsicherte mich: "Aber liebst du mich denn? Du hast mir bisher doch immer nur die Zunge rausgestreckt."

Ihre überraschende Antwort: "Ich habe dich gehaßt, weil ich dich lieb hatte."

Jetzt verstand ich nichts mehr.

"Du kannst doch nicht jemand hassen, wenn du ihn lieb hast! Liebe und Haß sind doch wie Feuer und Wasser!"

Michou verblüffte mich wieder: "Ich habe dich gehaßt, weil du eine andere geliebt hast und weil dir Charline so lieb tat und du lieber mit ihr sprachst als mit mir. Jetzt hasse ich dich aber nicht mehr!"

Meine Frage war überflüssig, aber ich wollte die Antwort gern aus ihrem Mund hören: "Wenn du mich nicht mehr haßt, dann hast du mich jetzt nur lieb?"

Michou: "Ja, Denis! Liebst du mich auch?"

Ich gestand: "Ja, *ma mie*! (Meine süße Kleine!) Du weißt, ich hab immer alles für dich getan, was du wolltest. Was ich für Charline nicht getan hätte. Ich hab es am Ende sogar gemocht, wie du mir die Zunge rausgestreckt hast."

Michou: "Da du mich lieb hast, wirst du es mir zeigen, nicht?"

Nun schämte ich mich plötzlich vor ihr.

"Ja, Michou. Aber nicht so hoppladihopp. Das schadet unserer Liebe, die noch ein zartes Pflänzchen ist. Ich bin schon zu weit gegangen. Das tut mir leid. Es ist so über mich gekommen. Aber ich hab dich sehr lieb. Deshalb wünsche ich mir, daß wir uns Zeit lassen. – Magst du dich noch ein bißchen gedulden, Michou?"

Michou: "Ja, Denis. Du wirst aber nicht mehr Charline küssen und auch nicht mehr zu meiner Cousine Thérèse gehen, ja?"

"Ich wollte mich gerade auf den Weg machen zu deiner Tante. Aber jetzt bleibe ich hier. Und Charline? Die hat doch ihren Beau. Willst du wirklich, daß ich sie nicht mehr küsse? Ich bin zu ihr ja nur wie ein Bruder zu seiner Schwester."

Michou sagte bestimmt: "Nein, Denis! Das bist du nicht! Du kannst es gar nicht sein, weil sie dich liebt."

Wußte Michou alles, was zwischen mir und Charline geschehen war? Jedenfalls mußte sie gesehen haben, wie ich Charline küßte. Und es konnte nicht ohne Einfluß auf ihr Gefühl für mich geblieben sein.

Für Michou war ich zu Opfern bereit: "Wenn du mich wirklich so sehr liebst, daß du nur mir allein gehören möchtest, dann werde auch ich nur dir allein gehören, nicht mehr zu deiner Cousine gehen und Charline nicht mehr küssen. Wenn sie mir trotzdem einen Kuß gibt, mußt du dir nichts dabei denken, denn ich hab sie nie wirklich geliebt. Aber du mußt dir bewußt sein, daß ich eine armer Teufel bin. Dein wird Vater nie zulassen, daß wir uns lieben, geschweige denn heiraten. Wenn er etwas erfährt, wird die Hölle los sein! Und ich weiß nicht, wie lang ich noch hier bleiben werde. Ich werde dir gerne alles zeigen und erklären. Doch später wirst du dich in einen Jungen verlieben, der vom Stand her zu dir paßt. So hübsch wie du bist, wirst du ein ganzes Heer von Verehrern haben, besonders in der Stadt, wenn du ins Gymnasium gehst. Bis dahin werden wir einander küssen und zusammen sein wie jetzt. Ist dir das recht?"

Michou hatte mir geduldig zu gehört, jetzt brach es aus ihr heraus: "Nein, Denis! Wenn du mich so lieben würdest, wie ich dich, würdest du nicht so reden. Du wirst später auch Geld verdienen und nicht mehr arm sein. Du machst immer alle Aufgaben für Charline und weißt mehr als alle anderen. Ich möchte keinen Dummian heiraten, der nur nach dem Geld schaut. Obwohl du genauso bist! Du willst bloß so eine Reiche haben wie die, die jetzt in Paris ist. Deshalb willst du zurück in die Stadt," sagte sie mit Nachdruck.

Ich konnte ihr nicht sagen, daß es die Sehnsucht nach meiner Mutter und die Enttäuschung mit Geneviève waren, die mich forttrieben: "Ja, Geneviève ist mir verloren gegangen, weil sie zu reich für mich ist. Sie wollte zuerst nicht fort – aber dann hat sie gesagt, es muß so sein! Auch du bist reich im Vergleich zu mir. Auch du sagst eines Tages: 'Es muß so sein!' Und doch werde ich dich im Stillen immer lieben. Denn ich gestehe dir, Michou, daß ich dich sehr sehr liebe."

Michou: "Ich glaube dir nicht, Denis."

Sie brachte mich wirklich durcheinander: "Soll ich es dir beweisen?"

Michou sagte bestimmt: "Ja!"

Damit war ich an einem Punkt gelangt, wo es kein Zurück mehr gab.

"Versprichst du mir, daß du anderen nie ein Wort von unserer Liebe erzählen wirst?"

Michou: "Ich verspreche es."

"Gut. Ich werde dich den Zungenkuß lehren, weil ich mich in deine Zunge verliebt habe.

Wenn du magst, streck mir die Zunge raus. Aber nicht wie sonst, sondern steck sie in meinen Mund. Und küß zurück, so wie ich dich küsse. Probier es mal."

Michou sagte nichts, sondern machte es – und war wunderbar!

Der Zungenkuß verriet mir, daß dies Mädchen geboren war, um zärtlich zu lieben und noch zärtlicher geliebt zu werden.

Ich war Feuer und Flamme: "Jetzt sollst du haben, was du gewollt hast, Michou. Laß jetzt alles mir dir geschehen, willst du?"

Sie schmiegte sich noch zärtlicher an mich: "Ja, Denis!"

Ich zog ihr den Schlüpfer aus, umarmte sie und schob mein Glied so zwischen ihre Schenkel, daß es an ihren Schamlippen rieb. Als sie die Schenkel fest zusammendrückte, wußte ich, daß ihr das gefiel. Während wir uns zärtlich umschlangen, gab ich ihr meine Zunge. So blieben wir eine Weile stehen ohne uns zu bewegen. Doch nach einer Weile war ich so überreizt, daß es weh tat.

"Du, Michou, lassen wir es für heute genug sein, sonst fällt auf, daß du so lange ausbleibst. Einverstanden?"

Michou: "Ja, Denis. Aber morgen dann wieder! Morgen ist Donnerstag. Ich werde vor dem Katechismus zu dir kommen. Dann könntest mich richtig lieben, so wie sich Jasmine hat sich lieben lassen, willst du?"

Ich hätte mir schon denken können, daß sie mit der halben Erfahrung nicht zufrieden sein würde, nachdem ihr Jasmine von den Wonnen der Extase erzählt hatte.

"Wenn du die Extase schon empfinden kannst, ja! Ich werde das morgen ausprobieren. Zuerst nur mit der Zunge. Komm zu mir in den Pferdestall. Aber sei vorsichtig, damit Charline nichts merkt. Noch ein Kuß..."

Während sich Michou den Schlüpfer wieder anzog, sagte sie: "Du wirst von nun an nur noch mich lieben, Denis, nicht wahr?"

Ich versprach es ihr: "Ja, ma mie! Und von Herzen wünsche ich dir eine gute Nacht und süßen Schlaf."

Michou umschlang mich, um mich noch einmal zu küssen.

"Auch ich wünsche dir eine gute Nacht, chéri!" Und sie lief davon.

Ich blieb allein zurück und glaubte geträumt zu haben, so überraschend war dies süße Erlebnis über mich gekommen.

Ich glaubte einen Fehler gemacht zu haben, denn in etwa einen Monat wollte ich Boileux adieu sagen. Aber der Liebe gegenüber war ich schwach, besonders wenn ich ein so liebreizendes und zierliches Geschöpf wie Michou in meinen Armen hielt. Je mehr ich jedoch

darüber nachdachte, um so stürmischer meldete sich mein Gewissen. Schließlich war ich mir sicher, daß ich Michous Unschuld nicht antasten durfte.

Ich überlegte, ob ich nicht schon in dieser Woche aus Boisleux flüchten sollte. Aber es gab nichts Eßbares in den Gärten und die Nächte waren noch sehr kalt.

Ich ging zu Charline in den Salon, um für sie die Schulaufgaben zu machen. Sie war überrascht, als ich leise eintrat.

"Du bist schon zurück, Denis? Hast du wieder Kopfschmerzen?"

Seit Oktober 1942 hatte ich oft rasende Kopfschmerzen. An diesem Abend jedoch nicht, trotzdem sagte ich: "Nicht so stark wie gestern, aber schlimm genug. Ich war gar nicht bei deiner Tante. Ich bin wieder umgekehrt. Also, welche Aufgaben hast du?"

Charline: "Dann mach aber schnell, weil Félix bald hier sein wird!"

Seit der Winter vorbei war, empfing Charline ihren Liebhaber im Salon, wo sich beide liebten...

Am nächsten Morgen verrichtete ich meine Arbeit schneller als gewöhnlich. Als ich von den Kühen zurückkam, wartete Michou schon auf mich. Vom Pferdestall aus machte sie mich auf sich aufmerksam, indem sie mit ihrer singend süßen Stimme grüßte: "Coucou! Bonjour, Denis!"

Ich eilte zu ihr, ihrem fröhlichen Lächeln entgegen: "Bonjour, ma mie chérie! Hast du gut geschlafen?" Und bevor sie mir noch antworten konnte, küßten wir uns schon.

Nachdem sie ihren Mund von meinem gelöst hatte, erwiderte sie: "Ja, Denis. Ich habe geträumt, wie ich mit dir zusammen im Bett gelegen bin, und du warst sehr lieb zu mir. Hast du auch schon einmal von mir geträumt?"

"Ja, chérie! Du hast mir die Zunge so lang rausgestreckt, wie dein Arm ist, und hast mir den nackten Hintern gezeigt."

Da lachten wir beide und Michou fragte noch: "Wirklich?"

"Ja! Aber es ist schon lange her! Gehen wir jetzt hinauf auf die Strohballen?"

Michou: "Oui, chéri!"

Meine Jacke hatte ich schon im Stall hängen, und Michou konnte sich darauf niederlassen. Ihre Zutraulichkeit erfüllte mein Herz mit Glück und machte mich wahnsinnig vor Verlangen. "Sag mir, was du empfindest, mein süßes Herz."

Michou erwiderte, während ich schon begann sie mit der Zunge zu liebkosen: "Ich werde dir alles sagen, cheri!"

Sie war so rein, wie ihre Mutter es immer war. Der Geschmack der Feuchte fehlte bei ihr – doch beglückte mich ihre Frische ihrer Jungfräulichkeit.

Ich lieb koste sie geschickt und sanft...

Da meldete sich Michou: "Oh! Es juckt so schön, bis tief in mich hinein."

Nun mußte die Extase kommen!

Ich lieb koste sie noch eine Weile, aber keine Reaktion zeigte sich.

Ich fragte: "Wie war es bis jetzt?"

Michou: "Sehr schön, bis du aufgehört hast. Jetzt spür ich nichts mehr."

Ich wollte ihr zuliebe noch weitermachen. Weil ich selbst auf den Strohballen lag, hatte ich bereits Schmerzen im Nacken – und bat sie deshalb, sich an die Stelle zu legen, wo sonst ihre Mutter lag. Ich hatte nicht gleich darauf bestanden, damit sie nicht argwöhnisch werde.

Aber auch jetzt war meine Mühe vergeblich. Sie empfand nur dies besondere Jucken, das an die Extase heranreichte, aber nicht weiter.

"Es geht nicht, ma mie! Du bist noch nicht reif genug. Du wirst dich noch eine Weile gedulden müssen."

Und ich legte mich neben sie, um sie zu umarmen und zärtlich zu küssen.

Michou gab sich noch zärtlicher und sagte:

"Wenn du es anders versuchen würdest, Denis? Du weißt wie ich meine!"

Das wollte ich aber nicht, weil es keinen Sinn hatte.

"Es geht nicht, Michou! Du würdest noch weniger empfinden als vorhin, weil ich längst am Höhepunkt wäre, bevor du kommst. Es wäre nicht recht von mir, dir jetzt deine Unschuld zu rauben. Verstehst du das, ma mie?"

Michou verstand es selbstverständlich nicht: "Nein, Denis! Das mit der Unschuld ist alles Unsinn! was hab ich überhaupt davon?"

Ich fragte sie: "Hast du schon die Roten Engländer gehabt? Du weißt, was ich meine?"

"Ich weiß. Die sind bei mir noch nicht gelandet."

Michou wäre nicht die Tochter meiner Herrin gewesen, wenn sie sich mit Worten hätte abspesen lassen.

Trotzdem versuchte ich sie zu überreden: "Sei doch vernünftig, Michou. Eva hat auch nicht einen unreifen Apfel gepflückt, um Adam zu verführen. Du würdest in einen unreifen Apfel nur reinbeißen und ihn dann wegwerfen. Das kommt doch alles nur davon, daß Jasmine dir einen Floh ins Ohr gesetzt hast. – Und jetzt müssen jetzt fort! Dein Vater könnte mich suchen, oder Charline dich!"

Michou: "Wir treffen uns heute abend wieder, Denis. Willst du?"

Ich nahm sie in die Arme: "Ja, ma mie! Wann immer es geht. Aber komm nicht gleich hinter mir her, sonst fällt es den anderen auf. Komm ein bißchen später. Ich werde in der Kornkammer vor dem Lieferwagen auf dich warten. Gib mir noch einen Kuß."

Sie tat es, obwohl sie enttäuscht war...

Nach dem Abendessen trank ich meinen Kaffee langsamer, damit Clovis und Maurice fort wären, bevor ich aufstand. Danach blieb ich keinen Augenblick länger, weil Michou bereits eindringlich zu mir herschaute. Ihr Späterkommen beschränkte sich dann auf wenige Minuten.

Als ich mit der Decke vom Brotwagen kam, wartete sie schon auf mich.

Doch es war wieder vergebliche Mühe – ich konnte sie nicht zur Extase bringen.

Ich tat ihr dann den Gefallen und legte mich über sie mit dem Glied zwischen ihren Schamlippen. Das genügte ihr aber nicht: "Ich habe mir nach dem Katechismus von Jasmine alles erzählen lassen. Sie hat nichts von Minette gesagt. Versuch es doch mal richtig, Denis!" Ich erzählte ihr von meinem Erlebnis mit Geneviève.

"Geneviève war nur ein Jahr jünger als ich. Du bist drei Jahre jünger, Michou! "

Das konnte sie nicht umstimmen: "Jasmine hat mir von so viel Bluten nichts gesagt! Du willst bloß nicht, weil du mich nicht wirklich liebst! Ich weiß auch warum! Weil du Geneviève immer noch liebst."

Ich liebte sie wie ich nur konnte, es war alles vergeblich! Und wieder verließ sie mich enttäuscht...

Irgendwann in der Nacht schreckte ich hoch. Da tastete jemand im Dunkel nach mir!

Dieser Jemand überfiel mich sehr zärtlich und lieb, nachdem er zu mir ins Bett geschlüpft war. Es war Michou.

Nachdem ich meinen Mund frei bekam, sagte ich: "Wie du mich erschreckt hast, du tolles Ding! Ich dachte, ein Gespenst..."

Weiter kam ich nicht, weil Michou sich vergnügt meiner annahm. Ich wollte sie fragen, wie spät es war und wie sie so verwegen sein konnte, zu mir zu kommen.

Sie kam mir zuvor: "Du liegst ja ganz nackt im Bett!"

Ich fragte: "Ist dein Vater schon in der Bäckerei?"

Michou: "Ja, er ist unten mit Maurice. Das dauert noch eine Stunde, bis er an die Treppe klopfen wird. Dann gehst du voraus, und ich stehl mich zurück in mein Bett. Ich zieh auch mein Nachthemd aus, dann wirds besser gehen."

Ich traute meine Ohren nicht!

Ich fragte leise: "Was soll besser gehen? Kleine Eva!"

Michou: "Ich will es, weil ich dich liebe. Wenn du mich auch liebst..."

Sie hatte bestimmt wenig geschlafen, um das auszuklügeln. Charline wäre nie auf so etwas gekommen – ich auch nicht!

Da ich auf dem Rücken lag, hatte sie sich ganz selbstverständlich über mich geschoben. Sie tat es nicht überstürzt, sondern bequemte sich immer günstiger auf mein Glied, ohne dazu ihre Hände zu gebrauchen. Ich war selber neugierig, ob sie es allein fertigbringen würde, weshalb ich mich ihr nicht entzog. Ich überließ es dem Schicksal.

Während sie sich mühte, liebte ich sie sanft mit beiden Händen. Sie drängte stärker nach unten – zurück zu meinen Füßen – scheiterte jedoch daran, daß sie mein Glied nicht weiter nach hinten bewegen konnte.

Schließlich gab sie auf: "Mach doch du, Denis!"

"Es geht nicht, ma mie!"

Sie war viel zu enttäuscht, um vernünftig zu sein: "Nein! Wenn du mich nicht richtig liebst, werde ich nach der Schule zu Maurice gehen. Und ich werde mich nie wieder von dir berühren lassen!"

Nun war ich überzeugt, daß sie noch nicht richtig lieben konnte. Alles war nur Neugier, dachte ich. Würde sie mich so lieben wie sie vorgab, hätte sie kein Verlangen, zu einem solchen Hurenbock wie Maurice zu gehen.

Nein, ich glaubte ihr nicht: "Du wirst dich nicht von Maurice berühren lassen, Michou! Wenn du das tust, werde ich dich nie wieder anschauen."

Michou legte sich neben mich: "Komm, Denis! Mach es doch!"

Ich glaubte, sie durch Küsse von ihrer Drohung abbringen zu können. Doch sie sprang aus dem Bett: "Wenn du nicht willst, gehe ich zu Maurice!"

Diese Drohung kränkte mich furchtbar. Sie wirkte wie eine kalte Dusche auf mich, und ich schwieg.

Michou wartete nicht länger und verließ mich. Ich rief ihr leise nach: "Michou! Michou!" Vergeblich.

Sie kam den ganzen Tag über nicht zu mir. Auch am Tisch würdigte sie mich keines Blicks. Ich war so besorgt, daß mir ganz übel war. Wenn sie zu mir gekommen wäre, hätte ich ihr jeden Wunsch erfüllt. Ich kam vom Rübenfeld schrecklich beunruhigt zurück. Ging ins Haus ein Glas Bier trinken, nur um Michou zu sehen – sie wandte mir jedoch den Rücken zu und benahm sich so sonderbar, daß ich das Schlimmste fürchtete.

In der Nacht hatte ich wieder einen Alptraum. Wieder trieben die Kreaturen der Hölle Schindluder mit mir. Sie lachten, während Michou sich nackt Maurice hingab. Ich stürmte gegen die Teufel los, bis ich einem Ungeheuer in den Rachen lief, das kurzen Prozeß mit mir machte. Durch mein eigenes Stöhnen wurde ich wach...

Nicht lange danach kam Maurice, um sich umzuziehen. Es war Samstag und er mußte schon um 2 Uhr anfangen, so daß ich noch eine Stunde Zeit hatte, mich etwas auszuruhen.

Maurice war kaum zehn Minuten fort, als ich die Treppe leise knarren hörte.

Ich war erleichtert, aber die Wunde schmerzte um so mehr.

Michou schlüpfte zu mir ins Bett. Ich nahm sie in die Arme und fragte voller Schmerz: "Wie konntest mir bloß so etwas antun? Ich habe dich doch so lieb gehabt, Michou. Wenn du bloß

nur noch wenig gewartet hättest oder nach dem Mittagessen zu mir gekommen wärest! Jetzt ist alles vorbei!"

"Auch ich hab es ertragen müssen, wie du Charline geküßt und geliebt hast. Ich habe gesehen, wie du sie umschlungen hieltst und mit ihr geschmust hast. Ich habe gehört, wie du sie im Dunkeln geliebt hast. Wenn du wirklich nur mich liebst, dann zeig es mir doch! Wenn du mich nicht so lieben willst, wie du die andern geliebt hast, gehe ich wirklich noch zu Maurice!"

Ich schöpfte Hoffnung: " Du hast dich ihm noch nicht hingegeben, Michou?"

Michou küßte mich: "Nein, Denis!"

Ich konnte es nicht glauben: " Du hast dich wirklich nicht von Maurice berühren lassen?"

Michou: "Nein. Wie dumm du bist, chéri!"

Ein gewaltiger Stein fiel mir vom Herzen.

"Ich hab solche Schmerzen ausgestanden, Michou! Ich hab Schreckliches geträumt."

"Wirst du mich jetzt richtig lieben?"

Ja, Michou! So bald ich es wieder kann."

"Magst du mich küssen?"

Wir umschlangen leidenschaftlich. Eine heiße Glut stieg in mir auf, die jeden Schmerz vergessen ließ. Plötzlich faßte Michou nach meinem Glied und wog es in der Hand. Mit tönender Stimme sagte sie: "Chéri, du wolltest mich lieben, sobald du wieder kannst!"

Ich legte mich über sie und bat: "Jetzt können wir es nicht tun! Bei Geneviève hat es zwei Stunden lang geblutet. Das wurde uns zum Verhängnis. Auch du könntest längere Zeit bluten. Da du noch sehr eng bist, wird es nicht leicht werden. Und du mußt heute zur Schule! Aber morgen wird Maurice die Nacht wieder in einem fremden Bett verbringen, weil Samstag ist, und Clovis übernachtet bei Yvonne. Dann kannst du, wenn alle schlafen, zu mir heraufkommen und wir haben genügend Zeit. Wasser werde ich mit heraufnehmen, damit du nicht runtergehen mußt. Einverstanden, ma mie?"

Michou küßte mich, und bekundete mit einem knappen "Ja!" ihr Einverständnis...

Während des Mittagessens schaute Michou so verliebt und voller Erwartung zu mir, daß es Charline auffiel. Dazu versuchte Michou auch sowie ich zu essen – mit dem Messer in der rechten und der Gabel in der linken Hand – während alle anderen zuerst das Fleisch in Stücke schnitten und dann mit der Gabel in der rechten Hand aßen. Als sie nach dem Essen in den Hof ging, folgte ich ihr, küßte sie und sagte: "Schau beim Abendessen nicht mehr so zu mir her, Michou! Charline hat schon etwas bemerkt!"

Michou schien sich daraus nichts zu machen: "Laß sie, Denis! Sie hat ja ihren Félix, so kann sie auch wissen, daß ich dich habe."

Kurz nach dem Abendessen kam Michou zu mir. Kaum stand sie neben mir, als Charline hinter dem Lieferwagen auftauchte und sie anherrschte: "Michou! Du gehst jetzt gleich rein!" Ich war sehr erschrocken und ließ Michou gleich los. Zugleich war ich furchtbar enttäuscht über Charline.

Bevor ich etwas sagen konnte, erwiderte Michou bissig: "Geh du zu deinem Bastard! Ich bin dir auch nicht nachgeschlichen, sondern habe durch Zufall alles gesehen!"

Zu meiner Überraschung eilte Charline ohne Erwiderung fort! Weil ich nicht sicher war, was sie im Haus tun würde, sagte ich zu Michou: "Geh vorsichtshalber auch rein, Michou. Und leg dich vor den anderen schlafen, damit sie nicht mißtrauisch werden. Wenn alle schlafen, kommst du zu mir auf die Mansarde. Ich bade jetzt und mache die Aufgaben für Charline, wenn sie noch will..."

Aber Charline wollte nicht! Als ich in den Salon kam, schaute sie nicht einmal kurz von ihrem Buch auf. Ich versuchte sie zur Vernunft zu bringen: "Charline, laß doch das Schmollen

jetzt! Sei vernünftig! Du hast Félix. Du kannst nicht alles haben. Gönn auch deiner Schwester etwas. Sie hat die ganze Zeit alles gewußt und geschwiegen. – Schau mich doch an, Charline!" und ich versuchte ihr Kinn zu heben.

Charline stieß mich von sich. Ich wollte ihr Rechenbuch und das Heft nehmen, in dem die Aufgaben notiert waren, aber Charline verhinderte es, indem sie die Hand drauf legte. Alle Versuche, ihr nur ein Wort zu entlocken, waren vergeblich. Da sie sich auch nicht mehr von mir berühren lassen wollte, verließ ich sie verärgert.

Ich mußte sehr lange auf Michou warten, weil sich Charline länger als gewöhnlich mit Félix im Salon aufgehalten hatte. Die große Kleine hatte sich ganz leise aus dem Schlafzimmer herausgeschlichen: "Sie schlafen alle fest, Denis! Vater und Tante Mathilde schnarchen, auch Charline ein bißchen. Meine Mutter schläft immer die ganze Nacht durch. Sie wird nur böse, wenn mein Vater sie berührt. Jetzt haben wir die ganze Nacht für uns!"

Ich hatte schon alles vorbereitet und sogar ein altes Unterhemd aus der Wäschetruhe geholt, worauf Michou sich legte, damit keine Flecken auf das weiße Bettuch kämen.

Als ich mich zu Michou gelegt hatte, sagte ich: "Sollte es weh tun, sag es mir, chérie, damit ich aufhören kann..."

Sie öffnete sich mir langsam, doch ohne Widerstand. Gab dabei nicht den geringsten Laut von sich, sondern umschlang mich nur noch fester. Ich schenkte ihr meine Zunge, und eine kleine Weile verharrten wir so, vereint und glücklich. Dann merkte ich an ihren Bewegungen, daß sie ungeduldig wurde.

Ich fragte: "Willst du mehr?"

Ihre Stimme war sanft wie Musik, als sie antwortete: "Ja, cheri! Es hat mir nicht weh getan." Und sie liebte meinen Rücken.

Als ich mich dem Höhepunkt nahen fühlte, fragte ich: "Ich komme bald – wie ist es bei dir?"

Michou: "Ich bin noch weit weg."

Ich versuchte, den Höhepunkt aufzuhalten und hielt oft inne.

Fragte dann wieder: "Empfindest noch nichts? Ich kann die Extase nicht länger aufhalten!"

Michou: "Mach weiter und sag mir, was du empfindest."

Ich machte noch zwei Bewegungen.

"Jetzt... jetzt... alles löst sich auf und strömt... und entlädt sich!"

Stromstöße pulsen durch den Körper. Ein Zittern. Dann klingt die Verückung ab.

"Hast du etwas empfunden?" fragte ich.

Michou: "Ich habe gespürt, daß etwas von dir in mich reingekommen ist. Mach weiter."

"Ich kann nicht mehr, Michou. Komm, ich werde dich abwaschen. Dann schlafen wir ein bißchen, dann lieben wir uns wieder."

Da ich sehr müde war, schlief ich sofort ein. Ich weiß nicht, ob Michou geschlafen hatte, denn ich wurde wieder wach, als sie sich zärtlich an mich schmiegte und mich küßte.

Da ich wußte, was sie von mir wollte, sagte ich: "Ja, ma mie chérie! Ich werde erst mit der Zunge versuchen und dann richtig..."

Nachdem ich sie lange zärtlich geküßt und mit dem Finger nachgeholfen hatte, hörte ich einen Laut des Wohlgefallens: "Aaaaaah!... Wie süß, chéri!"

Ich versuchte die Extase aufrechtzuerhalten – sie war jedoch nur kurz.

"Meine Süße! Jetzt hast du es gespürt! Und das Gefühl wird wiederkommen! Und wird immer stärker werden. – Ich mache jetzt weiter. Sobald du wieder etwas spürst, sag es mir, dann komme ich zu dir..."

Und ich küßte sie erneut in den Schoß.

Michou: "Es fängt an bei mir zu jucken. Jetzt schon ganz stark! Mir ist so heiß..."

Wir vereinigten uns, und ich begann mich langsam zu bewegen.

Michou hob mit beiden Händen meinen Kopf: "Mach weiter! Es geht weg, wenn du dich nicht bewegst..."

Ich wurde schneller und strengte mich an so sehr ich konnte, um durchzuhalten. Und wieder brach die Extase aus! Unsere gemeinsame!

Michou bekundete mir ihr Glück: "Chéri, Ich hab dich so lieb, daß ich dich aufessen möchte! Ich möchte dich am liebsten in mir herumtragen. – Erinnerst du dich noch, wie du mich von den Schlägen befreit hast?"

"Und wie ich mich daran erinnere! Dein Po war schon ganz rot und blau."

Michou erstaunt: "Das hast du gesehen? Du hast doch gleich die Vase geworfen! Ein Wunder, daß sie ganz geblieben ist." Sie lachte. "Am vergangenen Sonntag, nach deinem Lied, hab ich Blumen für diese Vase gepflückt!"

"Und warum warst du immer so böse mit mir?"

"Weil ich wußte, daß du mit der anderen schon was gehabt hast. Mit Geneviève. Und wenn du dich nicht gleich mit Charline abgegeben hättest, wär es auch anders geworden. Dafür hab ich dich gehaßt. Manchmal hätte ich mich am liebsten gerauft mit dir. Aber das brachte ich nicht fertig, da ich dich doch geliebt habe. Schon immer."

Wir umarmten uns schweigend.

"Und du?" fragte sie. "Seit wann liebst du mich, Denis?"

Ich sagte die Wahrheit: "Seit ich dich das erste Mal sah."

66. *Ertappt.*

Am Sonntagnachmittag besuchte der Pelzscheich wieder seine Cathrine, gab jedoch vor, er müsse zu seiner Schwägerin. Bis zum Abendessen war er noch nicht zurück. Die Herrin hatte ich schon mit Minette beglückt, jetzt wollte sie noch gebadet werden. Obwohl das Bad etwa eine Stunde dauerte, hatten wir Glück, weil der Pelzscheich immer noch nicht zurückgekommen war.

An diesem Abend versuchte ich nochmals, mit Charline zu reden. Sie wies mich brüsk zurück: "Verschwinde! Du hast hier im Salon nichts verloren!"

Ich war zutiefst gekränkt, aber verzog mich wie ein verprügelter Hund. Nun, sie war dem Pelzscheich nicht unähnlich. Ihre Liebe zu mir war so wenig echt gewesen wie Michous Abneigung gegen mich.

Weil Michou zu mir kommen wollte, sobald alle schliefen, ging ich früh zu Bett, um bis dahin etwas auszuschlafen. Die Mansarde befand sich oberhalb des Salons und weil es schon warm war, schlief ich bei offenem Fenster. Plötzlich wurde ich durch Schreie im Salon aus dem Schlaf geschreckt. Ich sprang aus dem Bett zum Fenster. Unten sah ich den Pelzscheich, der mit der Peitsche brüllend hinter Félix herlief: "Verfluchter Hurenbastard! Ich reiße dir Schwanz und Blinddarm raus! Ich zerschlag dir die Knochen zu Brei, verkommener Hurensohn!"

Félix wartete jedoch nicht auf ihn, sondern tauchte im Dunkel der Nacht unter.

Der Pelzscheich gab die Verfolgung auf, weil er ein zweites Opfer hatte. Ich sah ihn zurückstampfen und hoffte, daß Madame Voyer Charline beistehen wurde. Nachdem die Tür des Salons zuschlug, hörte ich die herzerreißenden Schreie von Charline vom Schlafzimmer her. Sie schrie fürchterlich und bei jedem Schlag des dicken Peitschenstiels noch lauter, so daß ich es nicht länger aushalten konnte und mir mit beiden Fingern die Ohren zuhielt. Ich konnte Charline nicht zur Hilfe eilen, weil ich dann auch gegen die Herrin hätte angehen müssen.

Ich konnte nicht verstehen, wie sie es zulassen konnte, daß ihre Tochter vor ihren Augen so geschlagen wurde. Ein Schauer lief mir über den Rücken beim Gedanken, daß er ebensogut

mich mit Charline hätte ertappen können!

Nachdem die heiseren Schreie endlich aufgehört hatten, konnte ich nicht einschlafen aus Furcht, Michou könne einen Fehler machen. Sie kam jedoch erst lange nach Mitternacht und erzählte mir, was geschehen war.

"Vater war lange ausgeblieben und als er zurückkam, fiel ihm auf, daß sich Charline noch nicht ins Bett gelegt hatte. Weil er im Salon kein Licht gesehen hatte, fragte er, wo sie sei. Tante Mathilde sagte, Charline mache ihre Schulaufgaben im Salon.

Er schimpfte: "Was? Schulaufgaben ohne Licht?" und ging leise hinaus. Er hat vielleicht geglaubt, du seist mit ihr zusammen, denn er hat mit einem Ruck die Tür des Salons aufgerissen und das Licht eingeschaltet. So hat er Charline und Félix ertappt, während sie sich liebten. Félix ist ihm durch die Vordertür des Salons entkommen. Charline ist zu uns ins Schlafzimmer gelaufen und hat Maman gebeten, ihr zu helfen. Da ist aber schon mein Vater mit dem Schlüpfer von Charline, den sie im Salon vergessen hatte, und mit der Peitsche zurückgekommen. Charline kniete vor ihm nieder, aber er hat sie hochgerissen und mit dem Kopf nach unten auf die Bettkante gedrückt, daß er auf ihren nackten Hintern schlagen konnte. Erst als Blut gespritzt ist, hat ihm Maman die Peitsche weggenommen. Danach wollte er mit der Peitsche zur Friseurin gehen. Da hat ihn Maman zu Boden geworfen und fertiggemacht. Maman und Tante Mathilde mußten Charline verbinden, sie hat aber noch furchtbar lang gestöhnt, so daß ich nicht eher zu dir kommen konnte."

Ich warnte sie: "Wir müssen furchtbar vorsichtig sein, Michou! Bleib nur ganz kurz! Maurice kommt spätestens um 2 Uhr zurück!"

Während der nächsten beiden Wochen bekam ich Charline nicht mehr zu sehen. Sie bediente sich während dieser Zeit nur des Nachtopfs. Ein Arzt wurde nicht geholt, obwohl sie ihn nötig gehabt hätte. Und erst nach drei Wochen konnte sie wieder zur Schule gehen.

67. Das Duell.

Eines Morgens, noch während Charline ans Bett gefesselt war, brach in der Bäckerei die Hölle aus. Es war Yvonne gelungen, den Pelzscheich, der blind war vor Gier, übermäßig lange zu täuschen. Dabei klatschte schon das ganze Dorf über ihren Zustand und ihr Zusammenleben mit Clovis. Seitdem ich Yvannes Mitwisser geworden war, machte sie dem Pelzscheich nur dann die Beine breit, wenn ich in der Backstube war und den Teig abwog. Sicher erwartete sie von mir Schutz, falls etwas schief laufen sollte. Aber sie dachte nicht daran, sich zurückzuziehen.

Gerade hatte der Pelzscheich sich an Yvannes Burgtor zu schaffen gemacht, als ihm ihr Leibesumfang auffiel. Er schob seine Pranke nach vorn und befühlte ihren Bauch. Seine Geliebte war auf diesen Augenblick schon vorbereitet – und streckte ihn mit einem gezielten Stoß gegen die Brust auf den Rücken nieder. Maurice sprang zur Seite – und floh. Vielleicht glaubte er, der Pelzscheich könne ihn verdächtigen. Ich nahm ebenfalls Reißaus, weil sich der Dicke erstaunlich schnell auf den Bauch drehte, sich aufrappelte und schimpfte: "Du Hure, du verfluchte! Du dreckige Fotze! Ich reiße dir die Gebärmutter aus dem Bauch!"

Bevor er noch auf den Beinen war, stopfte Yvonne sich ihre Einkaufstasche voll mit Brot. Der Pelzscheich erhob dazu ein Gebrüll, das zwischen dem Fauchen eines wütenden Hundes und dem Kreischen eines rachsüchtigen Affen lag. Auch Tobsüchtige stoßen solche Schreie aus. Noch nie hatte er ein solches Tempo vorgelegt als auf der Jagd nach Yvonne. Sie aber war als erste auf der Straße, schwang sich aufs Fahrrad und radelte davon...

Maurice machte sich auf den Weg zurück in die Bäckerei. "Komm," sagte er, "die Sache ist gut abgelaufen. Jetzt haben ihn alle verlassen!"

Auch ich machte mich wieder an die Arbeit, da der Pelzscheich gegen mich ja nichts haben konnte. Doch als er zurückgetrampelt kam und an mir vorbei mußte, fühlte ich mich plötzlich von hinten ergriffen und in die Luft gehoben!

Ich war vor Schreck wie gelähmt – wehren konnte ich mich nicht, da er mich schon mit einer Hand gepackt hielt. Auch tat Maurice nichts, um mir zu helfen. Im nächsten Augenblick faßte mich die zweite Riesenpranke an der Brust. Im Nu war ich umgedreht und mit dem Rücken gegen den Tisch gedrückt, worauf er mich anschnauzte: "Du fährst jetzt ins Dorf und kommst mir nicht zurück, bevor du nicht erfahren hast, wer der verfluchte Hurenbock ist, der diese dreckige Nutte aufgepumpt hat. Sonst reiße ich dir den Kopf ab! Los!" Und er warf den Schlüssel für das Fahrrad in den Vorraum.

Mir stand vor Entsetzen der kalte Schweiß auf der Stirn, als er mich laufen ließ.

Aber ich lebte noch.

Im Vorraum ließ ich mir das Wasser aus der Leitung über dem Kopf laufen, zog mich um und kämmte mir das Haar. Ich wollte meiner Herrin entgegenfahren, um ihr alles zu berichten.

Doch bevor ich in die Straße nach Hamelin court abbog, fiel mir ein, daß ich schon seit Wochen nicht mehr bei Mademoiselle Maret war. Es war gegen 9 Uhr, und ich mußte mehrmals klopfen, bevor die Tür einen kleinen Spalt geöffnet wurde und Mademoiselle Maret erstaunt ausrief: "Du bist es, Denis! Was bringt dich her?"

Ich stieß hervor: "Bonjour, Mademoiselle Maret. Die Hölle ist los bei uns! Yvonne ist von Clovis schwanger und der Pelzscheich hat es spitz gekriegt! Jetzt hat er mich geschickt, damit ich herausfinde, wer es war. Er will mir den Kopf abreißen, wenn ich ihm nicht sage."

Mademoiselle Maret: "Ach, hat er das noch gar nicht gewußt? Das weiß doch schon jeder im Dorf. – Komm rein, Denis, und erzähl mir alles. Ich hab gebadet und weil ich nicht wußte, daß du es bist, hab ich nicht gleich aufgemacht."

Sie hatte nur ihr Négligé übergezogen und als sie hinter mir zuspernte, sah ich, daß ihre Füße noch naß waren. Sie bot mir einen Stuhl an, aber ich erzählte ihr lieber im Stehen. Da mich ein inneres Feuer antrieb, beschrieb ich alles im Detail. Auch, wie der Pelzscheich nach seiner Nummer mit Yvonne sich die Hände im Backtrog abwusch und wie mit dem Wasser der Brotteig gemacht wurde.

Das verfehlte nicht seine Wirkung auf sie. Sie schaute mich sonderbar an, während sich ihr Mund öffnete, als ob sie mir etwas sagen wollte. Er blieb dann auch ein wenig offen, bis ich zuende erzählt hatte.

Später fragte sie mich, was mit Félix und Charline geschehen war. Wußte sie noch nicht alles? fragte ich mich. Da Charline noch nicht wieder zur Schule gegangen war, wußte auch Félix noch nicht, wieso der Pelzscheich Verdacht geschöpft hatte. Ich erzählte in Einzelheiten, was ich von Michou erfahren hatte. Sie errötete um eine Nuance, als ich sagte, Félix und Charline hätten sich gerade rittlings geliebt, als der Pelzscheich die Tür zum Salon aufriß und das Licht einschaltete.

Schließlich sagte sie nur: "Du hast schon allerhand gesehen, Denis!"

In diesem Augenblick hatte ich eine unwiderstehliche Lust, sie an mich zu reißen, aber ich hielt mich im letzten Augenblick zurück.

Sie mußte etwas gespürt haben, denn sie legte den Arm auf meine Schulter und küßte mich auf beide Wangen ...

Ich brauchte nicht mehr nach Hamelin court zu fahren, weil Madame Voyer schon selbst auf mich wartete. Da mich der Pelzscheich nicht mit ihr zusammen sehen sollte, wartete ich auf dem Dorfplatz, bis Michou aus der Schule kam – und schickte sie voraus, um ihrer Mutter zu sagen, sie möge mich durch die Vordertür in den Salon lassen, weil ich dringend mit ihr sprechen mußte. Auch Michou erklärte ich kurz, was geschehen war.

Meine Herrin ließ nicht lange auf sich warten. Nachdem ich ihr alles erzählt hatte – auch, daß Clovis es war, der Yvonne geschwängert hatte – sagte sie: "Das darfst du ihm nicht sagen, weil wir um diese Jahreszeit bestimmt keinen Fuhrmann mehr kriegen werden. Sag ihm, daß Yvonne im Herbst mit mehreren Belgiern zusammengesehen worden ist, die nach der Zuckerrübenenernte wieder abgezogen sind. – Ich werde in der Mansarde auf dich warten..." Ich fuhr mit dem Fahrrad in den Hof, als ob ich eben erst aus der Dorfmitte käme. Der Pelzscheich wartete im Vorraum der Bäckerei auf mich. Weil aber seine Frau schon da war, fauchte er mich mit gedämpfter Stimme an: "Du verfluchter Faulpelz! Wo streunst du so lange herum? Was hast du erfahren?"

Ich sagte: "Niemand weiß es genau. Man hat sie mit den Belgiern gesehen, die nach der Zuckerrübenenernte wieder abgezogen sind."

Der Pelzscheich bekam schon wieder den Irrenblick: "Diese verfluchte Hure! Ich reiße ihr alles raus!" und er stampfte zurück in die Bäckerei. Nun hatte ich Zeit, meine Herrin auf der Mansarde noch schnell mit Minette zu befriedigen, um mich dann schnell umzukleiden...

Als ich in die Bäckerei kam, sprach der Pelzscheich gerade mit Maurice, drehte sich aber sofort nach mir um mit der Frage: "Seit wann schläft Clovis nicht mehr auf der Mansarde oben? Wo schläft er, wenn er nicht da ist?" Und schon wollte er mich wieder packen.

Ich sprang zurück, bevor er mich zu fassen bekam, und rannte nach hinten bis zum Bach. Er rief mir nach: "Verfluchter Hurensohn! Kommst du sofort zurück an die Arbeit!" Ich lief ich weiter bis zu den Gärten – er hinter mir her. Als er vor dem Bach stand, kam Clovis mit zwei Pferden von der Straße her in den Hof.

Kaum hatte der Pelzscheich das Getrampel der Hufe gehört, blieb er stehen. Er wartete ab, bis Clovis mit den Pferden im Stall war, dann drehte er sich um und stampfte ihm nach.

Wahrscheinlich hatte der Wein, den Yvonne in großen Mengen verlangt hatte, ihn auf die richtige Fährte gebracht. Und Maurice war seinen Fragen nicht ausgewichen.

Ich rannte quer über die Wiese bis zur Straße und auf diesem Weg zurück in den Hof, war aber noch nicht angelangt, als Clovis im Rückwärtsgang aus dem Stall drängte. Er und der Pelzscheich waren in einem Duell mit Mistgabeln aneinander gefahren!

Clovis hatte den Angriff des Dicken abwehren können, indem er die Gabel des Pelzscheichs mit der eigenen kreuzte. Weil der Angreifer stärker war, mußte Clovis zurückweichen bzw. wurde so schnell zurückgedrängt, daß er rückwärts kaum Schritt halten konnte. Für ihn war die Situation äußerst bedrohlich – würde er hinfallen, könnte der Pelzscheich seine Mistgabel frei bekommen und seinen Nebenbuhler damit aufspießen! Aber auch Clovis schäumte vor Wut, und wäre der Dicke gefallen, hätte Clovis ihm das Eisen unweigerlich in den Wanst gerammt.

Wer die Herrin verständigt hatte, weiß ich nicht. Ich sah nur, wie sie plötzlich herbeistürmte, gefolgt von Mathilde, dem Trampeltier, während Maurice und Michou zuschauten.

Noch bevor die Todfeinde den versiegten Bachlauf erreicht hatten, wo die Entscheidung anstand, überholte Madame Voyer den Pelzscheich, faßte mit je einer Hand die Stiele der ineinandergehakten Gabeln und riß beide mit einem gewaltigen Ruck zur Seite. Der Dicke landete auf der Nase, während Clovis auf den Rücken fiel. Jetzt schlug die Hünin mit dem Stiel der größeren Gabel auf den Gatten ein, der wie ein Wahnsinniger brüllte. Sie drosch auf ihn ein, als wollte sie ihn bettreif schlagen, um anderes Unheil zu verhüten.

Clovis hatte sich aufgerappelt und war davongelaufen. In der Mansarde raffte er seine Habseligkeiten zusammen, um anschließend seinen Lohn von der Herrin zu fordern und sich aus dem Staub zu machen. Madame Voyer mußte auf die Kündigungsfrist von acht Tagen verzichten, weil Clovis wegen Mordversuch mit der Polizei drohte.

Es war eingetreten, was die Herrin befürchtet hatte. Clovis war fort und kein anderer Fuhrmann oder Knecht wollte bei dem verrückten Bäcker arbeiten. Damit begann für mich die schwerste Zeit meines Lebens.

68. Das goldblonde Haar.

Clovis und Yvonne heirateten bald nach dem Zwischenfall in aller Stille, als ob beide das schon im voraus abgesprochen hätten...

Die Prügel mit dem Mistgabelstiel hatten ihre Wirkung auf den Pelzscheich nicht verfehlt: zwei Tage lang ließ er sich überhaupt nicht blicken und weitere vier Tage nahm er seine Mahlzeiten stehend im Schlafzimmer ein. Als er sich am fünften Tag zur Bäckerei schleppte – bis dahin hatte ich mit Maurice die ganze Arbeit gemacht –, forderte er mich auf, Cathrine herbeizuholen – die selbstverständlich nicht kam.

Ich berichtete: "Mademoiselle Cathrine will nicht kommen, weil Sie ihr nichts geschickt haben."

Der Pelzscheich war wütend, weil es jetzt zu spät war, etwas hinzubringen, denn gleich würde seine Frau erscheinen. Dann kam der Sonntag dazwischen, und erst am Montag schickte er mich mit Speck, Eiern und Brot zu Cathrine. Das sofort, nachdem die Herrin abgefahren war. Ich berichtete: "Mademoiselle Cathrine will es sich überlegen."

Am nächsten Morgen wiederholte sich das Ganze. Da der Pelzscheich noch hinkte, ging er nicht selber zu Cathrine. Außerdem hoffte er, die Gunst seiner Frau zu erringen. Aber jede Nacht gab es Krach, wenn er sie berührte.

Seitdem Clovis fort war, mußte ich eine halbe Stunde nach Maurice in die Bäckerei hinunter. Dafür dauerte die Arbeit abends noch viel länger als sonst.

Nachmittags arbeiteten der Pelzscheich und Maurice auf dem Feld. Maurice bekam dafür zusätzlich Geld, was mich in meinem Verdacht bestärkte, er habe dem Pelzscheich verraten, daß Clovis fremdschlief.

Durch das Übermaß der anfallenden Arbeit wurde meine Zeit für Michou knapp. Doch die große Kleine war raffiniert. Sie fand tagsüber, oft noch vor der Schule, Gelegenheit zu einem Schäferstündchen mit mir.

Wir gingen äußerst vorsichtig zu Werk, hatten jedoch nicht mit der Gerissenheit von Tante Mathilde gerechnet. Die alte Jungfer kam eines Morgens mit Betttüchern in die Veranda, um sie einzuweichen, rief aber zuerst ihren Bruder aus der Bäckerei zu sich: "Charles! Charles, komm schnell her!"

Maurice und ich wunderten uns, was sie haben mochte. Wir konnten sie jedoch nicht hören, weil sie leise sprach – und kaum etwas sehen, weil der Pelzscheich sie mit dem Rücken verdeckte. Als er sich aber plötzlich umdrehte und mit irrem Blick nach der Stelle schaute, wo gewöhnlich die Peitsche hing – ich hatte inzwischen alle Peitschen versteckt – und dann nach der nächsten Axt griff, sprang Maurice sogleich auf den Tisch und aus dem Fenster in den Hof. Von panischer Angst ergriffen, wollte ich es ihm nachmachen, da hatte der Irre schon die Tür der Bäckerei erreicht und schleuderte mit Wucht die Axt nach mir, die mich nur knapp verfehlte und hinter mir das Fenster zerschmetterte. Jetzt rannte ich so schnell mich die Beine trugen hinter Maurice her.

Am Bachbett wartete Maurice auf mich: "Lock ihn so weit weg wie du kannst, damit er nicht zurückkommt, bevor die Dame wieder da ist. Das Luder von Trampeltier hat etwas entdeckt. Lauf geradeaus! Ich renne über das Kleefeld zur Straße."

Ich wartete keinen Augenblick länger, weil der Pelzscheich mit der Mistgabel angelaufen kam! Vor Wut fühlte er keine Schmerzen mehr. Trotz der Prügel, die er eingesteckt hatte, hielt er die Mistgabel für die wirksamste Waffe. Ich bewarf ihn mit Erdschollen, die wenig

Wirkung hatten, denn durch die Wolkenbrüche der letzten Nacht waren sie aufgeweicht. Um ihn zu verleiten, die Mistgabel nach mir zu werfen, schimpfte ich los: "Du widerwärtiges Dreckschwein! Du verfluchter Verbrecher! Alles werde ich den Leuten erzählen! Auch das mit dem Futterweizen! Du verfluchter Dieb! Du Sittenstrolch! Die Leute sollen alles wissen!" Er wurde rasend: "Verfluchter Bastard! Ich bringe dich um! Verkommener Hurensohn!..."

So ging es hin und her, bis ich ihn bis zu dem Wäldchen an der Kleinbahnstrecke von Boisleux nach Croisille lockte. Von dort kam ich in einem Bogen zurück zur Straße.

Kurz darauf fuhr der blaue Brotwagen in den Hof.

Die Herrin hatte sich nur erkundigt, was los war. Jetzt bestieg sie den Wagen wieder und fuhr mir im Galopp entgegen. Sie stoppte den Duc und rief: "Was ist passiert, Denis?"

Ich stieg zu ihr vorne auf: "Tante Mathilde hat ihm etwas gesagt. Dann hat er nach der Axt gegriffen und, als ich hinter Maurice aus dem Fenster sprang, sie nach mir geschleudert. Jetzt jagt er mich mit der Mistgabel."

Die Herrin drückte mich an ihre Brust: "Seine blöde Schwester hat auf dem Kissenbezug, als sie dein Bett auszog, ein goldblondes Haar gefunden. Das ist von mir. Jetzt müssen wir immer nach Haaren im Bett schauen, wenn wir uns gesehen haben. Das Trampeltier schnüffelt überall herum. Keine Angst, ich werde die Sache regeln." Und sie setzte Duc in Trab...

Ich atmete erleichtert auf. Es war unser Glück, daß Michou das "goldblonde Haar" ihrer Mutter hat. Denn es war ein Haar von Michou gewesen!

Die Herrin fuhr in den Hof, hielt knapp vor dem Pelzscheich an und übergab mir die Zügel. "Komm her jetzt!" fauchte sie.

Ihr Mann verteidigte sich: "Er hat mit Michou was gehabt! Da war ein Haar von ihr in seinem Bett!"

Sie sagte: "Das war mein Haar. Weil du dich gestern hingelegt hast, wollte ich nicht stören und habe mich oben in der Mansarde ausgeruht."

Der Pelzscheich, verlegen: "Bist du sicher, daß es kein Haar von Michou ist?"

Die Herrin wurde wütend: "Deine blöde Schwester hat schon immer mit Haaren rumgesponnen! Nach mir war niemand oben. Michou war schon vor mir im Bett und ich hab sie heute selber geweckt!"

Damit war die Sache mit dem "goldblonden Haar" noch glimpflich abgelaufen.

Trotzdem hatten der Pelzscheich und seine trampelige Schwester Verdacht geschöpft. Da Michou jedoch sehr vorsichtig war und auch ihre Mutter vorsichtiger wurde, verlief der Rest der Woche verhältnismäßig ruhig.

Als ich am kommenden Sonntag um 14 Uhr mit der Arbeit fertig war, wusch ich mich und ging auf die Mansarde, um mich umzuziehen. Da hörte ich schwere Schritte auf der Treppe. Ich streifte schnell meine Hose und das gute Hemd über, als auch schon die Herrin bei mir eintrat und die Tür verriegelte.

Ich bat sie: "Seien Sie vorsichtig, Madame. Ihr Mann schleicht Ihnen wegen des goldblonden Haars überall nach."

Sie war aber der Minette schon so verfallen, daß sie mich auch an diesem Nachmittag unbedingt bei sich haben wollte. Ich gab nach und schmiegte mein Gesicht an ihre Brust, während sie mir sanft über Haar und Rücken strich.

Plötzlich hörten wir die Stufen der Holztreppe krachen!

"Er kommt herauf!"

Im Nu hatte ich meine Schuhe erwischt, sie aus dem Fenster geworfen, mich am Fensterbrett nach außen hinuntergelassen und war vom Vordach des Salons auf den Gehsteig gesprungen. Im schmalen Durchgang zwischen den Häusern, der schon Félix als Versteck gedient hatte, zog ich mir die Schuhe an und wartete noch eine Weile.

Schließlich machte ich mich auf den Weg zu Mademoiselle Maret. Unterwegs traf ich Félix, der zu einem Rendezvous mit Charline unterwegs war. Er wollte seine Freundin am Bahndamm außerhalb von Boisleux treffen.

Félix stellte mich zur Rede, weil Charline zu ihm gesagt hatte, ich hätte sie verraten. Später, mit Michou als Zeugin, mußte er einsehen, daß Charline mich falsch verdächtigt hatte.

Charline setzte alles daran, mein Zusammensein mit Michou zu stören. Sie hatte sich zu diesem Zweck auch mit Tante Mathilde verbündet...

Als ich von Mademoiselle Maret zurückkam, erwartete mich Michou im Pferdestall. Sie stellte mich gleich zur Rede: "Denis! Was hast du mit Maman? Tante Mathilde hat meinem Vater gesagt: 'Sie ist wieder zu ihm auf die Mansarde hinaufgegangen!'" Dann ist Vater zum Dachboden hinaufgestiegen. Ich habe gehört, wie er die Tür mit der Schulter eingeschlagen hat. Dann hat Maman auf ihn geschimpft und ist heruntergekommen, während er oben überall gesucht hat. Wo hast du dich versteckt?"

"Ich war bei Mademoiselle Maret. Unterwegs traf ich Félix. Ich habe mich nicht versteckt."

"Und was tust du immer bei der heiligen Jungfrau?" fragte Michou schnippisch.

Ich konterte: "Sei doch nicht so eifersüchtig, Michou. Das stört die Liebe. – Jetzt muß ich die Kühe hereinholen. Auf bald!"

Am Dienstagmorgen kurz nach 2 Uhr, Maurice war bereits in der Bäckerei, kam Michou zu mir ins Bett geschlichen. Da die Tür von der Mansarde zum Dachboden offen geblieben war, hörte ich es sofort, als eine Stufe im Treppenhaus krachte.

Michou sprang auf: "Er kommt!"

"Zieh dein Nachthemd an! Ich werde dich durch das Fenster hinunterlassen!"

Doch als ich Michous Hände festhielt, wäre ich beinahe kopfüber mit hinausgefallen, da ich mich zu weit vorgebückt hatte. Rasch glitt ich zurück ins Bett.

Als das Licht eingeschaltet wurde, markierte ich den tief Schlafenden, indem ich ein wenig schnarchte. Trotzdem war mir furchtbar bange, als er zu mir schlich. Eine Weile blieb er neben dem Bett stehen, dann ging er auf die Knie und schaute unter die Betten. Schließlich befühlte er den Platz neben mir, ob Michou nicht doch unter dem Bettüberzug wäre.

Überzeugt, daß dies nicht der Fall war, stapfte er wieder davon. Kaum hatte er das Licht ausgelöscht, stieg auch ich aus dem Bett, kleidete mich schnell an und folgte ihm barfuß.

Michou war durch die Tür an der Hofseite längst ins Schlafzimmer zurückgekehrt. Während er zu ihrem Bett ging, spitzte ich die Ohren. Ich hörte ihn fragen: "Michou! Wo warst du eben?"

Die Antwort machte meiner Süßen alle Ehre: "Ich habe Bauchschmerzen gehabt. Hatte jedoch Angst zur Toilette zu gehen, bevor du nicht in der Bäckerei warst."

Wieder einmal hatten wir Glück gehabt!

Jetzt konnte Michou nur noch um Mitternacht herum zu mir kommen. Ich hatte sowieso schon zu wenig Schlaf, weil ich so lange arbeiten mußte. Und immer öfter quälten mich höllische Kopfschmerzen. Mein Appetit ließ nach. Ich spürte, daß ich es auf diese Weise nicht lange würde aushalten können. Aber die Liebe war mir so wichtig wie das Brot.

Jeden Morgen, nachdem der Pelzscheich mich wach gemacht hatte, blieb ich noch eine Weile liegen, verzichtete auf meinen Kaffee und lief dann schnell hinunter, um meinen Kopf unter der Wasserleitung zu halten. Einmal schlief ich wieder ein, bis der Pelzscheich mich nackt aus dem Bett holte und mich aufs Kreuz legte. Das nächste Mal werde er mich blutig schlagen, hatte er gedroht...

Und wieder hatte ich verschlafen! Mit einem Ruck warf ich den Bettbezug nach links und wollte aus dem Bett springen. Da ergriff mich jemand am linken Arm! Vor Schreck schlug ich die Augen auf und sah lange Reihen von weißen Betten, in denen Kranke lagen. Eine

Schwester mit schwarzer Haube drückte mich zurück in die Kissen. Durch die plötzliche Anstrengung wurde mir dunkel vor den Augen und ich sank zurück in die Ohnmacht, aus der ich erwacht war.

69. Die zweite Hirnhautentzündung.

Seit vier Tagen und vier Nächten versuchten drei Ärzte, mein Leben zu retten. Tag und Nacht wachte eine Schwester von Saint Louis an meinem Bett, bis sie von der nächsten abgelöst wurde. Morgens, mittags und abends beteten Jungs und Mädchen für mich, während der ehrwürdige alte Abbé von Saint Louis in jeder Messe meine Gesundung erflehte, nachdem er mir schon die Sterbesakramente gegeben hatte. Jetzt, am Morgen des fünften Tages, war ich für einen kurzen Augenblick aus dem Koma erwacht, und die Ärzte hatten Hoffnung, mich retten zu können.

Ich wußte von all dem nichts. Ich spürte auch nicht, wie mir unzählige Injektionen gespritzt wurden. Doch am jenem Nachmittag schmeckte ich etwas Süßes im Mund und schlug nochmals die Augen auf. Die Schwester, ganz in Weiß, mit dem schwarzen Schleier der Nonnen von Saint Louis, lächelte mich lieb an: „Na, Denis, schmeckt es dir?“

Ja, die Weintraube, die sie mir im Mund zerdrückt hatte, schmeckte herrlich.

„Danke, ma Soeur. Danke.“

Das waren meine ersten Worte bei vollem Bewußtsein.

Die Ärzte hatten auf diesen Augenblick gewartet und wurden sogleich gerufen. Ihre erste Frage war: „Hast du noch Kopfschmerzen, Denis?“ Nachdem ich verneint hatte, fragte der Chefarzt weiter: „Weißt du, wo du bist?“

Ich schaute auf die langen Bettreihen des riesigen Krankensaals und erwiderte: „In einem Krankenhaus in Arras!“ Denn der Pelzscheich mußte mich ins nächste Krankenhaus in Arras gebracht haben.

Der begleitende Arzt schrieb die Antwort in sein Notizbuch.

Der Chefarzt: „Wer hat dich hier hergebracht?“

Ich: „Es muß der Bäcker von Boisieux gewesen sein - oder seine Frau.“

Chefarzt: „Hast du zu der Zeit, als du in der Bäckerei gearbeitet hast, oft Kopfschmerzen gehabt?“

Ich überlegte: „Ja, seit etwa acht Monaten.“

Chefarzt: „Kannst du dich an ein Datum erinnern, wann die Kopfschmerzen angefangen haben?“

Daran konnte ich mich genau erinnern: „Es war am 18. Oktober 1942, an einem Sonntag.“

Die Ärzte schauten einander verblüfft an. Ich wußte nicht, warum.

Die nächste Frage: „Wie kommt es, daß du dich daran so genau erinnerst?“

Ich: „An diesem Tag bin ich nach Lesboeufs gefahren und habe anschließend rasende Kopfschmerzen und einen schrecklichen Alptraum gehabt.“

Chefarzt: „Erzähl uns, was für ein Alptraum es war. Und was die Ursache war.“

Ich schwieg mich darüber aus. Da die Ärzte befürchteten, einen wunden Punkt berührt zu haben, der mich zurückwerfen könnte, kamen sie zur nächsten Frage: „Was ist das für ein Ort, Lesboeufs?“

Ich: „Das erste Dorf im Departement Somme abseits der Hauptstraße von Arras nach Péronne.“

Chefarzt: „Weißt du ungefähr das heutige Datum?“

Ich: „Es muß Ende Mai sein!“

Wieder schauen sich die Ärzte fragend an, um dann zu fragen: „Zähl uns etwas auf, wodurch sich der Monat Mai kennzeichnet.“

Ich: „Die Obstbäume blühen, die Felder sind grün vom jungen Weizen, die Rüben werden ein zweites Mal gehackt und die Kartoffeln das erste Mal.“

Chefarzt: „Du hast in der Bäckerei und in der Landwirtschaft schwer arbeiten müssen, nicht? Erzähl uns, was du tun mußt.“

Ich ahnte nicht, daß die Ärzte mehr über mich wußten als ich selbst. Denn bevor mein Gedächtnis an die jüngste Vergangenheit von der Hirnhautentzündung ausgelöscht wurde, hatte ich im Delirium laut gesprochen. Oft mußte mir die Schwester sogar die Hand auf den Mund legen, damit ich nicht noch mehr der scheußlichen Worte hervorstoßen konnte. Auch der alte Abbé, der am ersten Tag einer meiner schlimmsten Krise beiwohnte und für mich betete, bekam von seinem einstigen Ministranten die scheußlichsten Schimpfworte und Flüche zu hören, die den Priester in der Tiefe seiner Seele erschütterten. Gesenkten Hauptes hatte er sich von meinem Bett entfernt.

Am Sonntagnachmittag, so hörte ich, waren Frauen und Kinder zu Besuch zu ihren Kranken gekommen. Entsetzt hatten sie zu meinem Bett herübergestarrt, denn was sie in meinem Delirium von mir zu hören bekamen – die Schwester wurde nicht immer mit mir fertig –, war über alle Maßen entsetzlich, scheußlich und katastrophal!

Ich wußte von all dem nichts. Und als mein Bettnachbar, ein erwachsener Mann, es mir später erzählte, wollte ich es nicht glauben.

Nachdem ich den Ärzten von meinem Tagesablauf beim Bäcker erzählt hatte, versuchten sie, mir mit wenigen Fragen auf den Zahn zu fühlen: „Kannst du dich noch gut an Saint Louis erinnern, Denis?“

Diese Frage versetzte mich in Erstaunen! Denn wie konnten die Ärzte in Arras etwas von Saint Louis wissen? Selbstverständlich erinnerte ich mich gut an Saint Louis!

Die Ärzte und die beiden Schwestern hoben mich so, daß ich aus dem Fenster sehen konnte. „Schau dir die Gebäude da draußen an. Kennst du sie?“

Ich erkannte den Trakt des Altersheims von Saint Louis! Im Hof unter den Kastanienbäumen saßen die alten Leute auf den mir bekannten Bänken.

Fragend schaute ich die beiden Schwestern an.

Die Schwester: „Ja, Denis, es ist Saint Louis! Du bist zu uns zurückgekommen, um gerettet zu werden. – Hier, nimm die Trauben. Jetzt kannst du alleine essen.“

Meine Entgeisterung war so groß, daß ich mich wieder sehr schwach fühlte. Ich war auf Haut und Knochen abgemagert und hatte kaum die Kraft, eine Weintraube zum Mund zu führen.

Die Ärzte sahen von weiteren Fragen ab. Die Schwester legte mich behutsam wieder hin und steckte mir eine Traube nach der andern in den Mund: „Du mußt jetzt essen, damit du bald wieder ganz gesund bist, Denis.“

In Gedanken war ich bei Michou. Wann hatte ich mich verabschiedet von ihr? Waren wir entdeckt worden? Hatte ich sie im Stich gelassen?

Boisleux liegt weit entfernt von Saint Louis. Wann war ich aufgebrochen? Wie war ich nach Saint Louis gekommen?

Fragen, auf die ich keine Antwort fand.

Ich hatte Schmerzen und fragte mich, ob ich dem Pelzscheich in die Hände gefallen war.

Aber was weh tat, waren die vielen Stiche der Injektionsnadeln.

Nachdem ich die Trauben gegessen hatte, fuhr mir die Schwester liebevoll mit der Hand über den Kopf, wobei ich zusammenzuckte. Jetzt erst merkte ich, daß mein Kopf glatt rasiert war. Später erfuhr ich, daß die Ärzte nach äußeren Kopfverletzungen gesucht hatten und mir deshalb die Haare scheren ließen...

Meine Genesung machte große Fortschritte. Die Heilung, betonten die Ärzte, war einmalig und grenzte an ein Wunder. Nachdem sie zunächst kaum Hoffnung gehabt hatten, mich zu retten, schien es jetzt, daß ich nicht einmal an den Folgen der Krankheit zu leiden haben würde. Außer einer Gedächtnislücke von drei Monaten waren keine weitere Schäden feststellbar – und ich mußte nicht in eine Heil- und Pflegeanstalt eingewiesen werden. Die Schwestern behandelten mich bevorzugt, denn für sie war ich immer noch der Junge von Saint Louis. Auch waren sie überzeugt, daß nicht die medizinische Kunst allein mich gerettet hatte, sondern daß die Gebete und Messen von Saint Louis erhört worden waren. Ich freute mich, als ich den alten Abbé wiedersah: „Bonjour, Monsieur l'Abbé!“ Und ich lächelte beglückt.

Doch der Priester war betrübt: „Mein armes Kind, was haben sie aus dir gemacht? Durch welche Hölle bist du gegangen?“

Ich war betroffen, denn ich verstand den Grund seiner Trauer nicht.

Am nächsten Sonntag kamen wieder viele Besucher, die mich alle verwundert anschauten.

Am meisten erstaunt war die Frau meines rechten Bettnachbarn. Sie wollte ihrem Mann zwar nicht recht abnehmen, daß ich ein feiner Junge sei, aber schenkte immerhin etwas. Auch andere Besucher schenkten mir Süßigkeiten und Früchte – ich war nämlich der einzige Junge im Männersaal. Wegen des Unflats, den ich in meinem Delirium von mir gab, hatte man mich nicht bei den Jungs unterbringen können.

In der dritten Woche kam Madame Penon aus Fontenay-le-Pesnel mich kurz besuchen.

Ich war sehr überrascht. Wie konnte sie wissen, daß ich in Saint Louis war? Trotzdem freute ich mich über ihren Besuch. Madame Penon hatte keine Geschenke mitgebracht außer den zehn Francs, mit denen ich nach meiner Genesung mit dem Bus von Caen nach Fontenay-le-Pesnel fahren sollte. Sie sagte noch, sie hätte meine Sachen mitgebracht, und verabschiedete sich gleich wieder.

Ich schaute ihr verwundert nach. Was konnten diese „meine Sachen“ sein?

Ich hatte keine Ahnung, daß Madame Penon zuvor mit dem Chefarzt gesprochen hatte, der ihr auftrag: Ich dürfe nicht mehr in der Hitze arbeiten, nur leichte Arbeit verrichten und müsse besonders viel schlafen. Noch weniger ahnte ich, daß Madame Penon anschließend einen Brief nach Lesboeufs schrieb, ich hätte den Verstand verloren, sei geisteskrank, jedoch würde sie mich mit Zustimmung der Eltern bei sich aufnehmen und für mich sorgen. Da sich die Pécics in Lesboeufs nicht mit einem Verrückten ablagen wollten, stimmten sie umgehend zu. Mutter Pécic erzählte es in Lesboeufs weiter, so daß bald auch Madame Lescaut und Geneviève davon erfahren sollten.

Als ich nach der Genesung meine Sachen bekam, staunte ich, daß es nicht die Kleider waren, die ich von Madame Lescaut bekommen hatte. Ich konnte mich nicht erinnern, die Sachen, die Madame Penon gebracht hatte, je getragen zu haben. Sie paßten mir jedoch.

Nun nahm ich wieder einmal Abschied von Saint Louis. Mein erster Gang führte mich vor den Altar. Später ging ich in die Küche – doch Mademoiselle Juliette hatte Saint Louis verlassen, was mich sehr traurig machte. Von den Jungs kannte ich fast keine mehr. Auch die Brüder Drouin und Antoine Marceau, mein einstiger Freund, waren fort. Nur les Messieurs Marcel und Gaston sowie Mesdemoiselles Claudine und Marie-Louise waren noch da. Und selbstverständlich ma Soeur La Rochelle.

Es war Donnerstag. Die Lehrerinnen hatten frei, und Monsieur l'Abbé war auf einem Begräbnis. Deshalb nahm ich nur noch Abschied von der Oberin, ma Soeur la Supérieure Ranchard.

Noch schwach auf den Beinen wanderte ich durch die Stadt auf der Suche nach dem Bus von Caen nach Tilly-sur-Seulles. Die Sachen, die ich anhatte, waren schlechter als die, die Madame Lescaut mir geschenkt hatte. Und weil ich keine Mütze hatte, starrten alle Leute auf meinen geschorenen Kopf. Da ich nicht mehr als vermißt galt, hatte Madame Penon keine neuen Kleider für mich bekommen. Doch ich atmete auf, weil ich mich frei glaubte. Daß ich nunmehr Madame Penon gehörte, die mich nur deshalb übernommen hatte, um mich umsonst bei sich arbeiten zu lassen, konnte ich nicht wissen.

Auch während der Busfahrt starrten die Leute mißtrauisch auf meinen Kopf, während ich mir nach der draußen vorbeiziehenden Landschaft die Augen aussah. Die Felder der Normandie waren schon kahl – es war bereits September. Die Gedächtnislücke von drei Monaten verfolgte mich wie ein schwarzer Schatten.

Ich freute mich, bald in Fontenay-le-Pesnel anzukommen, denn ich hatte dort viele Bekannte. Vor allem Guy war mir ein guter Freund gewesen. Sobald ich mich ganz erholt hätte, wollte ich mich wieder auf die Suche nach meiner Mutter machen. Auf meinem Weg von Boisleux in die Normandie mußte ich zwischen drei- und vierhundert Kilometer zurückgelegt haben. Das alles war mir verloren gegangen – und nun würde ich nochmals aufbrechen müssen, um jede Stadt und jeden Ort zu erforschen. Vielleicht, so dachte ich, hatte mich die Fügung des Schicksals nach Saint Louis geführt, wo mein Leben gerettet werden konnte. Der Pelzscheich hätte mich nicht in ein Krankenhaus gebracht, sondern in Boisleux sterben lassen.

In Fontenay-le-Pesnel angekommen, erlebte ich eine Enttäuschung nach der anderen. Die Leute starrten mich an, als ob ich aus einer anderen Welt auf die Erde gefallen wäre. So auch im Haus der Penons, wo ich kurz vor dem Abendessen eintraf. Der Vater von Guy war schon längst aus der Kriegsgefangenschaft zurück, trotzdem war Adrien - der Knecht - immer noch da! Die Magd hatte anderswo Arbeit gesucht. Im übrigen hatte sich nicht viel geändert, jedenfalls äußerlich nicht.

Nach dem Abendessen sagte Madame Penon: „Du bist müde, Denis. Der Arzt in Saint Louis hat mir aufgetragen, du sollst immer früh zu Bett gehen. Also geh jetzt schlafen. Gute Nacht.“ Ich wünschte allen eine gute Nacht. Da ich drei Jahre zuvor in Guys Bett im ersten Stock geschlafen hatte, glaubte ich, wieder dort schlafen zu müssen und ging zur Treppe, die nach oben führt. Madame Penon rief mich jedoch zurück: „Denis!“

Als ich stehen blieb und zurückkam, starrten mich alle entgeistert an. Überrascht schaute ich in ihre Gesichter, bis Madame Penon sich wieder gefaßt hatte: „Komm her, Denis. Dein Bett ist gleich im kleinen Zimmer nebenan.“ Und sie führte mich in das Zimmer, wo 1940 die Magd Marguerite geschlafen hatte.

Später erfuhr ich von Guy, daß ich im August abgemagert, hungrig und mit Kopfschmerzen in Fontenay-le-Pesnel aufgetaucht sei, und zwar so gekleidet wie jetzt. Wo waren dann die Sachen von Madame Lescaut geblieben, die ich in Boisleux getragen hatte? Ich habe damals, sagte Guy, schon einige Nächte in dem kleinen Zimmer geschlafen, habe jedoch weiterhin über rasende Kopfschmerzen geklagt. Eines Morgens fanden sie mich dann im Delirium. In ein Betttuch und eine Decke gewickelt, wurde ich auf den zweirädrigen Planwagen gehoben und von Madame Penon und Adrien nach Caen gefahren. Dort erlebten sie einen englischen Luftangriff auf eine Eisenbahnbrücke in der Nähe von Saint Louis. Der Knecht band das Pferd an und suchte mit Madame Penon Deckung vor den Bomben, während ich im Wagen liegen blieb. Ich hörte jedoch nichts von den Explosionen!

Ich mußte bald feststellen, daß mir Guy kein Freund mehr war. Er betrachtete mich nur noch als armen Knecht, der am Sonntag nichts anzuziehen hatte, während er selbst der Sohn und Erbe war und nach der Befreiung von der deutschen Besatzung in Caen studieren würde.

Die zerrüttete Ehe seiner Eltern quälte Guy. Als sein Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurückkam, erfuhr er von der Beziehung zwischen seiner Frau und Adrien, und begann zu trinken. Statt den Knecht zu verjagen, wie Guy gehofft hatte, befreundete sich sein Vater mit ihm. Statt aufs Feld zur Arbeit zu gehen, wurden die beiden Stammgäste im Wirtshaus und spielten Karten. Die Magd wurde entlassen, weil sich der Vater ihr zugewandt hatte statt seiner Frau. Die Mutter erhielt hinter seinem Rücken ihr Liebesverhältnis mit dem Knecht aufrecht. Jetzt war bekannt geworden, daß ein Kind unterwegs sei. Und es wurde darüber geflüstert, daß dies die Folge ihrer Liebschaft mit Adrien sei.

Daniele Moger war inzwischen gewachsen und noch schöner geworden, aber auch selbstbewußter. Sie würdigte mich keines Blickes mehr und schämte sich sogar, mir einst zugerufen zu haben: „Versuch mich mal zu fangen!“

Auch von Mademoiselle Suzanne bekam ich keine Einladung mehr, denn jetzt war ich ein armer, halb verrückter Knecht.

Der einzige Lohn für meine Arbeit waren Verpflegung und Unterbringung. Madame Penon gab mir weder ein Taschengeld, noch kaufte sie etwas für mich ein, weil ihr Mann das Geld versoff. Es war der Dorffriseur, der mir eine Baskenmütze schenkte, damit ich meinen geschorenen Kopf bedecken konnte.

Grand-mère Duval hob noch immer ihre Röcke bis zum Bauch hinauf, wenn Kinder sie fragten, wie spät es sei. Ihre Enkelin Hélène war jetzt bald sechzehn und bot ihre Gunst nicht nur den Jungs an, sondern auch erwachsenen Männern. An mich trat sie nicht heran, da sie von mir nichts zu erwarten hatte.

Eine der drei Gaststätten in Fontenay-le-Pesnel gehörte Madame Sommet, die außerdem ein kleines Lebensmittelgeschäft besaß. Man klatsche über sie, weil sie einen unehelichen Sohn hatte und unverheiratet mit einem Mann zusammenlebte, der in der Gaststätte arbeitete. Ihr kam zu Ohren, daß ich bei den Penons umsonst schuiftete. Als ich einmal von der Erntearbeit zurückkam, ruft sie mich zu sich: „Du, Denis, bekommst du wenigstens ein Taschengeld?“ Ich schüttelte den Kopf. Madame Sommet nahm mich am Arm und führte mich in die Küche: „Es ist eine Gemeinheit, daß sie dich ausnützen, während der Mann das Geld versüßt! Du kannst dir bei mir aber etwas verdienen. Du könntest mit Schlingen Kaninchen für mich fangen. Ich werde für jedes gut bezahlen und das Geld für dich aufbewahren. Du darfst aber nichts verraten, versprichst du es mir?“

Ich versprach es ihr und wurde zum Wilderer.

Gleich nach der Invasion hatte die deutsche Besatzungsmacht in Frankreich alle Gewehre eingezogen. Auch der *Garde champêtre*, ein nicht uniformierter Dorfpolizist, hatte kein Gewehr. Dadurch konnten sich die Wildkaninchen und Feldhasen gut vermehren – besonders in der Normandie, wo die Wiesen von Hecken umgeben waren und die wellige Landschaft reich war an Gebüsch. Eine ideale Voraussetzung für das Legen von Schlingen! Den dafür geeigneten Draht zog ich aus verbrauchten elektrischen Leitungen.

Abends nach der Arbeit legte ich meine Schlingen an den Kaninchenfährten zwischen den Hecken – hunderte von Schlingen im Umland von Fontenay-le-Pesnel. Morgens gegen vier, wenn alle im Dorf noch schliefen, zog ich aus und inspizierte die Schlingen. Wenn sie gut gelegt sind, verfangen sich die Tiere nachts in den Schlingen.

Die Penons hatten einen kleinen schwarz-weiß gescheckten Hund, der noch jung war, weshalb Guy und Victor ihn „Toupti“ (*tout petit*) nannten. Toupti begleitete mich auf meinen räuberischen Exkursionen. Ich trug einen Sack unterm Arm, in den ich die gefangenen Kaninchen hineinsteckte. Danach brachte ich sie direkt zu Madame Sommet.

Damit es nicht auffiel, kam ich von der Wiesenseite über den Garten und Hof zu Madame Sommet. Ich klopfte auf den Fensterladen ihres Schlafzimmers, worauf sie mir die Tür

aufmachte und mir einen Kaffee kochte. Ich leerte den Sack und Madame Sommet schrieb die Zahl der Tiere auf. Nachdem ich meinen Kaffee getrunken hatte, zog ich auf demselben Weg wieder ab.

Madame Penon erhob keinen Einspruch gegen das Wildern, weil ich ihr hin und wieder ein Kaninchen mitbrachte.

In Fontenay-le-Pesnel lagen deutsche Soldaten, deren Rationen sehr knapp bemessen waren. Manchmal kamen Soldaten zu den Bauern und baten um Brot. Madame Penon wollte ihnen nichts geben. Aber ihr Vater, der alte Bürgermeister, sagte: „Auch einen Feind darf man nicht abweisen, wenn er um Brot bittet.“ Er schenkte den deutschen Soldaten einen großen Laib Brot. Damit die Offiziere nichts davon merkten, teilten sich die Soldaten den Laib hinter dem Haus. Wenn sie Geld hatten, versuchten sie bei den Bauern Eier zu kaufen oder Geflügel. Viele suchten die Gaststätte von Madame Sommet auf, die nicht genug Kaninchen haben konnte, um alle zu versorgen. Dabei verdiente sie sehr gut.

Bald aber hatte ich einen Feind im Dorf, nämlich den Dorfpolizisten, der tagsüber alle Schlingen, die er finden konnte, einsammelte, so daß ich jeden Tag viel zu tun hatte, um neue anzufertigen und sie abends auszulegen.

Ich war nicht der einzige Wilderer im Dorf, aber keiner legte so viele Schlingen wie ich – und keiner stand so früh auf. Als dann im Winter der Schnee fiel, waren die Fährten der Kaninchen und Hasen besonders gut auszumachen.

An einem Wintermorgen erwartete mich eine große Überraschung. Es war noch dunkle Nacht und Toupti sauste mir plötzlich bellend voraus – ich ihm nach! Als ich zu ihm gelangte, staunte ich nicht schlecht. Da lag ein prächtiger Fuchs im Schnee, der auf das Bellen von Toupti die Zähne fletschte. Der Fuchs hatte eine dicke Kupferdrahtschlinge um den Bauch. Er hatte versucht, sich durch Drehen zu befreien, der zusammengezogene Teil der Schlinge blieb jedoch fest um seinen Bauch gespannt, und er war entkräftet im Schnee niedergesunken. Ich selbst konnte die Schlinge nicht lösen, so öffnete ich den Sack und zog ihn, um nicht gebissen zu werden, dem Fuchs über den Kopf – und schon war das ganze Tier im Sack.

Ich schwitzte, als ich an Madame Sommets Fensterladen klopfte.

„Du bist aber früh dran heute, Denis. Es ist kaum 5 Uhr!“

Ich zeigte auf den Sack: „Da ist ein Fuchs drin! Er lebt und beißt noch!“

Madame Sommet weckte ihren Mann, der den Fuchs erschlug und ihm die Schlinge abzwickte.

Ich wollte nicht auf den Kaffee warten: „Ich muß noch schnell die anderen Schlingen durchsehen!“

Doch nur zwei Kaninchen hatten sich gefangen. Als ich wieder bei Madame Sommet ankam, wartete der Kaffee auf mich.

Ich wagte zu fragen: „Wird's mit dem Fuchs bald für ein Fahrrad reichen, Madame Sommet?“

Madame Sommet hatte mich inzwischen lieb gewonnen und zog mich an ihre Brust.

„Ja, Denis. Du darfst mich aber nicht so schnell verlassen. Du wirst außer für das Fahrrad auch noch genügend Geld in der Tasche brauchen, damit du unterwegs nicht verhungerst.“

Ich sagte, ich wolle noch bis zum Frühjahr bleiben.

Inzwischen hatten die Deutschen nach den Gewehren auch noch die Rundfunkapparate eingezogen – nur der alte Bürgermeister durfte seinen behalten. Bei den Penons wurde jeden Abend das große Eisentor zum Vorhof geschlossen, dann das Licht ausgeschaltet, während sich einer von uns ans Fenster setzte, um durch einen Spalt des Vorhangs die Mauer beiderseits des Tors zu beobachten, falls sich ein deutscher Schnüffler zeigen würde. Diese Vorkehrungen waren wegen des verräterischen Sendeziehens von BBC London erforderlich, das sich wie ein dumpfes Klopfen an der Tür anhört: „Bum–bum–

bum–bum! Bum–bum–bum–bum ...!“ Dann meldete sich der Sprecher: „Les Français parlent aux Français...“ Nach den Berichten über das Kriegsgeschehen wurden die verschlüsselten Mitteilungen für die FFI (*Forces Françaises de l'Interieur*) durchgegeben.

Nach dem gescheiterten Landungsversuch der Briten in Dieppe (August 1942) zogen die Deutschen ihre Truppen an der Küste der Normandie bis nach Dunkerque hinauf zusammen. Immer öfter griffen die Engländer mit Bordwaffen die Dörfer an, in denen deutsche Truppen stationiert waren. Sie machten eine deutsche JU-52 manövrierunfähig, die auf einer Straße unweit von Fontenay-le-Pesnel notlanden mußte. Umgekehrt wurde eine englische Maschine von der deutschen Luftabwehr bei Tilly-sur-Seulles getroffen und rettete sich auf einen Acker in der Nähe. Nach der Notlandung steckte der Pilot die Maschine in Brand – später ergriffen ihn die Deutschen und führten ihn durch unser Dorf.

Die Amerikaner überflogen die Normandie auf ihren Bombenflügen nach Italien. Eine der Superfestungen wurde von der deutschen Flak getroffen und stürzte bei Tilly-sur-Seulles ab, nachdem die Besatzung mit Fallschirmen abgesprungen war. Die Amerikaner wurden in einem Wald von den Deutschen gestellt. Eine andere Maschine, die am Rumpf getroffen wurde, drehte ab und stürzte sich steil hinunter auf die deutschen Flak-Geschütze.

Gegen Winterende sprach sich herum, daß Hélène Duval ein Kind erwartete. Da sie nicht aufgeklärt war, hatte sie sich nach Ankunft der Roten Engländer weiterhin mit Jungs und Männern abgegeben. Als ihr Leib an Umfang zunahm, fiel es auch ihrem Vater auf, der sie deshalb beinahe totgeschlagen hätte. Doch vorher, als sie Geld und Lebensmittel nachhause brachte, hatte er sich einen Dreck um sie gekümmert.

Anfang März 1944 bereitete ich mich auf meine große Reise vor. Meine Baskenmütze hatte ich abgelegt, weil das Haar nachgewachsen war. Doch die Mädchen im Dorf schauten mich schief an, besonders Daniele Moger, da ich inzwischen als gerissener Wilderer galt.

An einem Sonntagnachmittag ging ich mit Toupti zum Teich, um im angrenzenden Busch Schlingen zu legen. Plötzlich wurde ich gerufen: „Denis! Denis, komm her!“

Es war Hélène Duval. Ich war betroffen, als ich ihren schwächtigen Körper und den dicken Bauch sah, trotzdem fragte ich ruppig: „Was willst du?“

Ihre Augen scheinen etwas dunkler und tiefer geworden zu sein, während die Haut ihres abgemagerten Gesichtes noch blasser wirkte. Ihre Blässe wurde durch ihr langes schwarzes Haar noch hervorgehoben. Mit halb gesenktem Kopf blickte sie mir in die Augen und antwortete mit weicher Stimme: „Ich habe Hunger. Gib mir was zu essen.“

Ich sah das straff gespannte Kleid um ihren Bauch, das die Oberschenkel kaum zur Hälfte bedeckte, und empfand Mitleid.

„Ich kann dir jetzt nichts geben, weil noch nicht Vesperzeit ist. Wenn du solange warten kannst, werde ich dir mein Essen herbringen.“

Nun hängte sie sich um meinen Hals und küßte mich: „Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich schon früher zu dir gekommen. Die Männer hier sind niederträchtige Schufte! Als sie an mich ran wollten, haben sie alles gegeben. Jetzt gibt niemand mir auch nur ein Stück Brot. Komm, setz dich zu mir.“

Ich setzte mich und Hélène kroch auf meinen Schoß. Ich hatte nicht den Mut, sie abzuweisen, trotzdem grollte ich mit ihr: „Wie konntest du dich bloß mit jedem abgeben? In deinem Alter??“

Hélène: „Weil meine Geschwister und ich Hunger hatten. Vater hat keine Arbeit und Großmutter kann nicht genug zusammenbetteln. Wer hätte mir denn sonst was zugesteckt?“

Das siehst du doch jetzt, und ich muß dafür bezahlen! Keiner der Schufte, und Guy gehört auch dazu, läßt mich an sich rankommen – und wenn ich sie anbettle, zeigen sie mir die Peitsche! Wenn ich bloß das früher gewußt hätte! Sag doch was!“

Ich erinnerte mich noch zu gut, wie sie damals aus Rache, weil ich mich mit ihr nicht einlassen wollte, zu Daniele Moger gelaufen war und mich bei ihr verleumdet hatte. Auch dachte ich an Thérèse und Yolande, die hungern mußten und sich trotzdem nicht mit anderen Jungen abgaben. Doch ich schwieg, weil ich sie nicht noch mehr kränken wollte. Und weil mich der Hunger aus ihren Augen anstarrte, sagte ich: „Ich hol dir jetzt was.“

Sie fragte besorgt: „Du kommst bestimmt zurück?“

Ich war geschockt. Sie hatte so viele Enttäuschungen erlebt, daß sie keinem mehr glaubte. „Wenn ich es sage, kannst du dich drauf verlassen.“

Ich hatte Glück, nur die Großmutter war in der Küche. Sie döste am Kaminfeuer und trank hin und wieder einen Schluck Most. Ich konnte ungestört einige dicke Scheiben vom Brotlaib abschneiden, sie mit Butter beschmieren und Camembert dazwischenlegen. Dann füllte ich im Keller eine Flasche Most.

Hélènes Augen wurden groß, als sie sah, wie ich mit vollen Händen zurückkam. Erst nachdem sie ein gutes Stück verzehrt hatte und sah, daß ich nichts aß, sagte sie: „Iß du auch was!“

Doch ich wußte, was Hunger ist: „Iß dich satt und nimm den Rest mit. Ich trinke nur etwas von dem Most, weil ich die Flasche wieder zurückbringen muß.“

Nachdem sie gegessen und getrunken hatte, sagte sie: „Du, Denis, geh mit mir fort von hier! Ich schwöre, daß ich mich mit keinem anderen mehr abgeben werde, wenn du mich nimmst.

Nachdem das Kind auf die Welt gekommen ist, werde ich mich schön für dich machen. Glaub mir, du wirst die schönste Frau von allen haben. Bitte, Denis!“ Und sie küßte mich.

Es fiel mir schwer, dies unglückliche Mädchen abweisen zu müssen: „Das geht nicht, Hélène! Deine Eltern und die Polizei werden dich suchen. Und was ist, wenn das Kind irgendwo unterwegs zur Welt kommt? Du willst doch nicht zusammen mit dem Kind verhungern?“

Hélène: „Das sagst du bloß, weil du mich nicht haben willst, nachdem ich ein Kind von einem andern bekomme. Du bist genauso ein Schuft wie alle andern hier!“

Ich war fassungslos über diesen plötzlichen Ausbruch. Doch bevor ich noch etwas sagen konnte, umschlang sie schon wieder meinen Hals und küßte mich: „Verzeih mir, Denis. Ich bin nur so furchtbar unglücklich. Und ich liebe dich doch! Schon seit damals, als Guy uns verkuppeln wollte und du nicht gekommen bist. Nur deshalb bin ich zu Daniele gelaufen, weil ich nicht wollte, daß sie dich bekommt.“

Mir wurde die Sache peinlich: „Ich muß jetzt gehen. Ich werde dir jeden Abend etwas zum Waschplatz mitbringen.“

Hélène: „Du willst Schlingen legen gehen. Ich werde dir dabei helfen.“

Ich versuchte sie zu überreden, nachhause zu gehn. Sie blieb jedoch hartnäckig...

Mir fiel es schwer, mich von ihr zu trennen, denn ihre körperlichen Reize zogen mich an. Doch ich mußte fort: „Hier hast du 50 Francs, damit du dir was zum Essen kaufen kannst, weil du jetzt nicht hungern darfst. Gute Nacht, Hélène.“

71. Die Expedition.

Anfang März 1944 wurde schon überall von der bevorstehenden Landung der Alliierten gesprochen bzw. geflüstert. Ich wollte deshalb so bald wie möglich aufbrechen, um meine Mutter noch vor dieser Landung zu finden. Denn durch die Kriegshandlungen könnte es zu großen Zerstörungen kommen – und wie sollte ich mein altes Zuhause dann noch wiederfinden?

Es war noch nicht Frühling und die Nächte waren noch sehr kalt. Madame Sommet hatte mir ein Fahrrad in Tilly-sur-Seulles gekauft, das ich nur noch abzuholen hatte.

Ich stand um vier Uhr auf und zog den englischen Khaki-Blouson über, den Monsieur Penon von der Kriegsgefangenschaft aus Deutschland mitgebracht hatte und mir geschenkt hatte. Halb uniformiert verließ ich das Haus der Penons, während alle noch schliefen. Draußen aber wartete Toupti auf mich. Es fiel mir schwer, mich von diesem Hund zu trennen, der mir ein treuer Gefährte geworden war. Ich verließ das Anwesen deshalb nicht durch das Tor, sondern kletterte im Hinterhof über die hohe Mauer. Als Toupti das sah, stürmte er heulend in den zur Straße gelegenen Hof. An einer Stelle unter dem Eisentor befand sich eine Regenmulde, durch die Toupti sich mit solcher Wucht hindurchzwängte, daß ich es gewaltig scheppern hörte. Schnell sprang ich von der Mauer auf die Wiese hinunter. Da schoß Toupti auch schon zu mir herbei! Ich versuchte ihn zu verjagen, jedoch vergeblich. Der Hund verstand nicht, worum es ging, und folgte mir in respektvollem Abstand.

Es wurde hell, noch bevor ich Tilly-sur-Seulles erreichte. Nun warf ich mit Erdschollen nach Toupti, um ihn zurückzutreiben. Er folgte mir jedoch außer Wurfweite. Der Hund tat mir schrecklich leid, denn zum Dank für seine Treue wurde er jetzt mit Erdschollen beworfen. Schließlich gab ich auf – es war nicht meine Schuld, wenn Toupti mir folgte.

In Tilly-sur-Seulles nahm ich mein Fahrrad in Empfang. Es war ein fast neues Fahrrad, das Madame Sommet dank ihrer guten Beziehungen für mich hatte kaufen können. Nun versuchte ich in schneller Fahrt, Toupti abzuhängen, ich fuhr deswegen nach Bayeux in westlicher Richtung. Von Bayeux schwenkte ich nach Norden und dann erst nach Osten, um die „Orne“ und den Kanal nördlich von Caen zu überqueren. Irgendwo unterwegs blieb Toupti erschöpft zurück und ich war erleichtert, weil ich überzeugt war, daß Toupti den Weg nach Fontenay-le-Pesnel zurückfinden würde.

Die Nächte waren noch sehr kalt und ich fand nachts unter freiem Himmel nur wenig Schlaf. Meine Nachtlager schlug ich auf Stroh neben einem der vielen Heuschöber auf. Nachdem ich die Orne überquert hatte, fuhr ich von Dorf zu Dorf, kreuz und quer von einer Stadt zur anderen, immer von der Hoffnung beseelt, ich würde einmal einen mir bekannten Ort erreichen, d.h. die Kirche und das Haus finden, die ich in Erinnerung hatte.

Nach Lisieux und Bernay wurde das Land, das ich in Richtung Rouen durchfuhr, immer großflächiger. In Rouen überquerte ich die Seine und fuhr einen ganzen Tag durch die Stadt, in der man Jeanne d'Arc verbrannte, von einer Straße zur anderen, von einer Kirche zur nächsten – alles vergeblich!

Ohne Brot- und Lebensmittelmarken mußte ich in den Geschäften alles sehr teuer einkaufen, so daß mein erspartes Geld schon nach Rouen knapp wurde. Endlich kam mir die rettende Idee, nicht mehr in Geschäften, sondern bei den Bauern einzukaufen. Von den Bauern bekam ich nicht nur alles billiger, sie wollten oft gar kein Geld von mir annehmen oder luden mich ein zu einem warmen Essen.

Als ich die kleine Stadt Forges-les-Eaux im Departement Seine-Maritime erreichte, bremste ich vor dem Ortsschild. „Forges-les-Eaux“ – ich mußte diesen Ortsnamen schon einmal gehört haben! Ein Hauch von Erinnerung streifte mich, den ich nicht fassen konnte. Ich schob mein Fahrrad durch die Stadt, um mir jedes Haus genauer ansehen zu können. Schon wurde es Abend und ich hatte nichts Bekanntes entdecken können. Ich war sehr hungrig und hielt nach einem Bauernhof Ausschau, als mir eine Frau von der anderen Straßenseite aus zurief: „Denis!“

Dieser Ruf fuhr mir durch Mark und Bein. Fassungslos starrte ich auf die ältere Frau, die mir jetzt entgegenkam. Das konnte doch nicht meine Mutter sein! Oder war sie inzwischen so alt geworden?

Die Frau erlöst mich von dieser quälenden Frage: „Wo kommst denn du jetzt her, Denis?“ Ich wußte nichts zu sagen, sondern schaute die Frau nur verlegen an. Sie fragte: „Erkennst du mich denn nicht mehr?“

Ich schüttelte verneinend mit dem Kopf, so daß mich die Frau einen Augenblick verblüfft ansah: „Aber du bist doch Denis! Ich erkenne dich wieder! Die Hose, die du anhast, habe ich dir im vorigen Jahr gegeben, als du uns bei der Heuernte geholfen hast. Irgendwann bist du von der Arbeit nicht mehr zurückgekommen. Tu’ doch nicht so, als ob du dich nicht mehr daran erinnern würdest!“

Diesmal erwiderte ich: „Ich hatte eine Hirnhautentzündung, deshalb kann ich mich nicht erinnern.“

Die Frau nahm mich am Arm: „Komm mit nachhause! Du hast schon damals immer Kopfschmerzen gehabt. Hast du jetzt noch welche?“

Ich: „Nein, die Ärzte in Caen haben mich gerettet. Seitdem ich im Krankenhaus wieder zu Bewußtsein kam, hab ich nie mehr Kopfschmerzen gehabt.“

Die Bauersleute kamen nicht aus dem Staunen, weil ich sie nicht wiedererkannte – nur die Hose und das Hemd von Madame Lescaut, die ich bei ihnen zurückgelassen hatte, erkannte ich wieder! Am nächsten Tag mußte ich mich ausruhen. Obwohl sie mich eindringlich darum baten, wollte ich bei den Bauern nicht bleiben. Die abgetragenen Sachen von Madame Lescaut gaben sie mir mit auf den Weg, auch Verpflegung für mehrere Tage und zusätzlich 20 Francs.

Nun begleitete mich eine zusätzliche Sorge. Vielleicht sah meine Mutter gar nicht mehr so aus, wie ich sie in Erinnerung hatte. Sie mußte älter geworden sein – wie auch ich älter geworden war. Würde ich sie noch erkennen? Und würde sie mich erkennen?

Eine andere Sorge war: Michou!

Ich kam nach Amiens. Nachdem ich auch diese Stadt von einem Ende zum andern durchfahren hatte, gab ich mein letztes Geld für Brot aus. Gegen Abend fuhr ich zum Bahnhof, um auf der Landkarte dort meine nächsten Ziele zu bestimmen. Als ich erschöpft vor der Karte stand und sah, welche Strecken ich noch zurücklegen mußte, um bis an die belgische Grenze alles zu auszukundschaften, verlor ich jede Hoffnung. Noch in der Nacht fuhr ich in Richtung Albert, um im ersten Dorf hinter Amiens zu übernachten.

Es war Ostern, als ich Albert erreichte. Meine Gedanken wanderten zu Geneviève, deren Bild in mir so lebendig war wie in meinen glücklichsten Tagen in Lesboeuufs. Vielleicht würde sie diesmal zu Ostern nach Lesboeuufs gefahren sein, um ihre Eltern zu besuchen?

Spontan faßte ich den Entschluß, von Albert nach Lesboeuufs zu fahren – es war nicht mehr weit bis dorthin. Später könne ich meine Suche fortsetzen, dachte ich.

72. Morval.

Vor dem Haus der Familie Pécic in Lesboeuufs stieg ich ab und wartete, bis eines der Geschwister sich sehen ließ – am liebsten wäre mir Yolande gewesen.

Mir kam es sonderbar vor, daß keines der Kinder im Hof spielte. Nach einer Weile erschien eine mir fremde Frau in der Tür und ging zum Holzschuppen. Kein Zweifel, die Familie Pécic war fortgezogen!

Ich traute mich nicht, zu Madame Lescaut zu gehen und sie um Arbeit zu bitten. Da fiel mir die Nachbarin ein, die Taufpatin der kleinen Marie-Françoise. Ich suchte sie auf und fragte, wohin die Pécics gezogen seien.

Die Frau starrte mich einen Augenblick ängstlich an.

„Ja, Denis! Ich dachte, du ...“ Und der Satz blieb ihr im Hals stecken.

Dann machte sie eine bruske Handbewegung, als ob sie etwas beiseite schieben würde.

„Unsinn! Du siehst nicht so aus! Wo kommst du denn jetzt her?“

Ich wunderte mich über ihre Gebärde und was sie damit ausdrücken wollte, denn ich wußte nicht, daß die Leute in Lesboeufs glaubten, ich würde mein Leben als Irrer irgendwo in der Normandie fristen. Also antwortete ich: „Aus der Normandie.“

Die Frau: „Ja, ich weiß, daß du in der Normandie warst. Aber seit wann bist du wieder gesund?“

Ich: „Seit September voriges Jahr.“

Die Frau, erstaunt: „Seit September? Aber ich dachte, du ... Ja, ja! September? So, so! Na ja, man kann sich irren. Selbstverständlich weißt du das nicht. Du kannst ja nichts dafür ...“

Ich dachte, die alte Jungfer muß inzwischen total verrückt geworden sein.

„Sagen Sie mir doch bitte, wohin die Pécics gezogen sind.“

Sie wehrte mit den Händen ab: „Reg dich nur nicht auf! Dein Vater arbeitet jetzt bei den Fréchots, deshalb sind sie in das Haus der Fréchots umgezogen – gleich am Dorfplatz.“

Ich war froh, daß sie endlich damit raus war, und bevor sie noch mehr dummes Zeug reden konnte, bedankte ich mich und fuhr an den Lescauts vorbei zum Dorfplatz.

Dort holte eine Frau gerade einen Eimer Wasser. Ich fragte sie nach dem Haus der Fréchots und der Familie Pécic. Auch sie schaute mich ängstlich an, zeigte mit dem Finger auf das Haus und eilte schnell davon, wobei sie sich umwandte, als ob ich ihr folgen könne.

Im Hof spielte nur ein kleines Mädchen. Es mußte Marie-Françoise sein.

In dem einen Jahr, seitdem ich sie nicht mehr gesehen hatte, war sie ordentlich gewachsen und schaute mich jetzt verwundert mit ihren blauen Augen an. Ich stellte mein Fahrrad gegen die Hauswand und ging zu Marie-Françoise, um sie zu grüßen und ihr sanft über das gelockte blonde Haar zu fahren: „Na, Marie, du bist inzwischen groß und ein ganz hübsches Mädchen geworden.“

Marie-Françoise stand auf und hob lächelnd beide Arme hoch, damit ich sie zu mir aufhob.

Das tat ich auch und klopfte mit ihr auf dem Arm an die Tür.

Innen sagt jemand: „Herein!“

Als ich die Tür aufmachte und eintrat, wandten sich alle zu mir hin und starrten mich so entgeistert an, als ob ich ein Gespenst wäre. Auch Yolande regte sich nicht, sondern sah mich aus weit aufgerissenen Rehaugen an. Plötzlich schritt Mutter Pécic auf mich zu und riß mir wortlos Marie-Françoise vom Arm weg.

Jetzt schrie ein Kind in der Wiege, denn am 4. März war ein weiteres Geschwister, nämlich François, geboren worden.

Vater Pécic sprach mich als erster an: „Wie du kommen?“

Ich: „Mit meinem Fahrrad!“

Keiner getraute sich, auch nur einen Schritt zu machen, weil ich an der Tür stand. Erst als der Vater sagte: „Du hinsetzen!“ gingen die Geschwister in einem Bogen um mich herum und liefen ins Freie, um sich mein Fahrrad anzusehen – der Vater folgte ihnen.

Anschließend schob Vater Pécic das Fahrrad durch die Küche in einen Nebenraum, wo auch sein Fahrrad abgestellt war. Er fragte mich anschließend, ob ich die Steuermarke für das Fahrrad habe. Als ich ihm meine Marke für 1944 zeigte, nahm er sie mir ab.

Ich wurde nur noch angestarrt; niemand sprach mit mir. Nach dem Mittagessen ertrug ich diese bedrückende Stimmung nicht mehr und ging hinaus. Bald folgte mir Yolande, tat aber so, als ob sie zu der Toilette gehen wolle, blieb jedoch nicht weit von mir stehen und schaute mich seltsam an.

Ich fragte sie: „Wie lang willst du mich noch so anstarren? Es ist erst ein Jahr her, seit wir uns nicht mehr gesehen haben. Damals warst du noch so lieb zu mir! Und das Kleid paßt dir auch noch.“

Da stürzte Yolande an meine Brust und küßte mich. Nach dem Kuß lachte sie auf: „Das stimmt doch alles nicht! Du bist gar nicht verrückt geworden! Du hast auch nicht deinen Verstand verloren! Oh Denis!“

Ich war verblüfft: „Wer hat dir so was erzählt, Yolande?“

Yolande: „Da ist ein Brief gekommen, du seist irre geworden. Du wärest aber nicht in einem Irrenhaus untergebracht worden, weil eine Frau dort in der Normandie dich zu sich nahm und sich bereiterklärt hat, für dich zu sorgen. – Du bist aber gar nicht verrückt geworden, Denis, oder?“

Nun verstand ich plötzlich alles: „Nein, Yolande! Ich hatte eine Hirnhautentzündung, die im Krankenhaus von Saint Louis, wo ich früher zur Schule ging, geheilt wurde. Seitdem habe ich keine Kopfschmerzen mehr und bin auch nicht verrückt. Aber wahrscheinlich glauben alle Leute jetzt an den Unsinn, der in dem Brief stand... Geneviève wahrscheinlich auch?“

Yolande: „Natürlich. Du weißt, wie Mutter ist. Sie hat alles mögliche erzählt. Im Brief steht, daß die Hitze beim Backofen schuld war und weil du zu viel arbeiten mußt. Das hat auch Geneviève erfahren, als sie in den Ferien hier war. Daraufhin hat es Streit gegeben, seitdem arbeitet Papa bei den Fréchots, deshalb sind wir auch umgezogen. – Jetzt komm mit zu den Kaninchen! Ich möchte wissen, wo du überall warst.“

Nachdem sie versprochen hatte, nichts zu verraten, tat ich ihr gern diesen Gefallen ...

Als Madame Lescaut erfuhr, daß ich wieder zurück nach Lesboeufs gekommen war, rief sie Yolande zu sich, die ihr erzählte, daß alles, was über mich erzählt wurde, gar nicht stimme. Um sich selbst davon zu überzeugen, trug sie der Kleinen auf, mich herbeizuholen.

Ich traute mich nicht recht, zu Madame Lescaut zu gehen, aber Yolande überredete mich dazu. Madame Lescaut empfing mich so freundlich, als ob zwischen mir und Geneviève gar nichts vorgefallen wäre. Ich mußte ihr viele Fragen beantworten und alles erzählen. Dabei verschwieg ich, wie zuvor schon Yolande gegenüber, die Gedächtnislücke von drei Monaten. Madame Lescaut wollte mich zu sich nehmen, damit ich wieder bei ihr arbeite. Ich freute mich darüber und sagte sofort zu.

Allerdings hatte ich nicht mit Mutter Pécic gerechnet. Die wies das Angebot von Madame Lescaut ab und führte mich nach Morval zum Bauer Tavernier, wo ich gegen Unterkunft, Verpflegung und 800 Francs im Monat in der Landwirtschaft arbeiten sollte.

Morval ist das letzte Dorf im Departement Pas-de-Calais, es liegt zwischen Lesboeufs und Combles und hatte nunmehr - mit mir - 132 Einwohner. In Morval gab es eine Gaststätte mit Lebensmittelgeschäft, eine schöne und für das kleine Dorf ziemlich große Kirche – und selbstverständlich die Schule, wo der Dorflehrer die wenigen Kinder, in der Mehrzahl Mädchen, unterrichtete.

Monsieur Tavernier war in den 20er-Jahren mit Frau und Kind von Belgien nach Frankreich eingewandert. Inzwischen hatten seine Ländereien einen Umfang von über 120 Hektar. Sein Hof besaß acht Zugpferde, rund 30 Kühe, einen großen Bestand an Schweinen, Geflügel und Rindern.

Die Söhne von Monsieur Tavernier waren in anderen Dörfern verheiratet und hatten eigene Bauernhöfe. Taverniers ältere Tochter Rachel war mit einem Bauer in Lesboeufs verheiratet gewesen, war inzwischen geschieden worden und mit ihrem Sohn Charles (sieben Jahre alt) zu ihren Eltern nach Morval zurückgekehrt. Sie hatte studiert, war Lehrerin, arbeitete zur Zeit jedoch mit auf dem Hof ihres Vaters. Marie, die jüngere Tochter, war bei den Eltern geblieben und inzwischen mit Monsieur Dérien verheiratet. Sie war die Mutter von zwei

kleinen Kindern. Dérien, der aus der Bretagne stammte, war 1940 in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten. Wegen des Mangels an Arbeitskräften in der Landwirtschaft teilten ihn die Deutschen zur Arbeit in Morval ein. Er wurde irgendwann bei Monsieur Tavernier vergessen. Ein Liebesverhältnis zwischen ihm und Marie Tavernier blieb nicht ohne Folgen. Aber eines Tages verschwand Monsieur Dérien. Er war in der Bretagne verlobt gewesen. Monsieur Tavernier begab sich mit seiner schwangeren Tochter Marie zur deutschen Kommandantur in Bapaume, die Marie eine Reisegenehmigung nach der Bretagne erteilte, wo Marie ihren Ausreißer wieder einfangen konnte. Dérien ergab sich seinem Schicksal und heiratete Marie Tavernier. Trotz dieser Kapriolen nahm die Ehe einen glücklichen Verlauf.

Außer Monsieur Dérien arbeiteten bei Monsieur Tavernier noch ein Pole, der Belgier Julien – und nunmehr auch ich.

Ich war bei Monsieur Tavernier in einer Baracke untergebracht, wo ich allein ein Zimmer auf der Straßenseite und ein zweites auf der Hofseite bewohnte. In den anderen Räumen waren eine kleine Schreinerwerkstatt und eine Schlosserwerkstatt untergebracht. In meiner Freizeit hackte ich die Brennnesseln auf der Hofseite aus und legte einen kleinen Garten für mich an. Mein Fahrrad hatte ich nicht mitnehmen dürfen und mußte es abschreiben.

Ich beschloß, mir ein anderes zu beschaffen.

Wildern lohnte sich in Morval nicht, da es in der kahlen Landschaft kaum Wildkaninchen gab. Feldhasen ließen sich mit Schlingen nicht fangen, Rebhühner nur im Winter bei Schnee. Ich fand den Lauf eines alten Jagdgewehrs, mit dem ich mir einen Vorderlader baute. Das Schießpulver für die primitive Flinte hatte ich aus einer der Schrapnellgranaten aus dem Ersten Weltkrieg, wie sie bei Ackerarbeiten noch immer zutage kamen. Aus den Bleikugeln der Granate machte ich mir Schrot. Nur Zündkapseln hatte ich nicht. Die Gewehrpatronen aus dem Ersten Weltkrieg, die noch überall zu finden waren, waren durch die Feuchtigkeit so schlecht geworden, daß die Kapseln nicht mehr zündeten – das getrocknete Pulver brannte jedoch noch. In den englischen Patronen befanden sich statt des feinen Pulvers lange Pulverfäden. Weil ich keine Zündkapseln herstellen konnte, bohrte ich an der Stelle der Pulverkammer ein feines Loch in den Lauf. Durch dies Loch steckte ich einige Pulverfäden, die aus Pulverkammer in den Lauf reichten. Durch die Laufmündung kippte ich Schießpulver, stauchte mit einem Eisenstab steifes Papier darauf, dann Schrot und nochmals Papier. Die Flinte war schussbereit! Ich brauchte nur noch mit einer Luntenschnur oder einer Zigarette die Pulverfäden anzuzünden. In wenigen Sekunden brannten die Fäden bis zur Pulverkammer – und der Schuß ging los! In diesen wenigen Sekunden hatte ich Zeit anzulegen und zu zielen. Doch bis dahin war der Feldhase schon weit, weshalb ich damit selten Erfolg hatte.

Die Leute im Dorf hielten meine Flinte für einen harmlosen Puffer. Sie entpuppte sich jedoch als ein gefährlicher Bären töter. Zusammen mit Julien, dem Belgier, machte ich einen Versuch. Statt des Schrots führte ich fünf Schrapnellkugeln ein. Alle Kugeln durchschlugen auf 100 Meter ein dickes Wellblech! Der Rückstoß gegen meine Schulter war entsprechend gewaltig, da ich mit Granatenpulver schoß.

Bald mußte ich einsehen, daß ich mit der Wilderei brotlos blieb. Jedoch waren nicht nur Kaninchenfelle gefragt, sondern mehr noch Blei, Kupfer und Messing! Jede Woche zog ein Altmetallhändler durchs Dorf, der Schrott aufkaufte.

In Morval, Lesboeufs und Umgebung hatten im Ersten Weltkrieg heftige Kämpfe stattgefunden. Überall auf dem Ackerland lagen Bleikugeln, Patronen und Teile von Granaten herum, die von den Landarbeitern aufgelesen und verkauft wurden. Die nichtkreprierten Schrapnell- und Sprenggranaten der schweren Artillerie wurden vom Ackerland gehoben und

in Gräben oder offenen Trichtern abgelegt. Niemand traute sich an sie heran, um die Messingköpfe abzuschrauben oder die Granaten zu entleeren. Es hatte schon genug tödliche Unfälle gegeben.

Als ich dem Altmetallhändler das von mir eingesammelte Blei, Messing und Kupfer verkaufte, war ich sehr enttäuscht – denn ich hätte drei Jahre lang sammeln müssen, um mir von dem Erlös ein neues Fahrrad kaufen zu können.

Also machte ich mich an die Artilleriegranaten heran!

Ich nahm mir von der Feldarbeit welche mit – oder stapelte sie auf dem Pferdewagen. In den Abendstunden trennte ich mit einem fünf Kilogramm schweren Hammer die Messingköpfe von den schweren Granaten aus Gußstahl. Dabei war ich bedacht, nicht auf den Messingkopf zu schlagen, sondern auf den Gußstahlkörper an der Stelle, wo sich innen das Gewinde befindet. Nach mehreren wuchtigen Schlägen sprang der Gußstahl am Hals der Granate auf, so daß ich den Messingkopf abschrauben konnte.

Innen waren die Granaten wie neu!

Um mich zu vergewissern, ob die Sprengkapseln im Messingkopf noch gut waren, spannte ich einen solchen Kopf in den Schraubstock und machte mich behutsam mit Meißel und Feile an die Sprengkapsel heran. Gleichzeitig studierte ich jeden Teil davon, um zu erkunden, wie ich die Granaten gefahrlos köpfen könnte. Ich hatte einen gepanzerten Stand mit dicken Brettern und Wellblechen zwischen mir und dem Schraubstock aufgebaut, wohinter ich mich fallen lassen würde, falls etwas schief ging.

Bis zur Sprengkapsel ging alles gut; sie war fast so groß wie ein Fingerhut! Nun feilte ich ganz langsam die Messingkappe ab, bis ich sie abnehmen konnte. Darunter kam die schwarze Sprengmasse hervor. Ich wollte etwas davon für meinen Bärenröter abkratzen. Ich war auf der Hut – und stach mit einer Stahlspitze vorsichtig in die schwarze Masse. Da sah ich einen kleinen Funken und ließ mich sofort zu Boden fallen. Im selben Augenblick gab es eine starke Explosion!

Messieurs Tavernier und Dérien, die nach dem Abendessen zusammensaßen, liefen hinaus und schauten zur Baracke. Ich kam aus der Tür, als ob gar nichts geschehen wäre. Die Sprengkapsel hatte nur nach oben und unten ausgeschlagen. Daraus zog ich den Schluß, daß ich nicht mehr auf den Hals der Granaten schlagen durfte, sondern etwas dahinter, um den Kopf der Granate nicht im geringsten zu beschädigen. Denn die Sprengkapseln und das Pulver darin waren noch intakt.

Bei den Schrapnellgranaten Kaliber 75 mm war es besonders leicht, die Köpfe herunter zu bekommen, weil der Gußstahlkörper im Vergleich zu den Sprenggranaten ziemlich dünn war und gleich aufsprang. Die im Pulver eingebetteten Bleikugeln waren wie fabrikneu. In der Mitte führte ein Eisenröhrchen zum schwarzen Pulver am Boden der Granate. Dieses schwarze Pulver sammelte ich für meinen Bärenröter.

Die Granatenleichen sammelten sich hinter meiner Baracke. Der Altmetallhändler richtete es immer so ein, daß er gleich nach dem Mittagessen zu mir kam. Im Dorf wurde bald bekannt, mit welcher gefährlichen Beschäftigung ich mich abgab. Die Mädchen wurden nicht müde, mich zu mahnen davon abzulassen. Der Dorfpfarrer hatte die Töchter seiner verstorbenen Schwester bei sich aufgenommen. Die älteste von ihnen warnte mich: „Wenn du von den gefährlichen Dingen nicht abläßt, wirst du keine acht Tage mehr leben! Du wirst in Stücke zerrissen! Gib doch endlich auf, Denis!“

Mit Monsieur Tavernier verstand ich mich gut. Er hatte selbst klein angefangen. In Morval wurde manchmal noch darüber geredet, wie er mit geflicktem Hosenboden ins Dorf gekommen war. Deshalb hatte er Verständnis für seine Arbeiter. Und das Essen bei den Taverniers war ausgezeichnet.

Als am Ende des ersten Monats Mutter Pécic die von mir verdienten 800 Francs abholen wollte, bekam sie eine saubere Abfuhr von Madame Tavernier. Sie sagte ihr klipp und klar, daß sie nichts von dem Geld bekommen werde, solange ich nicht anständig eingekleidet sei! Mutter Pécic jammerte, sie hätte nicht genügend Geld, um zu Hause die Kinder zu ernähren, ich solle auch abends arbeiten, statt im Dorf herumzustreunen. Da wurde auch Madame Rachel auf sie wütend und wies ihr die Tür. Seitdem ließ sich meine Ziehmutter in Morval nicht mehr sehen.

Da Thérèse, die älteste der Geschwister, vierzehn Jahre alt geworden war, kam sie zu Anfang der Schulferien ebenfalls nach Morval – zu Monsieur de Lattre, einem Bauer vis-à-vis von Monsieur Tavernier. Auch sie hatte es nicht schlecht bei ihm, da der alte de Lattre Witwer war.

Jetzt erst erfuhr ich, daß Mutter Pécic einen Bruder in Lille hatte, Onkel François, der mit einer Polin verheiratet und kinderlos war. François Martinec wurde nach der deutschen Invasion nach Norwegen deportiert, wo er in einem Kraftwerk zur Gewinnung von schwerem Wasser arbeiten mußte. Dort bekam er 1943 einen Splitter ins Auge, worauf er nach Frankreich repatriiert wurde. Auf dem Rückweg hätten die Engländer um ein Haar sein Schiff versenkt. Nun kam er auf dem Fahrrad oft nach Lesboeufs und Morval, um bei den Bauern Eier, Butter und Speck einzukaufen, da man in der Stadt auch mit Lebensmittelmarken nicht mehr alles erstehen konnte.

François Martinec wollte mich zu sich nach Lille holen, Mutter Pécic war jedoch entschieden dagegen. Oft stritten sie sich deswegen. Er hätte mich in einem großen Betrieb in Lille-Fives zum Schlossermeister ausbilden können. Da die Alliierten am 6. Juni 1944 in der Normandie gelandet waren und schwere Schlachten gegen die Deutschen tobten, gab Onkel François mir seine Adresse in Lille.

Geneviève Lescaut verbrachte ihre Schulferien auch diesmal nicht in Lesboeufs, da sie in Paris die Befreiung miterleben wollte.

Eine deutsche Kompanie bezog Quartier in Morval. Doch inzwischen war das Massaker der Deutschen in Oradour-sur-Glane (10. Juni) bekannt geworden. Jetzt waren die deutschen Soldaten in ganz Frankreich verhaßt. Sie bekamen von den Bauern kein Ei und kein Krümelchen Brot mehr! Sie mußten stehlen bzw. requirieren, um nicht zu hungern, denn der Verpflegungsnachschub blieb aus. Eines Nachts warfen die Engländer eine Brieftaube in einem Käfig am Fallschirm in der Nähe von Morval ab. Weil zu viele Tagelöhner gesehen hatten, wie man die Brieftaube fand, übergab sie der Bürgermeister dem deutschen Kompaniechef, der ihr den Hals abdrehte und sie braten ließ.

Trotzdem erfuhren die Engländer, daß in Morval eine deutsche Kompanie stationiert war. An einem der letzten Augusttage erschienen plötzlich sechs Spitfires, die der Reihe nach die deutschen Stellungen mit Bordwaffen unter Beschuß nahmen. Die Deutschen schossen mit ihrer Flak auf die Spitfires, die wieder abflogen. Kurz darauf erschienen sechs doppelrumpfige Lightnings, die gefährlicher waren als die Spitfires. Sie veranstalteten ein tolles Feuerwerk und brachten die deutsche Flak zum Schweigen.

Die Deutschen hatten Verwundete zu beklagen, während von den Leuten in Morval niemand verletzt wurde, obwohl viele Kugeln in Häuser und Scheunen eingeschlagen hatten. Von der FFI, den *Forces françaises de l'intérieur*, war bereits Tage vorher durchgegeben worden, man solle sich sichere Stellungen ausbauen.

Während der Luftangriffe befand ich mich außerhalb von Morval auf einem Feld, wo ich Mist ausbreitete. So konnte ich alles genau beobachten, besonders die Maschinen, die im Tiefflug an mir vorbeiflogen, dann wendeten, um hinter Morval in die Höhe zu steigen und erneut im

Sturzflug die deutschen Stellungen anzugreifen. Manche Maschinen flogen so tief auf mich zu, daß ich mich zu Boden werfen mußte.

Nach den beiden Angriffen zogen sich die Deutschen in Richtung Le Transloy zurück. Sie kamen jedoch nicht weit, denn ein Teil ihrer Pferde wurde von den Spitfires und Lightnings zusammengeschossen. Ähnlich erging es einer anderen deutschen Kolonne, noch bevor sie Morval erreichte. Da nahmen die Deutschen den Bauern die Pferde weg, darunter eines von Monsieur Tavernier. Die restlichen Pferde trieb man auf eine mit Stacheldraht umzäunte Wiese, damit die deutschen Rückzügler sie nicht so leicht einfangen konnten.

Ende August wurde Morval befreit. Die wenigen Männer im Dorf bildeten eine FFI-Gruppe. Sie hatten jedoch nur Pistolen. Die einzig brauchbare Flinte war mein Bärenjäger. Damit traute sich jedoch niemand zu schießen.

Die Leitung der FFI hatte den Befehl ausgegeben, die sich zurückziehenden deutschen Kolonnen anzugreifen. Von der FFI in Morval erhielt ich den Auftrag, mich mit meinem Bärenjäger nach Combles durchzuschlagen und dem dortigen Chef der FFI zu sagen, man sei bereit, die nächste deutsche Kolonne anzugreifen.

Meinem provisorischen Ausweis zufolge, der mich anderthalb Jahre jünger machte, war ich damals noch nicht 16 Jahre alt.

Mein Bärenjäger war, als ich Morval verließ, mit einer starken Pulverladung und fünf Schrapnellkugeln geladen. Eine Tasche mit weiteren Kugeln, eine andere mit Pulver, Stauchpapier, Ladestab und glimmender Lunte führte ich mit mir.

Combles liegt ein wenig tiefer als Morval. Dabei windet sich die Straße, von Morval kommend, in Schlangenlinien auf Combles zu. Etwa einen halben Kilometer vor dem Ort macht sie eine Linkskurve, wobei sie unter einer mannshohen Böschung herläuft, danach biegt sie nach rechts auf den Ortseingang zu. Da ich über die Felder ging, konnte ich die deutsche Kolonne nicht sehen, die sich in der Straßensenke Richtung Morval bewegte.

Ich war nur hundert Meter von Combles entfernt, als ich hinter meinem Rücken die Spitze der deutschen Kolonne heraustreten sah. So schnell mich die Beine trugen, nahm ich Reißaus und rannte auf Combles zu. Doch dem deutschen Offizier waren durch sein Fernglas mein Khaki-Blouson und die Flinte nicht entgangen. Er schickte mir einen Reiter auf die Fersen, der sich mir gefährlich schnell näherte.

Ich warf mich hinter den nächsten Busch, hielt die glühende Lunte an die Pulverfäden und zielte auf den Reiter. Es gab einen gewaltigen Knall mit einer großen Stichflamme an der Flintenmündung. Das Pferd des Reiters bäumte sich hoch auf. Danach sprengten Mann und Pferd im Galopp davon, denn kurz nach meinem Schuß donnerte ein MG zweihundert Meter links von mir. Zu den MG-Garben gesellten sich Gewehrschüsse.

Das waren die Leute der FFI.

Die deutsche Kolonne trieb ihre Pferde mit den Sargwagen – so wurden in Frankreich die deutschen Pferdewagen genannt – in Richtung Morval. Die wenigen Männer der FFI in Morval getrauten sich nicht, die Kolonne mit Pistolen anzugreifen. Sie wurde erst in Le Transloy gestellt und gefangengenommen.

Nachdem ich meinen Bärenjäger wieder geladen hatte, lief ich auf Combles zu, wo immer noch geschossen wurde. Am Ortsrand gab es eine leere Fabrik, in der die Deutschen sich festgesetzt hatten. Nachdem sie geflüchtet waren, hatten die *Forces françaises* sich dort eingenistet. Während ich meinen Schuß abgab, war es im Dorf zum Gefecht zwischen der FFI und einer weiteren deutschen Kolonne gekommen. Von den Deutschen schossen nur wenige zurück. Als ich auftauchte, sah ich, wie sie die Hände hoben. Ein deutscher Soldat nahm seinen Helm vom Kopf und schmetterte ihn mit Wucht auf den Boden. Was er sagte, verstand ich nicht. So etwas wie: „Schieß drauf!“

Ich ließ mir von einem deutschen Soldaten sein gutes Mauser-Gewehr, das Koppel mit Seitengewehr, vollen Patronentaschen und zwei Handgranaten geben. Meinen Bärenlöter behielt ich trotzdem. Dann berichtete ich von meinem Auftrag, mit dem nichts mehr anzufangen war, und machte mich - bis zu den Zähnen bewaffnet – auf den Weg nach Morval.

Noch bevor ich das Dorf erreichte, holte mich die Spitze einer amerikanischen Panzerkolonne ein. Die Amis hatten ihre Panzer mit orangefarbenen Tüchern bespannt, um von ihrer Luftwaffe erkannt zu werden. Ich winkte dem ersten Panzer zu, der tatsächlich stehenblieb. Dadurch kam ich in den Genuß, mit der amerikanischen Panzerkolonne in Morval einzufahren, wo man die Befreier mit stürmischer Begeisterung empfing. Tatsächlich hatte ich mich als einziger in Morval aktiv am Kampf beteiligt.

Obwohl ich spät ins Bett kam, konnte ich nicht einschlafen, weil meine Gedanken nicht zur Ruhe kamen. Ich wollte meine Expedition fortsetzen, die ich in Lesboeufs hatte abbrechen müssen. Da mein Geld für ein neues Fahrrad nicht reichte, wollte ich es per Anhalter versuchen.

Im Morgengrauen brach ich auf nach Le Transloy. Meinen Bärenlöter ließ ich in Morval zurück, das Mausergewehr nahm ich mit. Hinter Le Transloy durfte ich auf den Panzerspähwagen einer motorisierten englischen Kolonne aufsteigen, die in nördlicher Richtung vorstieß. Unterwegs teilten die Engländer ihre Verpflegung mit mir. Gegen Abend erreichte die Kolonne ein Dorf unweit der belgischen Grenze, wo das Nachtquartier aufgeschlagen wurde. In einem Bauernhof konnte ich mir den Staub der Landstraße abwaschen. Alle bestürmten mich mit Fragen.

Zusammen mit der Besatzung des Panzerspähwagens übernachtete ich in einer Scheune. Da ich sehr müde war, schlief ich bald ein. Als die Dämmerung anbrach, wurde ich geweckt. Auf ihren Lagerfeuern kochten die Engländer Tee, dem Milch beigegeben wurde. Gut gezuckert wurde er zum Frühstück getrunken.

An diesem Morgen prüften die Engländer sehr sorgfältig ihre Waffen. Etwas hing in der Luft. Vor der Abfahrt kam der englische Offizier zu mir und erklärte in gebrochenem Französisch, ich könne nicht weiter mitfahren, weil die Deutschen in der Nähe seien und es zu schweren Kämpfen kommen würde. Ich sagte, ich wolle auch mitkämpfen – ich hätte selbst ein Gewehr und könne damit schießen. Der Offizier gab mir zu verstehen, daß er die Verantwortung dafür nicht auf sich nehmen könne. Ich mußte mich von ihm und der Besatzung des Panzerspähwagens verabschieden.

Dann fragte ich die Bauern, wie ich nach Lille käme. Während die Engländer nach Osten abgezogen waren, mußte ich mich nördlich halten. In jedem Dorf starteten mich die Leute neugierig an und fragten, woher ich käme und wohin ich wollte. Meistens waren es Angehörige der FFI, die sich erkundigten, ob ich irgendwo deutsche Kolonnen gesehen hätte. Um die Mittagszeit erreichte ich ein Dorf, das wie ausgestorben aussah. Ich nahm mein Gewehr in die Hand und entscherte es.

Kaum war ich aus dem Dorf herausgekommen, als ich aus der Ferne Schüsse hörte. Am Horizont erhob sich die Silhouette von Lille. Vorsichtig ging ich weiter, nach allen Seiten Ausschau haltend. Die Schießerei hatte aufgehört. Auf der rechten Seite der Straße, noch weit von mir entfernt, lag ein kleines Dorf. Auf der linken Straßenseite ein allein stehendes Haus inmitten eines großen, heckenumfriedeten Gartens. Von weitem sah ich etwas auf der Straße liegen. Mich vorsichtig der Stelle nähernd, erblickte ich auf der Straße und im Straßengraben sieben junge Männer – von Geschossen durchsiebt. Ich schaute mir jeden der Erschossenen an. Alle waren tot.

Waffen sah ich nirgends. Mit schußbereitem Gewehr ging ich weiter, um nach den Deutschen auszuspähen. Sie mußten von der Straße aus nach rechts abgebogen sein, weil ich sie sonst gesehen hätte.

Nach einigen hundert Metern kehrte ich wieder zurück. Da kamen auch schon Männer und Frauen aus dem Dorf herbei. Es waren die Söhne des Dorfs, die erschossen worden waren, und zwar von der deutschen SS, wie ich von den Leuten erfuhr.

Ich war schon furchtbar beklommen gewesen, als ich die Erschossenen anschaute – jetzt, da sich die weinenden Mütter auf ihre toten Söhne niederwarfen, konnte ich nicht länger hinschauen und wollte fortgehen. Ein älterer Mann hielt mich auf: „Wirf das Gewehr und die deutsche Ausrüstung weg, sonst wird dich die SS wie die unseren hier erschießen!“

Schließlich ließen sie mich mit der Weisung weitergehen, ich solle von der Straße nach links abgehen und den Militärflugplatz umrunden. Doch da ich inzwischen hungrig war und nicht länger über die Felder gehen wollte, kehrte ich nach etwa einem Kilometer zurück auf die Straße, die links am Flugplatz vorbeiführt. Bald war sie mit Stacheldrahtverhauen gesperrt. Der Flugplatz und die Betonbunker waren völlig zerbombt. Von den Deutschen keine Spur. Doch in ihren Unterkünften fand ich Munition und Granaten.

Nachdem ich den Flugplatz durchquert hatte, umging ich die Straßensperre auf der anderen Seite. Nicht weit vor mir waren die ersten Häuser. Ich kam an eine Straßenkreuzung, wo zwei Flics zusammen mit anderen Leuten herumstanden. Alle starteten den bewaffneten Ankömmling entgeistert an. Mein Mausergewehr war beinahe größer als ich selbst!

Wieder gingen Frage und Antwort hin und her, wobei ich von einer Menschenmenge umringt wurde. Schließlich erklären mir die Flics, daß ich mein Gewehr und meine ganze Ausrüstung abgeben müsse, da der Krieg für mich jetzt vorbei sei. In Lille gäbe es keine Deutschen mehr! Ich war furchtbar enttäuscht, denn ich wollte mein Gewehr behalten oder zumindest damit zu Onkel François gehen.

Es war Spätabend [Anfang September 1944], als ich die Wohnung von François Martinec – 64, rue Pierre Legrand, Lille-Fives – erreichte. Die Überraschung war groß! Und Tante Cécile entpuppte sich als eine sehr liebe Frau. Sie war Köchin in einem vornehmen Hotel. Ich mußte gleich ein Bad nehmen und saubere Sachen anziehen, damit sie die meinen waschen konnte. Nachdem ich mich satt gegessen hatte, ging es ans Erzählen. Nachts schlief ich schlief im großen Bett in der Mitte zwischen Onkel François und Tante Cécile.

Schon am nächsten Morgen verabschiedete ich mich von den beiden, da ich meine Tour fortzusetzen wollte. Hinter den kämpfenden Truppen durchkreuzten die Versorgungseinheiten das Land. Ich brauchte nur mit dem Churchill-“V“ zu winken, um von den Engländern mitgenommen zu werden. Sie gaben mir reichlich zu essen und ich lernte nebenbei einige Brocken Englisch. Am dritten Tag meiner Reise auf britischen Fahrzeugen stieg ich in Boyelles ab und suchte die Taufpatin von Yolande auf. Auch hier hatten die Deutschen einen jungen Mann erschossen, der nicht bewaffnet war. Sein Fehler: er war, als er die Deutschen erblickte, in Panik davongelaufen.

Am vierten Tag gab ich meine Expedition auf, denn ich konnte unmöglich alle Kirchen Nordfrankreichs abklappern. Und es war nicht auszuschließen, daß Geneviève nach der *Libération* die letzten Ferientage in Lesboeufs verbringen würde. So tauchte ich am Abend des fünften Tags wieder bei Monsieur Tavernier in Morval auf. Ich wurde herzlich empfangen und durfte mich gleich zu den anderen an den Tisch setzen.

In meiner Abwesenheit hatte es noch Kämpfe gegen zersplitterte deutsche Verbände in der Umgebung gegeben. Auf der Hauptstraße kurz vor Le Transloy wollte sich die Besatzung eines deutschen Panzerspähwagens nicht ergeben, worauf der amerikanische Panzer den Wagen mit Besatzung an einem Baum zerdrückte.

In Monsieur Taverniers Scheune hatten sich ein deutscher Offizier und fünf Soldaten versteckt gehalten. Irgendwann brachen sie auf in Richtung Lesboeufs. Als sie hinter der großen Wiese gesichtet wurden, schossen die Leute der FFI von der Straße aus mit einer Maschinenpistole in die Büsche. Ein deutscher Soldat bekam einen Lungenschuß. Daraufhin ergab sich der Offizier.

Nach dem Abendessen holte ich meinen Bärenötter, zündete mir als Lunte eine englische Zigarette an und ging die Scheune durchsuchen. Ich stellte die große Leiter an und kletterte nach oben. Als erstes sah ich einen verwaisten Stahlhelm. Neben den Schlafstellen befanden sich zwei Mausergewehre, eine Streichholzschachtel mit abgebrannten Hölzern und einige leere Zigarettenpackungen. Ich brachte die Waffen in meine Baracke und wanderte hinüber zu den Büschen, wo die Deutschen gestellt worden waren. Und wieder hatte ich Glück! In einem Kaninchenloch fand ich ein gutes Fernglas – der deutsche Offizier mußte es schnell da versteckt haben.

Mit dem Fernglas vor der Brust und einem Gewehr über der Schulter, wanderte ich nach Lesboeufs, wo man wußte, daß ich zusammen mit den Alliierten abgezogen war. Die Leute staunen nicht schlecht, als sie mich kommen sahen. Die Morels riefen mich zu sich herein. (Sie hatten zwei Söhne, der jüngere sollte später einmal der Gatte von Yolande werden, und eine Tochter, Lucette genannt, ein Mädchen wie Michou, jedoch schwarzhaarig.)

Die Nachricht, daß ich bewaffnet war, breitete sich in Windeseile aus. Die Sensation war umso größer, da die Leute der FFI ihre Waffen inzwischen hatten abliefern müssen. Es war zu einem tödlichen Zwischenfall in Bapaume gekommen. Die FFI hatten die Dirnen, die sich mit deutschen Soldaten abgegeben hatten, eingefangen und ihnen die Haare abgeschoren. Eine Dirne weigerte sich mitzugehen und verspottete den FFI: „Du hast doch keine Patrone drin! Drück doch ab!“ Der FFI drückte ab – ein Schuß, und die junge Frau brach tot zusammen! Bevor ich noch anderswo einkehren konnte, fing mich Yolande ab: „Denis, ich hab solche Angst gehabt, dir könnte etwas passieren. Wo warst du?“

Ich: „Bis nahe an der belgischen Grenze, danach in Lille und anschließend ein bisschen überall.“

Yolande: „Du wirst jetzt nicht mehr fortziehen, Denis, nicht wahr?“

Ich fragte zurück: „Ist Geneviève inzwischen nach Lesboeufs gekommen?“

Yolande: „Nein, ihre Mutter ist mit Butter, Geflügel und Schweinefleisch nach Paris gefahren. Bei uns wartet Thérèse Reignier auf dich.“

Thérèse Reignier war in mich verliebt, ich konnte ihre Liebe jedoch nicht erwidern, da Geneviève es erfahren würde. Aus diesem Grunde hielt ich Abstand zu den Mädchen in Morval. Es waren ihrer viele im passenden Alter, Thérèse, Marie-Josée, die Töchter Finet u.a. Neben diesen Mädchen gab es nur einen einzigen Jungen im passenden Alter, nämlich Gérard Roussel, der Sohn des Dorfschmieds, der aber ein bißchen mädchenhaft war und noch zu keinem Mädchen gefunden hatte.

Mutter Pécic war wieder einmal böse auf mich und sagte ärgerlich, die Deutschen hätten mir eine Kugel in den Hintern schießen sollen, das sei alles, was mir gebühre. Der Vater schaute durch das Fernglas des deutschen Offiziers und behielt es für sich, so daß ich verdrießlich nach Morval zurückkehrte.

Am nächsten Abend veranstaltete ich mit einem der Mausergewehre Schießübungen auf einen leeren Benzinkanister. Bald versammelte sich Jung und Alt hinter mir. Bei dieser Gelegenheit befreundete sich Gérard Roussel mit mir. Und Monsieur de Lattre gab mir im Tausch für das Gewehr ein Fahrrad mit abgefahrenen Reifen. Allerdings durfte niemand etwas davon verraten.

Nun meldete der Bürgermeister von Morval bei der Gendarmerie in Bapaume, daß ich ein Gewehr besaß. Die Gendarmen kamen nach Morval und ich mußte mein letztes Gewehr abliefern. Damit blieben mir nur noch mein Bärenlöcher, eine Tasche voll Leuchtraketen, die ich in einem zerschossenen deutschen Panzerwagen gefunden hatte, und einige Eierhandgranaten. Der Alltag ging weiter wie vor der Libération.

Für Fahrradreifen und Schläuche hatte ich zwar genügend Geld, fand jedoch nirgends welche zu kaufen. Auf's Neue hortete ich Granatenleichen hinter meiner Baracke. Als der Schrotthändler kam, wollte ich nur unter der Bedingung verkaufen, daß er mir Reifen und Schläuche für mein Fahrrad beschaffen würde. Er ging darauf ein, und so hatte ich bald wieder ein eigenes Fahrrad. In Bapaume kaufte ich mir eine Steuermarke und einen Dynamo, die ich zusammen mit der Lampe und dem Rücklicht anbringen ließ. Madame Rachel Tavernier fuhr nach Arras, wo sie für mich von meinem Geld einen modischen Anzug kaufte. Außerdem brachte sie blaue Ölfarbe für mein Fahrrad mit, die sie mir schenkte.

Gérard Roussel war mein bester Freund geworden, und in der dicken Madame Roussel fand ich eine gute Mutter. Im Gegensatz zu seiner Frau war der Dorfschmied besonders hager und rauchte furchtbar viel – meist Tabak aus dem Eigenbau, weil Tabak, Lebensmittel und Wein weiterhin rationiert waren. Die Dorfschmiede stand immer für mich offen, auch abends in meiner Freizeit. So kam ich auf die Idee, eine Schneidemaschine für Tabak zu bauen, was mir mit Hilfe von Monsieur Roussel auch gut gelang.

Bald wurde in Morval bekannt, daß ich eine Maschine hatte, die den Tabak sehr fein schneiden konnte. Die Nachfrage war so groß, daß ich fast jeden Abend damit beschäftigt war und gut Geld verdiente. Einen Abend verbrachte ich bei Monsieur Reignier, und die schöne Thérèse wurde nicht müde, mit ihrem kleinen Bruder auf dem Arm zuzuschauen, wie ihr Vater mit mir den Tabak schnitt.

Nach der Libération wurde wieder überall getanzt, obwohl der Krieg noch nicht vorbei war. Jedoch rechnete man schon mit der deutschen Kapitulation. Diese Hoffnung erfuhr einen Rückschlag durch den Gegenangriff von Rundstedt in den Ardennen.

Zu Weihnachtstenn 1944 kamen – endlich – Geneviève, Marie-Thérèse und ihr Bruder Gérard für einige Tage nach Lesboeufs. Ich bekam Geneviève zweimal zu sehen – sie war inzwischen größer und schlanker geworden –, fand jedoch keine Gelegenheit mit ihr zu sprechen, weil ihre Eltern immer in ihrer Begleitung waren, so auch beim Weihnachtstanz im Festsaal der Schule. Ich traute mich gar nicht hineinzugehen.

Die Zwillingsschwester waren in Paris selbstbewußter geworden. Sie hatten die Zeit der Neugier hinter sich gebracht. Ich schloß daraus, daß ich als einfacher Arbeiter keine Chance hatte, nochmals an Geneviève heranzukommen. Ich konnte mich aus der Landwirtschaft befreien, wenn ich freiwillig zur Luftwaffe ging – mein Traum war es, Pilot zu werden. Dann, so hoffte ich, könnten Genevièves Eltern nichts mehr gegen mich einwenden. Und sollte ich Genevièves Liebe auch dann nicht zurückgewinnen können, würde ich mich im Sturzflug mit meiner Maschine in die Erde hineinbohren und einen schönen Tod finden.

Ich wollte in Lille in die Luftwaffe eintreten. Dort war auch Gérard Roussels älterer Bruder stationiert – er hatte zuvor bei seiner Tante in Le Transloy in der Landwirtschaft gearbeitet und sich nach der Libération zur Luftwaffe gemeldet. Ich nahm mir drei Tage Urlaub und fuhr mit dem Fahrrad nach Lille, ohne daß meine Zieheltern es wußten. Die Anschrift des Bruders von Gérard Roussel hatte ich in der Tasche.

Dem Wachposten am Militärflughafen in Lille trug ich meinen Wunsch vor, ich möge zum kommandierenden Offizier geführt werden. So weit kam ich jedoch nicht, weil mir ein anderer Offizier die gewünschte Auskunft gab. Die erste Frage lautete: „Hast du deinen „Certificat d'Étude?“

Ich erwiderte verlegen: „Nein. Ich wurde vom Internat Saint Louis abgeholt, noch bevor ich ihn erlangen konnte.“

Offizier: „Wenn du keinen Certificat d'Étude hast, kannst du kein Pilot werden. Du mußt ihn nachholen.“

Nachdem ich zwei schöne Tage mit Onkel François und Tante Cécile in Lille verbracht hatte, kehrte ich zurück nach Morval und suchte den Dorflehrer auf. Er war bereit, mir Abendunterricht zu geben, und beschaffte mir die nötigen Bücher und Aufgabenhefte.

Das Examen für den Certificat d'Étude würde ich aber erst im Jahr 1946 ablegen können.

Der Lehrer ermahnte bei dieser Gelegenheit seine Schüler, fleißig zu lernen, damit es ihnen später nicht ginge wie mir. Er fügte hinzu, das komme davon, wenn man in der Schule nicht aufmerksam zuhört und sich vor den Schulaufgaben drückt. Als mein Freund Gérard mir davon erzählte, war ich sehr enttäuscht, denn es war nicht meine Schuld, daß ich nach dem Abgang von Saint Louis nicht mehr lernen durfte. Ich büffelte jedoch Abend um Abend bis zu den Schulferien.

Die deutsche Kapitulation am 8. Mai 1945 war keine Überraschung mehr, denn für die Leute in Morval und Umgebung war der Krieg mit der Befreiung schon zu Ende. Nur das Läuten aller Kirchenglocken ließ die Leute für eine Weile aufhorchen.

Auch für mich war dieser Tag bedeutsam – er öffnete mir die Grenzen ins Ausland.

Denn eine neue Idee hatte von mir Besitz ergriffen.

Anders als Yolandes Taufpatin in Boyelles hatten Onkel François und Tante Cécile ihren jugoslawischen Neffen Deneš nie gesehen. Sie lernten mich – Denis – erst im Sommer 1944 kennen. Während meines Aufenthalts in Lille hatte Onkel François mich gefragt, wie es Tante Kristina in Jugoslawien gehe. Ich hatte nur mit den Schultern gezuckt, denn ich kannte keine Tante Kristina. Sie war die Schwester von Paula Martinec, meiner Ziehmutter, und Onkel François. Daraufhin erzählte Onkel François, daß er noch seinen Erbteil an Ländereien in Jugoslawien stehen hatte, weil sonst Tante Kristina den Hof, wo er aufgewachsen war, hätte verkaufen müssen. Denn das Drittel von Paula war bereits verkauft worden. Ich spitzte die Ohren, sagte jedoch kein Wort, damit Onkel François nicht merkt, daß ich von Tante Kristina und dem Hof überhaupt nichts wußte.

Seit dem Gespräch mit Onkel François hatte ich darüber nachgedacht, ob Tante Kristina die Mutter meiner Erinnerung sein könne? Denn während Deneš bei Kristina in Jugoslawien aufgewachsen war, waren alle übrigen Kinder Paulas (Thérèse, Cyril, Franck, Yolande, Joseph und Paul) in Frankreich zur Welt gekommen. Wie ich von Yolandes Taufpatin wußte, war Deneš erst 1937 nach Frankreich geholt worden.

Mein provisorischer Ausweis (*récépissé*) wies mich als jugoslawischen Staatsangehörigen aus. Als Geburtsdatum war der 8. Oktober 1928, als Geburtsort Černelavci eingetragen.

Was also, wenn ich doch Deneš war?

Da ich Forges-les-Eaux und die Leute dort nicht wiedererkannt hatte, konnte auch mein Aufenthalt in Boyelles (1937-1940) aus der Erinnerung ausgelöscht sein.

Die EINE Erinnerung an das Weihnachten meiner frühen Kindheit hatte sich jedoch in mein Gedächtnis eingegraben, so daß ich die Kirche und den Hof in Jugoslawien wiedererkennen würde, wenn ich derjenige wäre, den mein provisorischer Ausweis auswies.

Ein Fahrrad hatte ich! Ich mußte nur noch genug Artilleriegranaten ausschachten, um mir das Geld für die Verpflegung während der langen Fahrt zu verdienen. Ich würde von Jugoslawien dann zurück nach Frankreich fahren, mein Examen für das „Certificat d'Étude“ ablegen und mich zur Luftwaffe melden.

73. Wiedersehen mit Geneviève.

Inzwischen waren die Sommerferien gekommen. Und wieder hoffte ich, Geneviève würde nach Lesboeufs kommen und wir könnten uns wiedersehen.

Um diese Zeit kündigte der Pole die Arbeit bei Monsieur Tavernier, und wer erschien an seiner Stelle? Clovis aus Boisleux!

Er war von Arbeit zu Arbeit gewandert, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen hatten.

Yvonne hatte er nicht mit. Noch bevor die Getreideernte ganz eingefahren war, kündigte er die Arbeit bei Monsieur Tavernier und zog zu einem andern Bauern zwei Dörfer weiter, wo er mit Yvonne ein kleines Häuschen am Rand des Dorfes bezog. Dort besuchte ich Yvonne, nachdem Clovis mich eingeladen hatte.

Er selbst war an diesem Sonntag wieder irgendwo beim Saufen. Yvonne erwartete ihr drittes Kind und sah in ihrem schwarzen Kleid genauso verwahrlost aus wie ihre beiden Kinder. Wie ich von ihr erfuhr, versoff Clovis nicht nur das ganze Geld, sondern schlug sie auch. Sie lebte vom Kindergeld, das sie vom Staat erhielt. Sehr betrübt fuhr ich wieder ab. Später erfuhr ich, warum Clovis seine Frau schlug, ihr kein Geld gab und so oft den Ort wechselte. Die schöne Yvonne fand überall Liebhaber – und es wurde bezweifelt, ob das zweite Kind von ihm war, geschweige denn das dritte!

Nach dem Krieg wurde die Kirmes in Bapaume und Combles wieder groß gefeiert. Auch ich fuhr hin und leistete mir ein bißchen Vergnügen. Dann ging es nach Le Transloy, wo getanzt wurde. Mädchen gab es dort genug. Während der Pause wollte ich mit Gilbert Morel zur nächsten Gaststätte fahren und suchte unter den abgestellten Fahrrädern vergeblich nach meinem Rad. Gilbert tröstete mich: „Wart ab, vielleicht konnte einer in dem Haufen Fahrräder nicht zu seinem eigenen kommen und ist mit deinem abgefahren.“

Ich wartete vergeblich! Auch nach der Tanzveranstaltung, als alle abgefahren waren, blieb kein Fahrrad zurück. Ausgerechnet mir war das Fahrrad gestohlen worden! Betrübt wandert ich zu Fuß nach Morval zurück.

Nun mußte ich am kommenden Sonntag zu Fuß nach Lesboeufs gehen. Grübelnd, wie ich mit meinem wenigen Geld ein anderes Fahrrad beschaffen könnte, verließ ich Morval gesenkten Kopfs, den Blick auf die Straße geheftet. Als ich aufschaute, sah ich kaum fünfzig Meter entfernt Geneviève mir entgegenkommen. Die Überraschung war so groß, daß ich unschlüssig stehenblieb. War es Geneviève oder Marie-Thérèse? Da lief sie mir schon entgegen – es war Geneviève! Und als ob wir uns erst gestern getrennt hätten, warf sie sich in meine Arme: „Denis!“

Mitten auf der Straße hielten wir uns am helllichten Tag umarmt! Vor Glück brachte ich kein Wort heraus, bis Geneviève ihre Lippen von meinen löste und fragte:

„Wohin gehst du?“

„Ich wollte nach Lesboeufs. Ich hörte, daß du kommen wirst. Und wohin gehst du, Geneviève?“

„Auch ich hab von dir gehört und wollte deshalb nach Combles, um Bekannte zu besuchen. Kommst du mit?“

(Der Weg von Lesboeufs im Norden nach Combles im Süden führt über Morval.)

Ich: „Besser, du gehst allein durch Morval. Ich nehme den Weg über die Felder und treffe dich am Ortsausgang. Sonst erfährt deine Mutter, daß du mit mir warst.“

Ich lief so schnell, daß ich die verabredete Stelle noch vor Geneviève erreichte.

Beide hatten wir uns viel zu erzählen – wir vermieden es jedoch, von unserer ersten und einzigen Nacht zu sprechen. Auch von der Liebe sprachen wir nicht, doch verhielten uns wie Liebende.

Schließlich fragte mich Geneviève, wie ich mir meine Zukunft vorstelle.

Ich erzählte ihr, daß ich dabei sei, mein Examen für das „Certificat d' Étude“ nachzuholen, um Pilot werden zu können. Geneviève war begeistert. Sie war so zärtlich zu mir, als wären wir nie voneinander getrennt worden ...

Als wir unsern Weg fortsetzten, konnte ich vor Glück nicht fassen, daß das Erlebte Wirklichkeit sein könne. Daß Geneviève mich noch so liebte wie damals!

Kurz vor Combles erzählt ich ihr von der Libération und zeigt ihr den Busch und die Kuhle, wo ich mich mit meinem Bärenlöter hatte retten können. Dort wartete ich auf sie, bis sie von Combles zurückkam. Auf mein Mittagessen verzichtete ich. Vor Glück hatte ich keinen Hunger.

Ich hatte viele Fragen, die ich mir zurechtlegte, besonders über ihr Leben in Paris. Doch als sie wiederkam, hatte nur noch die Gegenwart für mich Bedeutung.

Ich hätte sie gern bis Lesboeufs begleitet, aber um 17 Uhr mußte ich wieder an die Arbeit. So versprach mir Geneviève ein Stelldichein bei den Pappeln – nach dem Abendessen oder etwas später ...

Jeden Abend verließ ich Morval, umrundete Lesboeufs und begab mich zu den Pappeln. Niemand sollte mich zu sehen bekommen. Doch Geneviève konnte sich nicht jeden Abend freimachen. Es war schon ein glücklicher Umstand, daß ihre Mutter nicht ahnte, wohin die einsamen Spaziergänge ihrer Tochter führten. Ich selbst konnte es immer noch nicht fassen, daß ihre Liebe in der langen Zeit von drei Jahren nicht erloschen, sondern noch stärker aufgeblüht war. Und daß aus der pummeligen Geneviève inzwischen eine schöne junge Dame geworden war.

Aber unser Glück währte nicht lange. Marie-Thérèse und Gérard langweilten sich in Lesboeufs. Sie wollten zu ihren Verwandten in Paris, und Geneviève mußte sich fügen. Wieder fuhr ein Blitz aus heiterem Himmel und trennte uns.

Geneviève fand einen Ausweg: „Komm doch nach Paris! Dort stehen dir viele Möglichkeiten offen. Du kannst dich in Paris leichter auf das Examen vorbereiten und gleichzeitig eine Lehre als Mechaniker machen. Ein Pilot muß auch ein guter Mechaniker sein und in der Luftwaffe werden sie entsprechend gefordert. Du wirst dich schon zurechtfinden. Was sagst du dazu, Denis?“

Ich war Feuer und Flamme: „Das ist eine wunderbare Idee, Geneviève! Ich weiß aber noch nicht, wo du in Paris wohnst.“

Sie gab mir ihre Adresse und so fiel uns der Abschied diesmal nicht allzu schwer. Es war nur ein kurzes „au revoir“.

In der Umgebung hatte sich herumgesprochen, daß mir in Le Transloy das Fahrrad gestohlen worden war. Ich bekam mehrere kaputte Fahrräder geschenkt, aus denen ich mir ein ganzes zusammenbauen konnte. Der Altmetallhändler brachte mir nochmals Reifen und Schläuche. Durch den Verkauf von Blei, Messing und Kupfer aus den Granaten verdiente ich mir das restliche Geld für die Reise.

Ich war kurz davor, Morval zu verlassen, als der Dorflehrer am 18. September 1945 die Tochter des Gastwirts von Morval heiratete. Da es ein Dienstag war, hatte ich erst am Abend frei. Als Dank dafür, daß der junge Mann mir umsonst Abendunterricht gegeben hatte, veranstaltete ich vor dem Gasthaus ein tolles Feuerwerk mit meinem Bärenlöter. In der Gaststube befanden die Hochzeitsgäste beim Abendessen. In den offenen Fenstern hingen leichte Gardinen aus einem strohartigen Geflecht. Ich stand mit meinem Bärenlöter auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

Die Jungs und Mädchen von Morval hatten sich um mich geschart und schauten zu, wie ich Pulver in den Lauf des Bärenlöters schüttete, mit dem Ladestab Papier darauf stauchte und

abfeuerte – um sogleich aufs Neue zu laden. Ich schwitzte schon und die rechte Schulter tat mir weh. Da sagte Gérard Roussel: „Noch eine stärkere Ladung! Die hören drinnen nichts.“ Ich sagte: „Diesmal werden sie bestimmt etwas hören!“ und schüttete noch eine größere Menge Pulver in den Lauf und stopfte noch mehr von dem steifen Papier hinein. Da in der Flinte nur Papier war und ich auf der anderen Straßenseite stand, zielte ich auf die Gardine des letzten Fensters, damit der Knall noch stärker zu hören wäre.

Der Schuß ging los. Es gab einen gewaltigen Knall! Ich war geblendet von der Stichflamme an der Mündung – wir hatten schon dunkle Nacht. Ich hörte diesmal einen lauten Aufschrei der Hochzeitsgäste, der sein Echo bei den Jungs und Mädchen fand. Befriedigt stopfte ich die nächste Ladung, denn der gute Mann sollte ein pausenloses Feuerwerk haben.

Als ich den Kopf hob, um wieder zu schießen, überraschte mich, daß alle davongelaufen waren. Dann sah ich das große Loch mitten in der Gardine. Und hörte die beiden Söhne des Gastwirts schimpfen und fluchen. Sie ließen ihren Schäferhund von der Kette.

Ich nahm augenblicklich Reißaus und rannte zur Dorfschmiede. Doch schon war das wilde Biest hinter mir her. Um mich zu retten, raffte ich eine Ladung Sand von der Straße, schüttete ihn über das Papier und zündete mit der Lunte die Pulverfäden. Der Schäferhund war schon an die dreißig Meter an mich heran, als der Schuß losging. Das Biest heulte auf und jagte mit eingeklemmtem Schwanz davon.

Jetzt waren die Söhne des Gastwirts vorsichtiger geworden – so hatte ich Zeit, mich zu verstecken. Nur der erwachsene ältere Sohn getraute sich, mir zu folgen. Er ging zum Dorfschmied, wo er mich vermutete, aber nicht fand. Er hätte den Missetäter gern den Hochzeitsgästen vorgeführt.

Nach einer Weile kam ich in die Schmiede, wo Madame Roussel mich mit den Worten empfing: „Da hast du ihnen eine schöne Bescherung in die Teller geschossen! Diese Hochzeit werden sie nie vergessen!“

Die zerfetzte Ladung Papier und Teile der Gardine waren quer durch die ganze Gaststube geflogen. Die Brautleute und Gäste mußten auf das Dessert verzichten und sich die Haare von den Papier- und Strohschnipseln säubern. Als dann der Gastwirtssohn zurückkam und sagte, daß es nicht Absicht war und der Hund noch lebte, brach großes Gelächter aus und das Hochzeitsfest ging weiter.

Ich ärgerte mich über mich selbst. Denn wäre ich gleich am Sonntag nach Paris gefahren, wäre das alles nicht passiert. Am Sonntag hatte ich erfahren, daß Geneviève nach ihrer Rückkehr auf der Treppe des Pariser Hauses ausgerutscht war und sich das Bein gebrochen hatte. Und gerade deshalb war ich nicht gefahren, weil sie mit gegipstem Bein nicht alleine würde ausgehen können – und ich darauf angewiesen war, in ihrer Nähe auf sie zu warten. In die Villa selbst konnte ich nicht gehen.

Auch über Nacht kam ich zu keinem Entschluß, denn wie sollte ich ohne Geneviève in Paris eine Lehrstelle als Mechaniker finden? Am nächsten Morgen ging ich wieder mit drei Zugpferden zur Arbeit auf den Acker. Es fiel mir ebenso schwer, von den Pferden Abschied zu nehmen wie von den Leuten in Morval und Lesboeufs, die mir ans Herz gewachsen waren. Gérard Roussel war der beste Freund, den ich je gehabt hatte – und die Mutter von Gérard behandelte mich wie ihren eigenen Sohn. Und nun sollte ich mich auch von dieser Mutter trennen.

Erst die Überlegung, daß ich noch vor dem Ende der Schulferien alles in Paris geregelt haben müßte, bewegte mich zum sofortigen Aufbruch. Nach dem Mittagessen bat ich Monsieur Tavernier um eine Woche Urlaub. Dann ging ich zu Gérard und verabschiedete mich von ihm und seinen Eltern mit dem Versprechen, ich werde schreiben – Gérard dürfe jedoch niemand verraten, wo ich mich befinde. Ich hatte ihm Wochen vorher schon von meinem Plan, nach

nach Jugoslawien zu gehen, erzählt, deshalb ließ ich ihn vorläufig in dem Glauben, ich fahre nach Jugoslawien. Erst wenn ich in Paris Fuß gefaßt hätte, würde ich Gérard schreiben. Von Morval fuhr ich nach Lesboeufs, weil ich noch einmal Yolande sehen wollte – und auch die kleine Marie-Françoise, die mich sehr lieb hatte.

Als wir Abschied nahmen, sagte ich nur, daß ich Urlaub genommen hätte. Yolande aber ahnte etwas, denn plötzlich wurde sie sehr traurig und ihre Augen füllen sich mit Tränen: „Du kommst wieder zurück, Denis?“

Statt ihr eine Antwort zu geben, riß ich mich von ihr los, sprang auf mein Fahrrad und fuhr davon. Ich hörte noch, wie Yolande und die kleine Marie-Françoise mir nachriefen: „Denis! Denis! ...“

Ich fuhr zurück nach Morval in der Gewißheit, die Eltern Pécic nie mehr sehen zu werden. Was sich bewahrheiten sollte.

Meine wenigen Habseligkeiten befestigte ich auf dem Gepäckträger. Nun fuhr ich letztmals durch Morval in Richtung Combles. Zurückschauend sah ich noch einmal den Kirchturm von Morval. Unwillkürlich sagte ich laut: „Adieu, Morval!“

Da antwortet eine Stimme in mir: „Du wirst diesen Kirchturm einmal wiedersehen!“

Ich wehrte mich gegen diese Stimme, schaute nach vorn und fuhr weiter in Richtung Albert und Paris. Ich ahnte nicht, daß die Leute in Morval einmal erzählen würden, ich sei geflüchtet, weil ich geglaubt hätte, durch den Schuß in die Gaststube jemanden getötet zu haben.

74. Paris. [September 1945]

Durch den Krieg war die Wirtschaft Frankreichs schwer angeschlagen – viele Räder standen still, weil Rohstoffe fehlten, auch waren in vielen Fabriken die Maschinen abmontiert und nach Deutschland transportiert worden. In den Metallberufen wurden kaum Lehrlinge angenommen, weil selbst ausgebildete Arbeitskräfte keine Arbeit fanden. Überall, wo ich in Paris nachfragte, wurde ich abgewiesen. An den wenigen Stellen, wo ein Lehrling gebraucht wurde, sagte man, ich müsse mir eine schriftliche Bestätigung von meinen Eltern geben lassen, daß sie mit dem Lehrverhältnis einverstanden seien. Das war aussichtslos, nachdem Mutter Pécic mich nicht einmal zu Onkel François nach Lille hatte gehen lassen.

Inzwischen war das Geld stark entwertet worden. In Paris war alles sehr teuer, besonders das Essen, aber auch die Übernachtungen. Geneviève mußte mir unbedingt helfen, denn allein würde ich in der Stadt nicht Fuß fassen können.

Entmutigt fuhr ich am Spätnachmittag des dritten Tags in die Straße, wo Geneviève wohnte, mit der Absicht, mich so lange in der Umgebung aufzuhalten, bis ich Geneviève zu sehen bekam.

Nach zwei Stunden des Wartens hatte ich Glück. Schon von weitem erkannte ich Geneviève mit dem Gipsbein in Begleitung von Marie-Thérèse und noch zwei Jungen. Unschlüssig fuhr ich bis auf etwa fünfzig Meter hinter sie heran und blieb stehen. Mir wurde ganz unheimlich zumute. Nicht wegen Marie-Thérèse, sondern wegen der beiden Jungen! Der größere von ihnen stützte Geneviève – es war nicht ihr Bruder Gérard, da er noch größer war. Der andere hatte seinen Arm über die Schulter von Marie-Thérèse gelegt. Ich konnte mir gut vorstellen, warum sich Marie-Thérèse in Lesboeufs gelangweilt hatte, denn ohne Zweifel war der Junge ihr „Beau“. Aber Geneviève!

Ich hatte schon oft dran gedacht, daß Geneviève einen Beau haben könnte, diesen Gedanken jedoch immer wieder unterdrückt. Auch ihre Mutter in Lesboeufs muß es gewußt haben, fiel mir ein, sonst hätte sie Geneviève nicht jeden Abend spazierengehen lassen.

Sie blieben auf dem Gehsteig stehen und lachten. Dabei neigte sich Genevièves Begleiter zu ihr und küßte sie ...

Ich starrte einen Augenblick entgeistert zu ihr hin. Ich werde diesen Moment nie in meinem Leben vergessen. Den Schmerz, der mir in die Brust schnitt. Denn an dem Kuß, und wie sie glücklich dabei lachte, erkannte ich, daß ich in ihrem Leben überflüssig war.

Der Schmerz betäubte mich, lähmte mich. Dann riß ich mit einem Ruck mein Fahrrad herum und trat wie von Sinnen in die Pedale. Ich achtete weder auf die Ampeln noch auf den Verkehr, fuhr wie ein Wahnsinniger von Straße zu Straße, ohne Richtung und Ziel. Es war mir gleichgültig, ob mich ein Wagen erfaßte. Die den spärlichen Nachkriegsverkehr steuernden Flics piffen auf ihren Trillerpfeifen hinter mir her. Ich stieg in meiner Verzweiflung nur noch kräftiger in die Pedale, immer von dem Bild verfolgt, wie Geneviève sich von ihrem elegant gekleideten Beau küssen läßt. Ich war in Schweiß gebadet, als die Lichter von Paris spärlicher werden. Fuhr ziellos in die Nacht hinein. Immer weiter von Paris in die Nacht hinein!

Gegen Morgen war ich völlig erschöpft, fuhr trotzdem mit letzter Kraft weiter – bis ich zusammenbrechen würde! Schließlich gehorchten die Beine nicht mehr. Ich konnte sie nicht mehr bewegen, fuhr in den Straßengraben und ließ mich dort hinfallen. Ich konnte nicht schlafen – und nicht ablassen, an Geneviève zu denken. Ich zog ihr Bild aus der Tasche und wollte es zerreißen. Hatte jedoch nicht den Mut und steckte es zurück in die Tasche. Fast eine Stunde lag ich im Straßengraben und hetzte meinen Gedanken hinterher. Ich dachte an Michou. Auch sie war für mich verloren.

Dann war ich mit einem Sprung auf den Beinen und schaute mich um. Ich wußte nicht, wohin meine Amokfahrt mich geführt hatte. Was hinderte mich jetzt noch, nach Jugoslawien zu fahren? Nichts. Zwar hatte ich nicht genügend Geld für die Verpflegung. Aber in der Schweiz würde ich zu essen bekommen, dort hatte es keinen Krieg gegeben, und in Italien würde ich Kartoffeln auf den Feldern finden, die ich am Feuer braten könnte.

Ich beschloß, weiter bis zur nächsten Stadt zu fahren und mich an der Karte im Hauptbahnhof zu orientieren.

75. Frankreich – Jugoslawien.

Als ich im Hauptbahnhof von Charleville vor der Karte stand, sah ich, daß ich nicht weit von der belgischen Grenze entfernt war. Ich steckte meine nächsten Ziele bis zur Schweizer Grenze ab: Verdun – Toul – Epinal – Belfort – Delle.

Kurz vor Delle hatte ich eine Panne. Nachdem ich den Schlauch geflickt hatte, war ich überzeugt, daß die Reifen nicht bis Jugoslawien aushalten würden. In Delle gab ich mein letztes Geld für Verpflegung und Flickzeug aus.

Ich wartete in einiger Entfernung von dem offenen Schlagbaum auf eine Gelegenheit, um über die Grenze zu fahren. Ich hatte Glück. Zur Mittagszeit zogen sich die Grenzbeamten sowohl auf französischer als auch auf Schweizer Seite ins Zollhaus zurück. Ich bestieg mein Fahrrad und fuhr mit hohem Zahn an den Franzosen vorbei, dann auf der geraden Hauptstraße auch an dem Schweizer Kontrollhaus. Auf der französischen Seite merkte niemand etwas; nicht so bei den Schweizern – sie stürzten gleich heraus und riefen mir nach. Ich fuhr noch schneller! Aber die Schweizer hatten ein Motorrad bereitstehen und holten mich bald ein. Nach Ausweis und Reisepaß gefragt, zeigte ich meinen provisorischen Ausweis und gab an, ich wolle nach Porrentruy fahren. Die Schweizer wiesen mich jedoch zurück, weil ich weder Reisepaß noch Visum hatte. Ich wurde auch auf der Rückfahrt von den Franzosen nicht bemerkt.

Ich fuhr zurück nach Delle, bog ab nach rechts und radelte auf ein Waldstück zu, das ein paar hundert Meter abseits der Zollkontrollen lag. Auf französischer Seite endete der Wald genau an der Schweizer Grenze, die durch einen hohen Maschendrahtzaun gesperrt und von einer roten Tafel mit einem weißen Kreuz gekennzeichnet war. Ich brauchte mein Fahrrad nicht einmal über den Drahtzaun zu heben, denn der Weg durch den Wald führte direkt zu einem mannshohen Loch im Zaun, durch das ich das Rad bugsieren konnte. Auf der Schweizer Seite fuhr ich über eine Wiese an einem Bauernhaus vorbei. Die Leute schauten mir nach, aber ließen mich weiterfahren.

Ich mied die Hauptstraße, bis ich weit genug von der Grenze weg war, und fuhr weiter auf schlechten Landstraßen – bergauf und bergab. Ich war noch nicht aus den Bergen heraus, als am Spätnachmittag der hintere Reifen platzte. Mit meinem Flickzeug konnte ich den Reifen nicht reparieren und mußte das Rad mit der Hand schieben. Es war schon Abend, als ich das erste Dorf nach den Bergen erreichte. Ich suchte das einzige Gasthaus auf und bat um ein Stück Brot.

Der Wirt schaute sich mein Fahrrad an und fragte: „Wo kommst du her?“

Ich sagte: „Ich komme aus Frankreich und bin unterwegs nach Jugoslawien.“

Er schaute mich einen Augenblick ungläubig an, dann erzählte er es den anwesenden Bauern, die mich gleich umringten. Ich gab ihnen gern über alles Auskunft, so daß die Bauern sich schließlich darüber stritten, wer mich zu sich aufnehmen dürfe. Nachdem sie sich einig geworden waren, führte mich ein junger Bauer zu seinem Hof, vor dessen Garten an der Straßengabelung ein Kalvarienkreuz stand.

Ich wurde aufgenommen wie ein Gast. Gefragt, ob ich bei der Kartoffelernte mithelfen möchte, war ich gleich bei der Sache und blieb weitere zwei Tage. Dabei erfuhr ich, daß ein Deutscher schon zweimal aus französischer Kriegsgefangenschaft ausgebrochen und auf dem Bauernhof aufgetaucht war. Das letzte Mal hatte er erzählt, daß, wenn er wieder erwischt und nach Frankreich ausgeliefert würde, man ihn erschießen werde.

Der Bauer und seine Familie versuchten mich zu überreden, bei ihnen zu bleiben – ich würde es gut haben und gut verdienen. Ich wollte jedoch nicht.

„Ich muß nach Jugoslawien!“

Mit reparierten Reifen, Proviant für unterwegs, 20 Schweizer Francs und der Adresse des Bauern fuhr ich Richtung Bern, mit dem Versprechen, daß ich schreiben werde. Beim Abschied hatte mir der Bauer noch gesagt, daß ich jederzeit zu ihm zurückkommen könne. In der gebirgigen Schweiz konnte ich mit den Landkarten in den Bahnhöfen wenig anfangen. Da ich 20 Francs hatte, kaufte ich mir in Bern eine Touristen-Karte für die ganze Schweiz. An einem Morgen erreichte ich Meiringen und wollte von dort aus über den Grimsel-Paß nach Italien gelangen. Einige Leute schauten mir nach. Ich hatte keine Ahnung, daß der Paß schon gesperrt war und arbeitete mich auf der Serpentinstraße immer höher in die Berge hinauf. Aus dem Glatteis auf der Straße wurde Schnee. Und dies Ende September?

Der Schnee sammelte sich unter dem Schutzblech und blockierte die Bremsen, so daß ich alle Augenblicke absteigen mußte. Ich versuchte das Fahrrad zu schieben – und war gezwungen, als auch das nicht mehr ging, das Rad samt Gepäck auf meiner Schulter zu tragen. Erschöpft und in Schweiß gebadet erreichte ich am späten Nachmittag ein Elektrizitätswerk, wo ich mich eine Weile ausruhte.

Ich sah ein, daß ich es auf diesem Weg nie schaffen würde.

Nun mußte ich das Rad auch noch zurücktragen, bis ich aus dem Schnee wieder herauskam. Am Rand der scharfen Serpentin gähnten die tiefen Schluchten, doch trotz Glatteis fuhr ich in gefährlichem Tempo bergab – es war mir gleichgültig, ob ich ausrutschte und in die Tiefe

stürzte. Manchmal war ich sogar in Versuchung, über den Rand zu fahren. Aber das wäre kein so schöner Tod wie mit einem Flugzeug.

Als ich gegen Abend Meiringen wieder erreichte, war bereits eine Rettungsmannschaft im Aufbruch. Ich wurde angehalten und beschimpft. Da sie deutsch sprachen, verstand ich kein Wort. Schließlich ließen sie mich weiterfahren.

Völlig erschöpft suchte ich nach einer Übernachtungsmöglichkeit. Draußen war es furchtbar kalt. Ich klopfte bei einem Bauern an, der mir nichts zu essen gab und mich auf Stroh im Kuhstall schlafen ließ.

Von Meiringen aus fuhr ich nach Luzern. Da ich noch einige Francs hatte, kaufte ich mir Weintrauben. Mit einer Hand die Lenkstange und mit der andern die Trauben haltend, radelte ich durch die Stadt. Plötzlich fuhr ein Herr in Zivil mit seinem Rad von hinten an mich heran und fragte mich etwas auf Deutsch. Weil er merkte, daß ich ihn nicht verstand, wiederholte er die Frage auf Französisch: „Wohin fährst du?“

Ich ahnungslos: „Nach Jugoslawien!“

Der Herr: „Das ist noch sehr weit weg, mein Junge. Du bist schon jetzt so müde, daß du mir aufgefallen bist. Ich bin von der Kriminalpolizei, steig ab.“

Ich stieg zwar ab, wollte jedoch nicht mitgehen. Erst als der Kriminaler versprach, mir helfen zu wollen, folgte ich ihm.

Ein Arzt untersuchte mich, dem ich nochmals erklärte, unterwegs nach Jugoslawien zu sein. Anschließend folgte ein kurzes Verhör. Dann bekam ich zu essen und ein Bett.

Am nächsten Tag wurde mir mitgeteilt, Bern habe Weisung gegeben, mich zurück nach Frankreich zu schicken. Ich weigerte mich entschieden und gab an, in einer Familienangelegenheit nach Černelavci zu müssen, wobei ich mich auf meine provisorische Kennkarte bezog, die mich als jugoslawischen Staatsangehörigen auswies. Wieder kamen die Fernschreiber zwischen Luzern und Bern in Tätigkeit. Es erging die Weisung, ich solle an die italienische Grenze gefahren werden, da ich schon die halbe Schweiz durchfahren hatte. Danach gab es eine heftige Auseinandersetzung mit den Polizisten, die mir weder die Landkarte, die ich in Bern gekauft hatte, noch die Adresse des freundlichen Bauern zurückgeben wollten.

In Begleitung eines Kriminalers fuhr ich in einem Zugabteil 2. Klasse zur italienischen Grenze. Der Mann versuchte die italienischen Carabinieri dazu zu überreden, mich einreisen zu lassen. Vergeblich. Hierauf erhielt er Anweisung, mich über die Grenze nach Österreich zu bringen. Also ging es wieder zurück. In Luzern aß ich ihm in einem Restaurant – er bezahlte die Rechnung. Dann führte er mich zu einem Autobus, sprach lange mit dem Busfahrer und verabschiedete sich von mir.

Als ich ausstieg, wartete bereits ein Büttel auf mich, der mich zum Bürgermeister des Dorfes führte. Der ließ mich ohne Federlesens in eine leere Scheune sperren. Es wurde Nacht und ich wartete umsonst auf etwas Essbares oder eine Decke. Der eisige Wind pfiff durch die Bretter. Gegen Morgen machte ich meinem Unmut Luft und fing an zu schreien.

Nachdem die Dörler mich gehört hatten, kam es zu lautstarken Auseinandersetzungen vor der Scheune. Gleich darauf eilten der Bürgermeister und der Amtsdienner herbei. Weil der Bürgermeister nicht Französisch verstand, schimpfte er auf Deutsch, während ich ihm meine Meinung auf Französisch sagte. Endlich kam eine Frau und brachte mir, was ich haben wollte.

Man rief einen Polizisten aus der nächsten kleinen Stadt [St. Gallen?], der mich aus der Scheune befreite und mir auf Französisch erklärte, daß ich mit meinem Fahrrad nicht über die Grenze könne. Ich müsse es verkaufen. Ich protestierte. Wie sollte ich ohne Rad weiterkommen?

Der Polizist sagte, man wolle mich nachts über die Grenze schleusen, doch das sei mit Fahrrad nicht möglich. Als nächstes trommelte der Büttel die Leute vom Dorf zusammen. Ich verstand nicht, was er ihnen erzählte, bevor es zur Versteigerung kam. Doch der Städter lächelte, als er mir die Angebote übersetzte – von 20 Schweizer Franken kletterten sie auf über 80 Franken, obwohl von dem Fahrrad nur noch die elektrische Anlage einen Wert hatte. Ich begriff erst nach der Versteigerung, daß es den Leuten nicht um den Wert des Fahrrads gegangen war, sondern darum, mir für meine weitere Reise zu helfen.

Der Polizist nahm mich mit in die Stadt. Er empfahl mir, zu kaufen, was ich gern hätte, und das restliche Geld für Zigaretten auszugeben, weil ich in Österreich mit Zigaretten alles kaufen könne, mit Geld jedoch nicht. Er führte mich in ein Uhrengeschäft, wo ich mir für 60 Franken eine gute Schweizer Uhr kaufte, vom Restgeld Zigaretten.

Von dem Städtchen aus wurde ich an die Grenze gefahren. Die Schweizer Grenzstation befand sich kurz vor der Brücke über den Rhein. Daneben gab es ein Gasthaus.

Im österreichischen Zollhaus hinter der Brücke waren französische Gebirgsjäger stationiert. Nach Anbruch der Nacht kamen die Franzosen über die Brücke, um in der Schweizer Gaststätte einzukehren. Darauf hatten Schweizer Polizisten gewartet. Sie verabschiedeten sich von mir und sagten, ich solle zusehen, mit den *Chasseurs alpins* nach Österreich zu kommen. Ich ging in die Gaststätte an den Tisch der Gebirgsjäger, grüßte sie und bot jedem eine Schweizer Zigarette an. Dann erzählte ich, woher ich kam und daß ich nach Österreich wolle, um nach Jugoslawien weiterzuziehen. Sie waren mir sofort behilflich und trugen sogar mein kleines Gepäck über die Brücke.

In dem früheren Zollhaus brauchte ich nicht lange zu warten. Ein Militärfahrzeug fuhr mich in die nächste österreichische Stadt [Bregenz], wo man mich in einer Gaststätte unterbrachte und sich von mir verabschiedete. Ich hatte nicht verstanden, was die Grenzjäger dem Gastwirt gesagt hatten – jedenfalls servierte er mir ein gutes Abendessen und führte mich in ein komfortables Zimmer. Als ich am nächsten Morgen mit dem Daumen den Zeigefinger rieb, um zu bezahlen, wollte er nichts haben. Ich fragte mich, ob meine Begleiter schon alles beglichen hatten. Dem Wirt bot ich Zigaretten an, wovon er nur eine nahm.

Nun wollte ich nach Innsbruck, doch in der kleinen Stadt fuhren weder Eisenbahn noch Autobus. Für den Bus gab es einen Ersatz – einen LKW, der nicht mit Benzin, sondern mit einem Gas-Generator betrieben wurde. Dieser offene LKW war schon voller Leute. Ich bot dem Fahrer Zigaretten und bekam sofort einen Platz vorne in der Kabine. Der Schweizer Polizist hatte recht gehabt.

In der nächsten Stadt sollte es mit dem Zug nach Innsbruck weitergehen. Vor meiner Abfahrt wollte ich in einer Bäckerei Brot kaufen. Die Verkäuferin weigerte sich jedoch, mir Brot ohne Marken zu verkaufen. Auf der Straße wurde ich von einer alten Frau eingeholt, die mir Brotmarken anbot. Ich verstand nicht, was sie zu mir sagte, aber erriet aus ihren Gebärden, daß sie mir die Marken schenken wollte. Mein Geld wies sie zurück. Ich schaute der Alten nach, als sie weiterging – sie war ganz in Schwarz gekleidet. Vielleicht hat sie einen Sohn im Krieg verloren, dachte ich.

In Innsbruck kam ich wieder mit französischen Soldaten zusammen, die mich zu einem großen Hotel brachten. Der Hotelbesitzer war Nazi gewesen, weshalb jetzt die französischen Besatzer dort einquartiert waren. Die Bedienung servierte Essen und Getränke, ohne daß ich dafür bezahlen mußte. Auch die Übernachtung war umsonst.

Die Franzosen waren gute Kameraden – überall, wo ich mit ihnen zusammenkam, halfen sie mir und wollten kein Geld dafür haben. Sie bezahlten mir gut für die Schweizer Zigaretten, so daß ich die Taschen bald voller Schillinge hatte. Die restlichen Zigaretten hob ich für Jugoslawien auf.

Als ich im Hauptbahnhof eine Fahrkarte nach Graz kaufen wollte, verlangte die Frau am Schalter meinen Paß. Ich zeigte ihr den provisorischen Ausweis, worauf ich anstandslos ein Billet bekam.

Ich hatte jedoch nicht mit den Zonengrenzen in Österreich gerechnet. In Kitzbühel, an der Grenze zwischen der französischen und amerikanischen Besatzungszone, wurde der Zug angehalten. Die *Chasseurs alpins* kontrollierten die Fahrgäste und fragten nach Ausweis und Einreisegenehmigung in die amerikanische Zone. Ich war nicht der einzige, der keine solche Genehmigung hatte. Zu meinem Ärger ließen mich die Grenzjäger nicht weiterfahren.

Sie meinten es jedoch gut mit mir: „Sei vernünftig, Junge. Wir lassen dich fahren, wohin du willst. Aber die Amerikaner drüben nicht. Die schicken dich wieder zurück und du verlierst nur Zeit. Du kannst bei uns übernachten und fährst morgen zurück nach Innsbruck, wo du eine Reisegenehmigung bekommst. Dann lassen die *Ricains* dich in Frieden“.

Zwischen den französischen und amerikanischen Soldaten hatte nie ein gutes Einvernehmen bestanden, wie mir noch aus Bapaume in Erinnerung war.

Als ich aus dem Zug stieg, war bereits Sperrstunde. Gerade trug man einen Mann herbei, der auf die Rufe eines Wachpostens nicht stehen geblieben war – seine Lunge war durchgeschossen. Die Familienangehörigen wurden herbeigeholt und es stellte sich heraus, daß der Österreicher taub war, deshalb hatte er die „Halt“ Rufe nicht gehört.

Vom zuständigen Offizier in Innsbruck erhielt ich eine Reisegenehmigung nach Salzburg. Der Offizier erklärte mir, daß ich über Salzburg fahren müsse, weil sich dort ein jugoslawisches Konsulat befände. Von dort aus käme ich direkt nach Jugoslawien.

Das jugoslawische Konsulat in Salzburg wies mich in ein Lager ein, wo ich drei Wochen auf einen Transport nach Jugoslawien warten mußte. Das Lager versammelte Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter – aber auch Soldaten, die auf Seiten der Deutschen gekämpft hatten. In geschlossenen Transporten ging es von da nach Jugoslawien.

Mit einem solchen Transport kam ich nach Jugoslawien.

Im ersten Bahnhof nach der österreichisch-jugoslawischen Grenze blieb der Transport stehen. Auf dem großen mit Grünzeug und Willkommensparolen geschmückten Platz spielte eine Militärkapelle. Die Heimkehrer wurden mit warmem Essen empfangen. Anschließend wurde das Gepäck gefilzt und von Stiefeln und Bekleidung der deutschen Wehrmacht entrümpelt. Die Weiterfahrt führte in ein Lager, wo die Heimkehrer vernommen wurden. Da ich nicht zu ihnen gehörte, bekam ich eine Reisegenehmigung nach Ljubljana und fuhr alleine weiter.

75. Jugoslawien. [1946]

In Ljubljana (Laibach), der Hauptstadt Sloweniens, bekam ich die Genehmigung für die Weiterfahrt nach Murska-Sobota (Olsnitz) ausgefertigt. Da beim deutschen Rückzug alle Brücken über die Mur zerstört worden waren, mußte ich in einem Dorf vor der Mur aussteigen und zusehen, wie ich die restlichen Kilometer zu Fuß weiterkam. Mit den wenigen serbokroatischen und slowenischen Worten, die ich inzwischen aufgeschnappt hatte, konnte ich mir kaum helfen. Glücklicherweise hatten die meisten Mitreisenden dasselbe Ziel wie ich – Murska-Sobota.

Ich zeigte den Leuten meine Reisegenehmigung. Es fand sich ein Mann, der mir die Hand schüttelte, auf mich einredete und mir bedeutete, ihm zu folgen. Mein neuer Begleiter führte mich nicht auf dem Weg, den die meisten Mitreisenden einschlugen.

Jetzt, da ich fast am Ziel meiner Reise angelangt war, kam eine neue Sorge in mir auf: was, wenn Tante Kristina tatsächlich die Mutter meiner Erinnerung wäre? Dann hätte ich niemals eine eigene Mutter gehabt, denn ich weigerte mich, Paula Pécić meine Mutter zu nennen. Ich

wäre immer nur ein Stiefkind gewesen. In den fünf Jahren, die ich nach meiner Mutter suchte, wäre ich einer Täuschung nachgegangen. Ich würde ich den Halt meines Lebens verlieren. Der Novemberregen hatte die Mur steigen lassen und die primitive Fähre brachte uns nur mit Mühe über die reißende Strömung des Flusses. Am späten Abend erreichten wir das Dorf *Bakovci* – seinen Namen erfuhr ich aber erst später. Es ist zwei Kilometer vor der Stadt Murska-Sobota gelegen.

Mein Begleiter führte mich zu einem Bauernhof. Und als wir nach dem Anklopfen eintraten, sagte er zu der Familie etwas, wovon ich nur „Pécic“ und „Francija“ – Frankreich – verstand. Die etwa zehn Personen, die sich in der großen Küche aufhielten, starrten mich sprachlos an. Dann kam die Bäuerin auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte etwas zu mir. Ich hörte sie den Namen „Deneš“ aussprechen und erwiderte, um nicht stumm zu bleiben: „Bonsoir, Madame“.

Die Bäuerin sah mich einen Augenblick fassungslos an, dann ließ sie mein Gepäck wegtragen und forderte mich auf, am Tisch Platz zu nehmen. Es wurde Wein aus dem Keller geholt, und während die Männer mit mir anstießen, bereiteten die Frauen das Abendessen. Von der Unterhaltung verstand ich nichts, war jedoch erleichtert, weil die Bäuerin keine Ähnlichkeit mit der Mutter meiner Erinnerung hatte.

Nach dem Abendessen konnte ich mich in einem Raum hinter der Küche waschen. Anschließend wurde ich in ein Schlafzimmer geführt, das für ein Bauernhaus besonders komfortabel eingerichtet war. Man bedeutete mir, ich könne mich auf eines der drei Betten zur Nachtruhe legen.

Umsonst hatte ich gehofft, man werde am nächsten Tag jemanden holen, der Französisch versteht. Nun wollte ich mir die Dorfkirche ansehen. Als ich mich anschickte, den Bauernhof zu verlassen, begleitete mich ein Sohn des Bauern. Er sagte, er hieße Lujzek (Alois). Im Dorf gab es nur eine kleine Kapelle, deren Madonna mit Kind nicht der Statue der heiligen Jungfrau meiner Erinnerung entsprach.

Von der Kapelle führt mich Alois zu dem Hof der Familie Rantaš, die mich herzlich empfing und über Mittag zu sich einlud. Es waren der Bauer, die Bäuerin, zwei Töchter und ein Sohn. Auf dem Rückweg wollte ich den Familiennamen von Alois wissen. Er lautete Vohar.

Ich fragte ihn, ob er Tante Kristina kenne: „Vous connaissez ma tante Kristina Martinec?“ Da ich „Tante“ gesagt hatte, antwortete Alois auf Deutsch, was mich wunderte. Ich hatte noch keine Ahnung, daß das Wort „Tante“ auf Französisch und Deutsch gleich ist.

Schon am Morgen des zweiten Tages kam ein Milizsoldat auf dem Fahrrad angefahren und holte mich ab. (Die Miliz übt in Jugoslawien die Funktion der Polizei aus.) Wir gingen zu Fuß nach Murska-Sobota, wo ich vernommen werden sollte.

Die Vernehmung fand in einem von einem Park umgebenen Schloß statt, in dem sich die Miliz eingerichtet hatte. Von den Tito-Leuten verstand keiner französisch. Als sie mich nach meinen Papieren fragten, zeigte ich ihnen den Schein mit der Fahrgenehmigung nach Murska-Sobota. Meinen provisorischen Ausweis behielt ich für mich, weil ich damit wieder zurück nach Frankreich fahren wollte.

Ich mußte lange warten, bis eine Dolmetscherin aufgetrieben werden konnte. Es war eine Lehrerin, die ziemlich gut französisch sprach. Als meinen Beruf gab ich Mechaniker an. Gefragt, warum ich nach Jugoslawien gekommen sei, nannte ich als Grund eine „persönliche Familienangelegenheit“. Das sollte ich näher erklären. Ich sagte, daß ich meinen Geburtsort und meine Verwandten besuchen wollte, um anschließend wieder zurück nach Frankreich zu fahren. Dann sollte ich über das Leben in Frankreich und über den Verlauf des Kriegs dort berichten. Doch die Lehrerin mußte zurück in die Schule. Sie schaute auf ihre Armbanduhr und erhob sich. Vergeblich suchte der Chef der Miliz sie zu überreden, sich wieder

hinzusetzen. Sie schaute mich an und fragte, ob ich Geld und Marken für ein Mittagessen hätte. Verlegen schüttelte ich den Kopf: „Ich war zwei Monate unterwegs und habe mein ganzes Geld verbraucht. In der Schweiz mußte ich mein Fahrrad verkaufen, weil ich sonst nicht über die Grenze gedurft hätte.“

Die Lehrerin übersetzte es dem Chef der Miliz und ich durfte mit ihr gehen. Unterwegs sagte sie zu mir: „Du darfst nicht sagen, daß du nur zu Besuch gekommen bist und wieder nach Frankreich zurückfahren willst, sonst wirst du verdächtigt und überwacht. Ich habe verdolmetscht, daß du zurück in deine Heimat gekommen bist und hier arbeiten willst. Du darfst auch nicht erzählen, daß die Arbeiter in Frankreich gut verdienen und wie das Leben dort wirklich ist, sonst bekommst du Schwierigkeiten. Ich habe kurz vor dem Krieg ein Jahr in Paris studiert, weil ich Französisch-Lehrerin werden wollte. Jetzt unterrichte ich eine normale Klasse. Warum bist du allein hierher gekommen? Mir kannst du die Wahrheit sagen, damit ich dir besser helfen kann.“

„Ich wollte tatsächlich nur meinen Geburtsort wiedersehen und die Verwandten besuchen, um dann wieder nach Frankreich zurückzufahren, Madame.“

„Mademoiselle Marie! Ich bin noch ledig und lebe zur Zeit allein mit meiner Mutter. Wenn es wahr ist, was du sagst, warum bist du nicht zu deinem Geburtsort Černelavci gegangen, sondern nach Bakovci zur Familie Vohar, deren drei Söhne bei der deutschen SS waren, wie ich soeben erfahren habe?“

Ich starrte sie fassungslos an: „Nachdem ich aus dem Zug gestiegen war, zeigte ich einem Herrn meine Reisegenehmigung und er hat mich dort hingeführt. Ich glaubte, das Dorf sei Černelavci.“

Die Lehrerin, ungläubig: „Aber du müßtest deinen Geburtsort doch wiedererkennen! Wie ich hörte, sollst du 1937 nach Frankreich gegangen sein. Wie ist es möglich, daß du deine Muttersprache vergessen hast? Nach deinem Akzent bin ich überzeugt, daß deine Muttersprache französisch ist! Du kannst nicht mal deinen Geburtsort richtig auf Slowenisch aussprechen. Du wirst nach meinem Unterricht noch darüber vernommen werden. Denk dir eine plausible Erklärung aus, sonst wird man dich der Spionage verdächtigen.“

Mir wurde die Sache unheimlich. Ich zog meinen provisorischen Ausweis mit Bild aus der Tasche und zeigte ihn ihr. Doch da waren wir schon bei der Schule angelangt, wo die Lehrerin im ersten Stock mit ihrer Mutter wohnte. Nachdem die Lehrerin mich ihr vorgestellt hatte, deckte die Mutter den Tisch für uns drei.

Jetzt erzählte ich der Lehrerin von meinen Erkrankungen und ihren Folgen, dann auch von der Suche nach meiner Mutter, die mich schließlich nach Jugoslawien führte.

Die Lehrerin übersetzte alles für ihre Mutter. Dann wandte sie sich an mich: „Deinen provisorischen Ausweis behalte ich, bis du wieder nach Frankreich zurückkehrst, denn es ist möglich, daß sie dich durchsuchen werden. Ich habe noch französische Bücher, die du lesen kannst, bis ich mit dem Unterricht fertig bin. Ich werde mir ausdenken, was du bei der weiteren Vernehmung zu sagen haben wirst. Ich werde dir helfen, damit alles gut ausgeht. Übermorgen ist Sonntag, dann erkundige ich mich in Černelavci nach deinen Verwandten, damit du von Bakovci fortkommst. Černelavci ist kaum einen Kilometer von hier. Vielleicht kann ich auch eine Mechanikerstelle für dich in Murska-Sobota finden. Also bis dann!“

Ich schaute ihr nach, wie sie sich leichtfüßig entfernte – eine zierliche Frau, schwarzhaarig mit einem sehr gepflegten Äußeren. Sie war nicht besonders schön – doch keinesfalls hässlich. Ihr Alter konnte ich schwer schätzen, denn mit ihrer graziösen Figur wirkt sie noch ziemlich jung. Auch das schwarze Haar ihrer Mutter zeigte noch keine Spuren von Grau. Die weitere Vernehmung im Schloß von Murska-Sobota nahm eine gute Wende. Ich gab auf alles eine direkte Antwort, die der Milizchef nicht verstand. Umgekehrt verstand ich nicht,

was die Lehrerin verdolmetschte. Das war schade, denn sie brachte den Milizchef oft zum Lachen. Sie lachten gemeinsam, als ich von der „Libération“ mit meinem Bärenlöter erzählte. Einer der Soldaten mußte ein Mausergewehr herbeiholen. Die Patronen wurden aus dem Magazin entfernt, dann mußte ich zeigen, wie mein Bärenlöter gebaut war. Als ich das Schloß kundig herausnahm, staunten sie.

Nach dem Verhör unterhielt sich die Lehrerin noch eine Weile mit dem Milizchef. Dann wurden wir beide mit Händedruck verabschiedet. Sie freute sich, daß alles so gut gegangen war, und sagte mir das auch.

Als wir das Schloß verließen, sah ich im Scheinwerferlicht den fünfzackigen roten Stern über dem Ehrenndenkmal, das Tito den gefallenen Partisanen und Russen hatte errichten lassen. Das Denkmal war beiderseits von einer Kanone flankiert. Als die junge Lehrerin sah, daß ich zum Sowjetstern hinaufschaute, sagte sie: „Zu diesem Denkmal gibt es zwei Geschichten. Die offizielle Geschichte darf jeder laut erzählen. Die wahre Geschichte darf man nicht einmal flüstern! Ich werde sie dir erzählen, wenn wir zu Hause sind, obwohl uns keiner hier versteht. Übrigens, mein Name ist Maria. – Zunächst muß ich dir sagen, daß ich eine Kommunistin bin. Das ist wichtig für meine Stelle als Lehrerin, damit meine Mutter und ich existieren können. Ich habe verdolmetscht, daß du auch ein kleiner Kommunist bist – wie die meisten der Forces Françaises de l’Interieur, mit denen du für die Befreiung gekämpft hast. Was wir wirklich sind, darüber darf man auch nicht flüstern, noch weniger etwas laut sagen. Ich glaube, du verstehst mich, Denis?“

Ja, ich verstand sie und war ihr furchtbar dankbar, wagte jedoch nicht, dies vor dieser so sicher auftretenden Frau zum Ausdruck zu bringen, vor allem da wir noch auf der Straße waren.

Die Mutter der Lehrerin öffnete schon die Tür, als wir erst die Treppe hochkamen. Maria sagte etwas zu ihr und schloß sie in die Arme, um sich herzlich auszulachen. Ich hatte nichts verstanden, aber konnte mir vorstellen, daß sie darüber lachte, wie sie den Milizchef eingewickelt hatte! Da gewann ich vollends Vertrauen zu dieser fröhlichen und anmutigen kleinen Frau.

Ich war neugierig, etwas über die wahre Geschichte des Ehrenndenkmal zu erfahren. Und schon rückte Maria mir einen Stuhl zurecht, damit ich mich zu ihr setzen könne.

„Bis das Abendessen fertig ist, werde ich dir die Geschichte des Denkmals erzählen. Hast du schon einen 'Iwan' gesehen?“

Meine verblüffte Miene brachte sie wieder zum Lachen. Dann erklärte sie: „„Iwan' ist der Russe! Nach dem, was sich hier und in der Umgebung von Murska-Sobota abgespielt hat, wirst du auch keinen mehr zu sehen bekommen. Hast du geographische Kenntnisse von Jugoslawien? Weißt du, wo Murska-Sobota liegt?“

Als ich verneinte, holte Maria eine Landkarte herbei:

„Siehst du diesen Landstrich, der hier oben sowohl an Ungarn als auch an Österreich grenzt und diesseits der Mur liegt, daher auch der Name ‚Preko-Mure‘. Diesen Landstrich hatten sich die Magiaren einverleibt. Deshalb war während des Kriegs die Amtssprache hier ungarisch und die Kinder durften nur in dieser Sprache unterrichtet werden. Wie du gesehen hast, gibt es hier sehr viel Wald, wo viele Partisanen Unterschlupf finden konnten. Noch bevor die Russen kamen, waren die Partisanen schon mit den Ungarn und den Deutschen fertig. Dann kamen die Russen – solche, die in der vordersten Front standen – eine Lawine von der schlimmsten Sorte. Ob sie wußten, daß dieser Teil des Landes noch zu Jugoslawien gehört, ist nicht bekannt. Wir empfangen die Russen als Befreier, während sie einzig und allein hinter den Frauen her waren. Besonders in den Dörfern hier in der Nähe durchsuchten sie jedes Haus nach Frauen und vergewaltigten sie

durch die Bank – in dem nah gelegenen Dorf Krog ganze drei Tage und drei Nächte lang. Von den Vergewaltigungen sind viele Frauen jetzt schwanger. Die genaue Zahl wird geheim gehalten. Viele der Russen betranken sich bis zur Bewußtlosigkeit. Sie schossen in die Weinfässer im Keller und manche ertranken im Wein. Als unsere Partisanen das sahen und sogar selbst angegriffen wurden, gingen sie zum Angriff über und legten die besoffenen Russen wie die Mücken um. Erst nach drei Tagen konnte der Kampf geschlichtet werden. Wegen der vielen Gefallenen wurde hier das große Ehrendenkmal errichtet, das du gesehen hast. Es bauten daran gemeinsam die Russen und die Partisanen.

Danach zogen die Russen ab. – So etwas hat es in Frankreich wohl nicht gegeben?“

Ich: „Nein. Mir ist nur ein Fall der Vergewaltigung bekannt. Zwei deutsche Soldaten haben in einem Dorf in einem abgelegenen Haus Mutter und Tochter vergewaltigt. Der deutsche Oberst hat sie dann an die Wand stellen und erschießen lassen. Sonst weiß ich nur von Erschießungen von jungen Männern auf dem Rückzug der Deutschen und vom Massaker in Oradour-sur-Glane, wo in einem einzigen Dorf alle Leute umgebracht worden sind.“

Maria: „Hier in Slowenien sind weniger Opfer unter der Bevölkerung zu beklagen als weiter im Süden. Dort haben die schwersten Kämpfe stattgefunden. Soviel ich weiß, war dort die deutsche Prinz-Eugen-Division eingesetzt. Lassen wir jetzt dies Thema. – Erzähl mir von deinem Leben in Frankreich, damit ich wieder in die Sprache zurückfinde.“

Beim Erzählen verging die Zeit sehr schnell, besonders einer so netten Zuhörerinnen gegenüber. Nachdem ich zuletzt auch über meine Fahrt nach Paris und den endgültigen Verlust von Geneviève erzählt hatte, war es schon nach Mitternacht.

Maria wandte sich mit einer Frage an ihre Mutter, die zuerst unwillig reagierte. Schließlich gab sie nach und Maria sagte zu mir: „Du kannst um diese Zeit nicht mehr nach Bakovci zurückgehen. Du wirst bei uns übernachten. Ich werde mit meiner Mutter zusammen in einem Zimmer schlafen.“

Ich widersprach: „Die Nacht macht mir nichts aus! Ich habe ja ganze Monate unter freiem Himmel gelebt.“

Maria: „Aber nicht hier in Slowenien! Hier ist es besonders gefährlich, nachts allein und unbewaffnet auf den Landstraßen und durch Wälder zu gehen. Schon viele sind erstochen oder erschossen und beraubt worden. – Ich werde noch schnell mein Bett frisch beziehen.“

Ich protestierte: „Wenn schon, dann machen Sie sich bitte nicht diese Mühe. Mir ist es angenehm, so in dem Bett zu schlafen, wie es ist, Mademoiselle Marie.“

„Dann komm!“ und sie führte mich in ihr Schlafzimmer, wünschte mir eine „Gute Nacht“ und entfernte sich ...

Als ich am Samstag allein durch Murska-Sobota schlenderte, besuchte ich die beiden großen Kirchen der Stadt. Die eine gegenüber dem Ehrendenkmal kam mir unbekannt vor. Es war die evangelische Kirche. Die zweite lag hinter dem Bahnhof – fast am Rand der Stadt in Richtung Bakovci. Dort begegnete ich Alois Vohar, der die ganze Zeit nach mir gesucht hatte. Wir gingen zusammen in die große Kirche. Im ersten Augenblick war ich innerlich erregt, als ich die Statue der heiligen Jungfrau Maria mit gefalteten Händen sah – sie hatte eine Ähnlichkeit mit der meiner Kindheit. Doch als ich die Statue näher betrachtete und mich im Inneren der Kirche umsah, war mir alles fremd.

Mit Alois kehrte ich nach Bakovci zurück. Unterwegs fragte ich ihn nach der Familie Pécić, denn Franco Pécić – der Mann, dessen Namen ich trug – könnte noch Brüder gehabt haben. Um mich verständlich zu machen, zeigte ich in Bakovci auf ein beliebiges Haus und fragte: „Pécić?“

Alois schüttelte den Kopf, führt mich aber zu einem Bauernhof auf der anderen Seite des Fließchens, das sich durch das Dorf zieht. Es war ein großer Hof – vielleicht der größte im

Dorf. Ich wurde dort freundlich empfangen und man tischte Wein auf. Hier bedeutete mir Alois durch Zeichen, daß dies einmal der Hof meines Ziehvaters war.

Als ich wieder bei den Vohars ankam, wartete dort ein Herr auf mich, der genügend französisch sprach, um sich mit mir verständigen zu können. Ich erzählte, daß ich in Frankreich schwer krank war und meine Erinnerung verloren hatte. Dann sagte ich, wie die Lehrerin mir empfohlen hatte, daß ich nach Jugoslawien zurückgekommen sei, um mir eine Arbeit in Murska-Sobota zu suchen.

Jetzt erfuhr ich Näheres über die Angehörigen von Franco Pécic. Er hatte zwei Schwestern in Bakovci – die eine war die Bäuerin Vohar, in deren Haus ich mich aufhielt; die andere die Bäuerin Rantaś, wo ich auch schon gewesen war. Die Vohars hatten sieben Kinder: Joseph, Saša, Alois, Franc, Marika, Angelika und Feliks. Franc galt als vermißt und war wahrscheinlich tot. Joseph und Saša hatten schon vor dem Krieg in Deutschland bei BMW gearbeitet, um sich Häuser bauen zu können. Doch vor Kriegsausbruch mußten beide wieder zurück nach Jugoslawien. Später, als die Deutschen Jugoslawien besetzten, mußten oder wollten Joseph, Alois und Franc zur SS. Joseph verlor an der Front ein Bein und wurde nachhause geschickt. Von Franc wußte man nichts, Alois kehrte nach dem Krieg unverletzt zurück. Saša war mit einem Musikanten verheiratet und hatte schon ihr erstes Kind. Die andere Schwester meines Ziehvaters, Tante Rantaś, hatte einen Sohn, der gerade zum Militär eingezogen worden war, und zwei Töchter.

Als ich sagte, ich wolle jetzt nach Černelavci zu Tante Kristina Martinec, protestierten alle dagegen. Nein, ich dürfe nicht hingehen! Sie waren mit den Verwandten meiner Ziehmutter verfeindet, aus Gründen, die sie mir nicht sagen konnten. Auch als Paula Pécic, geborene Martinec, im Jahr 37 ihren ältesten Sohn Deneś – „mich“ ?? – nach Frankreich holte, hatte sie die Vohars nicht besucht.

Am folgenden Sonntag hatte ich es nicht leicht, ohne Begleitung die Lehrerin Maria aufzusuchen, die mir aufgetragen hatte, sie immer allein und möglichst unauffällig zu besuchen. Erst kurz vor Mittag kam ich bei ihr an und wurde herzlich begrüßt: „Endlich kommst du! Ich habe mich inzwischen bei einem früheren Polizeibeamten, der in Černelavci wohnt und Crtnik heißt, erkundigt und eine recht pikante Geschichte über deine Mutter erfahren. Sie betrifft dich nicht direkt, da du ja nicht ihr wahrer Sohn bist.“

Maria erzählte mir die Geschichte von Paula Martinec und Franco Pécic, sowie des Juden Lukavček, gegen den Crtnik seinerzeit wegen eines Angriffs auf den alten Martinec ermittelt hatte.

„Paula Martinec war als Mädchen schön und schlank. Sie verliebte sich in den Juden Lukavček und wurde von ihm schwanger. Ihr Vater wollte von einer Heirat mit dem Juden jedoch nichts wissen. Als er vom Zustand seiner Tochter erfuhr, verprügelte er sie und verbot ihr, das Haus zu verlassen. Nun suchte der Bauer Martinec einen Mann für seine schwangere Tochter, um die drohende Schande abzuwenden. Er fand Franco Pécic, der in eine andere verliebt war - die schöne Trezika. Deren Eltern hatten von Franco nichts wissen wollen, weshalb Franco seinen Hof versoff. Vor die Hunde gekommen, kam Franco Pécic auf Paula zurück, nicht, weil er sie liebte, sondern um sich zu sanieren. Als Lukavček davon Wind bekam, schoß er auf den alten Martinec, aber traf ihn nicht, weil es dunkel war. Die Hochzeit fand statt. Zusammen kamen eine Braut, die ein Kind von einem anderen erwartete, und ein Bräutigam, der sich von der schönen Trezika losgerissen hatte. Der Ehering war alles, was sie einander schenkten. Doch die Braut trug eine goldene Armbanduhr von Lukavček, der Bräutigam hatte ein silbernes Zigarettenetui von Trezika in der Tasche. Die Hochzeit wurde in einer Gaststätte von Černelavci gefeiert. Während im Saal eine kleine Zigeunerkapelle spielte, die der Bauer Martinec

bestellt hatte, spielte vor der Gaststätte eine große Kapelle, die der Jude Lukavček hatte kommen lassen. – Ein schlechtes Omen für die junge Ehe.

Aus Protest gegen die Einheirat von Franco überwarf sich der Sohn des alten Martinec mit seinem Vater und emigrierte nach Frankreich, wo er Cécile, die Polin, heiratete. Im Herbst 1928 kam Paulas Kind zur Welt, ein Junge, dem man den Namen „Deneš“ gab. Franco erfuhr, daß es das Kind des Lukavček war. Weil er sich vor dem Juden nicht sicher fühlte, wanderte auch er mit seiner jungen Frau nach Frankreich aus, während die Schwiegereltern den kleinen Deneš behielten. Paula ließ ihre goldene Uhr bei ihrer Schwester Kristina zurück, damit der eifersüchtige Franco das Geschenk nicht versoff. In Frankreich konnte Franco Pécić sich an seiner kleinen Frau rächen – sie mußte Schläge einstecken, dazu arbeiten und Kinder gebären.

Lukavček bestach Paulas Schwester Kristina, um Deneš, seinen Jungen, immer sehen zu können – jeden Tag hielt er an der benachbarten Gaststätte mit seinem Autobus. Dann starben die Großeltern von Deneš, so daß Paula Anfang 1937 nach Jugoslawien fuhr, um den Jungen zu holen und gleichzeitig ihr Drittel der Erbschaft – aus dem Erlös von Hof, Ländereien und Wald – einzukassieren. Ursprünglich sollte Deneš alles erben und nach dem Tod der Großeltern Tante Kristina seine Erziehung übernehmen. Aber der Großvater Martinec war plötzlich am Herzschlag gestorben, ohne ein Testament gemacht zu haben, und wenig später folgte ihm auch die Großmutter.

Als der Jude Lukavček im Jahr 37 seine geliebte Paula wiedersah, war er von ihr angewidert, denn sie stand schon wieder kurz vor der Niederkunft. Vergeblich versuchte er sie zu überreden, sie solle Deneš bei ihrer Schwester Kristina lassen, er werde für alles aufkommen. Schließlich sah er keine andere Möglichkeit als Deneš nach Frankreich ziehen zu lassen und Geld für ihn zu überweisen. Weil er Paula wegen ihres verhaßten Mannes keine größere Summe anvertrauen konnte, sollte sie das Geld in kleinen Beträgen von einem jüdischen Kaufmann in Paris erhalten, der es in Arras deponierte. Aber noch bevor Paula Jugoslawien verließ, verunglückte Lukavček an einem Sonntagnachmittag mit dem Auto – er wurde von einem Zug überrollt.

Bis zur deutschen Invasion 1940 überwies der Kaufmann aus Arras den monatlichen Unterhalt für den jungen Deneš, der in Frankreich „Denis Pécić“ hieß. Paula hat in Boyelles noch drei Kinder zur Welt gebracht, die alle drei im Alter unter einem Jahr starben. In der Zeit der deutschen Invasion verschwand Deneš und war nicht mehr aufzufinden. Worauf seine Mutter auch kein Geld mehr überwiesen bekam.“

Nun verstand ich, warum Franco Pécić von Deneš nichts wissen wollte. Er beschimpfte seine Frau als Hure und verprügelte sie, obwohl sie schon wieder vor der Niederkunft stand. Sein erstes eigenes Kind, ein Mädchen, ließ er auf den Namen seiner jugoslawischen Geliebten taufen – Thérèse.

Weil ich ein nachdenkliches Gesicht machte, lachte Maria auf: „Jetzt bist du ein Jude geworden. Der Sohn des Lukavček! – Nein, ist nur ein Witz. Aber einer, den man nicht laut erzählen darf. Die Juden hier sind im Vergleich zu andern Gegenden noch gut davongekommen, weil die Besatzungsmacht ungarisch war, aber jetzt werden sie von den Kommunisten weiter gepiesackt. Anders ist es den Juden in den von Deutschen besetzten Gebieten ergangen. Wie dir vielleicht bekannt ist, haben die Deutschen Millionen von Juden – Kinder, Frauen, Greise und Männer, alle, die sie fangen konnten – ermordet.“

Ich konnte es nicht glauben: „Ich habe davon noch gar nichts gehört! Nur etwas von der Verfolgung und Deportation der Juden durch die Nazis.“

Maria: „Ich auch habe früher nur von der Verfolgung und Deportation gehört. Erst nach dem Krieg ist uns das Ausmaß des Völkermords an Juden bekannt geworden. Es sind noch welche

hier in Murska-Sobota. Ich werde mich erkundigen, um Näheres über Lukavček zu erfahren. Das Gebetshaus der Juden wurde ausgeräumt und demoliert. Die zerschlagenen Fensterscheiben sind noch nicht ersetzt, nur mit Brettern zugenagelt. Doch es steht für die Juden offen.“

Ich äußerte meinen Wunsch, nach Černelavci zu gehen. Nun sprach Maria mit mir auch über Tante Kristina. Sie war mit einem Schneider aus Murska-Sobota verheiratet, der nebenbei den kleinen Hof in Černelavci bewirtschaftete. Außer einer Adoptivtochter hatte sie keine eigenen Kinder. Während des Kriegs führten ihr Mann und sie ein kleines Lebensmittelgeschäft, das man ihnen wegnahm, weil sie mit den Ungarn kollaboriert haben sollen – nur die Landwirtschaft wurde ihnen belassen.

Die Lehrerin begleitete mich nach Černelavci – jedoch nur bis zu dem Haus der Crtniks. Sie lachte, weil ich mir die Zunge abbrach, um diesen Namen auszusprechen (Crtnik = Tschtrnik). Ich fand ohne Mühe Tante Kristinas kleinen Bauernhof von, der der großen Gaststätte Soćić gegenüberlag. Als ich daran vorbeiging, dachte ich an die Hochzeit mit den zwei Musikkapellen – die kleine des unglücklichen Bräutigams drinnen, und die große des verlassenen Lukavček draußen. Da in Černelavci inzwischen bekannt geworden war, daß Deneš Pécic aus Frankreich zurückgekehrt war, wurde ich in Černelavci erwartet. Jedoch sah mich niemand ankommen.

Auf mein Klopfen öffnete eine kleine Frau, die bestimmt keine 156 cm groß war, und umarmte mich sogleich. Dann erst schaute sie mich näher an und war verblüfft, weil ich ihr auf Französisch antwortete.

Ich war erleichtert, denn diese Frau hatte ich nie zuvor gesehen.

Danach schüttelten mir noch ihr Mann und die Adoptivtochter Greta die Hand. Die beiden Töchter der Gaststätte Soćić, die etwas älter als ich waren, wurden herbeigeholt. Da kaum eine Verständigungsmöglichkeit bestand, trank ich mein Glas Wein und rauchte dazu eine Zigarette, während sie sich miteinander unterhielten. Zu wiederholten Malen hörte ich den Namen „Deneš“.

Schließlich wollte ich aufbrechen, damit Maria nicht zu lange auf mich warten müsse, und erhob mich. Tante Kristina versuchte mich zu überreden, zu bleiben. Ich bedeutete ihr, daß ich wiederkommen würde ...

Als ich zusammen mit der Lehrerin bei den Crtniks ankam, wurde ich sogar noch herzlicher empfangen. Meinem Blick entging nicht die jüngste Tochter der Crtniks – eine hellblonde Schönheit.

Anschließend wollte ich die Kirche in Černelavci besuchen. Maria schmunzelte.

„Diesen Gang kannst du dir sparen, Denis. In Černelavci gibt es nämlich keine Kirche! Da der Ort am Rand von Murska-Sobota liegt, geht man in der Stadt zur Messe.“

Maria ließ mich wissen, daß sie in Murska-Sobota kein preiswertes Zimmer für mich gefunden hatte. Doch sie könne mir vielleicht eine Mechanikerstelle vermitteln.

Ich dachte daran, nach Černelavci umzusiedeln. Die Vohars weigerten sich jedoch, mich gehen zu lassen. Nach einer Auseinandersetzung verließ ich sie, ohne Abschied genommen zu haben.

In Černelavci richtete mir Tante Kristina in ihrem Schlafzimmer eine Schlafstelle ein, so daß ich morgens, wenn sie sich mit ihrem Mann liebte, immer Zeuge der akustischen Erotik war. Für Greta wurde abends eine Schlafstelle in der Küche auf einer breiten Bank hergerichtet. Erst jetzt begriff ich, in wie ärmlichen Verhältnissen Tante Kristina und ihr Mann lebten, und beschloß, so bald wie möglich ihr Haus zu verlassen. Vom mageren Erlös der Landwirtschaft konnten sie niemand anderen miternähren. Das Brot wurde zuhause gebacken. Sie besaßen zwei Kühe, die als Zugtiere für die Bestellung des Ackerlands eingesetzt wurden und

gleichzeitig Milch für die Küche lieferten. Zu den zwei Kühen kamen zwei Schweine und ein paar Hühner.

Tante Kristina ging mit mir nach Setovce auf Verwandtenbesuch. Die eine Familie hatte einen großen Bauernhof mit Zugpferden und einem großen Bestand an Vieh. Hier lebte noch eine Tante von Kristina und Paula. Sie war schon uralte, diese alte Großmutter! Die andere Familie lebte in einem kleinen Bauernhof, wo die Kühe auch als Zugtiere dienten. Hier wurde ich besonders herzlich empfangen und konnte mich endlich verständlich machen. Der Bauer hatte vor dem Krieg einige Jahre in Frankreich gearbeitet. Sogar seine Tochter, die noch keine zehn Jahre alt war, sprach ein wenig französisch und konnte mir aus ihrem Lehrbuch vorlesen. Ich las meinerseits ihr vor, was ihr sehr gefiel.

In Černelavci, wie auch schon in Bakovci, wurde ich „Deneš“ genannt.

Als ich Angaben für meine Ausweispapiere machen mußte, gab ich *Pécic / Deneš* (=Denešch) an. Der Beamte hatte jedoch etwas gegen „Deneš“ auszusetzen und schimpfte. Ich korrigierte zu „Denis“. Da schimpfte der Kommunist noch mehr! Er blätterte in einem Namenskalender und erklärte feierlich: „Dyonizij!“

Ich erzählte Maria davon. Sie lachte wieder: „Deneš ist die ungarische Version des Namens Denis beziehungsweise Dyonizij. Ungarisch darf hier nicht mehr gesprochen werden.“

Ich bekam eine beige-farbene Kennkarte und eine rote Mechanikerkarte ausgestellt. Murska-Sobota hatte jedoch keine Industrie und die kleinen Schlossereien, die noch in privater Hand waren, kämpften um ihre Existenz. Das Arbeitsamt vermittelte mir eine Mechanikerstelle bei der Eisenbahn in Borovnica (zwischen Ljubljana und Triest). Maria überredete mich jedoch, Weihnachten und Neujahr noch in Murska-Sobota zu verbringen.

Die Slowenen sind ein sehr gastfreundliches und lebensfrohes Volk. An den langen Winterabenden werden in den Dörfern die Kürbisse entkernt. Dabei helfen sich die Bauern gegenseitig aus. Die Jungen, Mädchen und Erwachsenen finden sich abends bei einem Bauern ein. Sie nehmen alle an langen Tischen nebeneinander Platz und entkernen die weißen Kürbisse. Dabei erzählen die Erwachsenen – meist die Frauen – deftige Geschichten und es wird viel gelacht. Oder die Jungen und Mädchen singen Lieder. Wenn bei einem Bauer alle Kürbisse entkernt sind, wird am letzten Abend ausgiebig gefeiert – wie beim Erntedankfest in Frankreich. Für das festliche Abendessen wird alles aufgeboten! Ein Schwein wird geschlachtet und viel Wein kommt auf den Tisch. Nach dem Essen wird zur Musik getanzt und gesungen. Dann geht es zum nächsten Bauern usw. – Die kleinen Bauern, wie Tante Kristina, können sich das selbstverständlich nicht leisten, sie haben auch nicht so viel Kürbisse. Doch die Jugend ist überall eingeladen, ohne Rücksicht auf den sozialen Stand. Bei den großen Bauern werden auch Entenfedern gezupft, die dann in Kissen und Bettzeug wandern.

Durch den Besuch dieser geselligen Abende fand ich Anschluß an die Jugend meines Alters und an viele Familien. Ich wunderte mich, daß Tante Kristina nie daran teilnahm. Eines Tages fuhren sie und ihr Mann nach Setovce, um bei ihren Verwandten unterzuschlüpfen, und Greta und ich blieben allein auf dem Hof zurück.

Ich suchte Maria auf, die mit mir zu den Crtniks kam. Dort erfuhr ich, daß in der Umgebung Leute verhaftet worden waren, die während des Kriegs mit den Ungarn kollaboriert hatten. Deshalb war Tante Kristina nach Setovce geflüchtet. Nach zwei Tagen kehrte sie mit ihrem Mann wieder nach Černelavci zurück.

Da Maria in Murska-Sobota als Kommunistin galt, stieß sie bei den dortigen Juden auf Mißtrauen und stumme Lippen. Endlich kam sie ins Gespräch mit einer alten Jüdin, die mich zuerst sehen wollte, bevor sie etwas erzählte. Also wurde ich ihr vorgestellt.

Die erste Frage der Alten war, seit wann ich aus Amerika zurück sei? Diese Frage verblüffte sowohl mich als auch die Lehrerin, denn ich kannte Amerika nur von der Landkarte. Die Jüdin wurde wieder mißtrauisch, da als Maria ihr meine Kennkarte zeigte, begann sie zu sprechen. Ich verstand nichts von dem, was sie sagte. Erst später, als wir wieder zurück waren, erzählte Maria mir alles.

Die Jüdin hatte Lukavček von Kind auf gekannt und war auch bei seinem Begräbnis im Jahr 37. Sie wußte alles über das Verhältnis von Lukavček und Paula Martinec – sowie über Deneš.

Schon lange bevor Lukavček auf der Bahnüberführung in Murska-Sobota verunglückte – der Zug überrollte sein Auto, da die Schranken nicht rechtzeitig geschlossen worden waren –, hatte er die Zukunft von Deneš über Vermittlung des reichen Juden Benko gesichert. Nach dem Tod von Lukavček war Benko selbst an Deneš interessiert, weil der Junge als sehr begabt galt. Benko hatte erfahren, daß die von Lukavček mit Deneschs Mutter vereinbarte Unterstützung in Frankreich nicht für den Jungen verwendet wurde. Deshalb versuchte er, mithilfe französischer Freunde den Jungen wieder zurück nach Jugoslawien zu holen. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war das nicht mehr möglich. Es soll jedoch einem jüdischen Kaufmann in Paris gelungen sein, Deneš noch rechtzeitig nach Amerika zu bringen.

Vielleicht wußte Paula Pécić nichts von dieser Transaktion – und war nach Saint-Louis gekommen, weil sie hoffte, ihren vermißten Sohn wiederzufinden. Oder sie hatte es nur auf das Kindergeld abgesehen.

Aber vielleicht war Deneschs Verbringung nach Amerika nur ein Gerücht. In diesem Fall hatte ich als Ersatz für zwei tote Kinder herhalten müssen: Jean-Pierre Plessis und Deneš Pécić.

Nachdem die Lehrerin mir dies alles ausführlich erzählt hatte, fragte ich sie, ob wir nicht auch den Juden Benko aufsuchen könnten.

Maria seufzte: „Du kommst zu spät, Denis. Benko hatte den Krieg überlebt und war noch reicher geworden. Doch vor kurzem ist er einem Anschlag zum Opfer gefallen. Weil er die Stadt nie verließ, wurde nachts an sein Haus geklopft und man rief von der Straße aus seinen Namen. Ahnungslos öffnete er das Fenster, um zu sehen was los sei. Da knallte ein Schuß und er brach tot zusammen. Selbstverständlich werden seine Mörder nie ermittelt werden, denn das ist jetzt die neue Methode der Säuberung!“

Weihnachten und Neujahr verbrachte ich noch in Murska-Sobota. Dann bekam ich einen Freifahrtschein für die Eisenbahn – und fuhr nach Borovnica.

Borovnica ist ein unscheinbares Dorf in einem kleinen Tal zwischen waldigen Höhen. Der das Tal überbrückende Eisenbahnviadukt war im Krieg zerstört worden. Jetzt hatte man provisorische Gleise nach unten verlegt. Es waren aber zwei zusätzliche Lokomotiven erforderlich, um den Zug aus dem Tal wieder in die Höhe zu befördern. Der Viadukt sollte nicht wieder aufgebaut, sondern durch Tunnels ersetzt werden.

Es gab mehrere Baustellen, die jeweils von einem Ingenieur geleitet wurden. Ich kam auf eine solche Baustelle zur Wartung des Maschinenparks. Ich war der einzige Mechaniker dort, da mich meine rote Mechanikerkarte als Fachmann auswies. Der Ingenieur, mit dem ich mich selbstverständlich nicht verständigen konnte, führte mich zum Maschinenhaus, wo die Elektromotoren zur Erzeugung von Preßluft untergebracht waren. Dort befand sich auch ein großer Dieselmotor, der bei Stromausfall zum Einsatz kam – außerdem mehrere Motordraisinen, mit denen das Gestein aus dem Tunnel gefahren wurde.

Der Ingenieur war überzeugt, daß ich ein guter Mechaniker sei, weil ich meine Lehre in Frankreich erhalten hatte. Doch ich wußte nicht mal, wie ich die Motoren anlassen könnte,

geschweige denn, wie ich sie reparieren sollte, wenn einer streikt. Gerade das aber war meine Aufgabe!

Ich hatte jedoch Glück. Denn mir unterstanden drei deutsche Kriegsgefangene, darunter ein Meister! Der merkte bald, daß sein neuer Chef nichts versteht, weder Slowenisch noch etwas von Mechanik und Motoren. Er schwieg jedoch, weil ich ihm lieber war als mein Vorgänger, der ihn immer beschimpft und schikaniert hatte. Damit der Ingenieur nichts erfuhr, zeigte der deutsche Meister mir alle Griffe und Handhabungen. Sobald eine Draisine streikte, ging ich mit dem Deutschen hin und bald lief der Motor wieder. So war es nicht verwunderlich, daß, seit ich die Wartung des Maschinenparks unter mir hatte, alles in bester Ordnung war.

Ich verdiente zwölf Dinar in der Stunde, während der Schwerstarbeiter mit Pressluftbohrer im Tunnel nur acht Dinar in der Stunde bekam.

Der Schmiedemeister und sein Geselle kamen mit der Arbeit nicht nach und mußten bis in die Nacht hinein Überstunden machen. In der Schmiede arbeiteten keine Kriegsgefangenen. Eines Tages rief der Ingenieur mich zu sich. Er schrieb Zahlen auf ein Blatt Papier und fragte, ob ich nicht nach meiner Arbeit auch in der Schmiede helfen möchte. Für jede Überstunde bekäme ich siebzehn Dinar! Ich war einverstanden.

In der Schmiede gab es zwar eine Maschine, mit der die Pressluftbohrer erneuert werden konnten, sie mußte jedoch per Hand betätigt werden, und dazu waren zwei Mann erforderlich. Weitere Geräte gab es nicht, so daß fast jede Arbeit auf uralte Art durchgeführt werden mußten. Dort in der Schmiede befreundete ich mich mit dem Gesellen, der mich zu einem Bauer in Borovnica mitnahm, wo er seine Freizeit verbrachte. Auf diese Weise fand ich Anschluß bei den Leuten im Dorf, die mich – wie auch auf der Baustelle – alle „Francuz“ nannten. So war ich in Borovnica der „Franzose“.

Auf den Baustellen arbeiteten viele deutsche Kriegsgefangene. Sie luden das Gestein von den Sprengungen auf Kipploren, fuhren es aus dem Tunnel und bauten die neue Strecke. Für die schwere Arbeit mit dem Pressluftbohrer oder sonstigem Gerät wurden sie nicht eingesetzt, denn sie arbeiteten ihrer mageren Verpflegung entsprechend sehr langsam. Wie ich erfuhr, waren bereits viele Kriegsgefangene in dem nahegelegenen Lager an Typhus gestorben. In Borovnica wartete eine Überraschung auf mich: Alois Vohar war schon vor mir zur Arbeit auf die Baustelle gekommen und hatte seine Unterkunft in derselben Baracke wie ich. Er verdiente jedoch nur sieben Dinar in der Stunde – allein mit Muskelkraft war auch bei den Kommunisten nicht viel herauszuholen. Da ich inzwischen ein wenig Slowenisch gelernt hatte, erfuhr ich von Alois noch einiges über meinen Ziehvater, der seine Trezika nicht heiraten durfte und sein Erbe versoff.

Im März kehrte Alois zurück nach Bakovci, weil es für ihn in der Landwirtschaft viel zu tun gab.

Das Leben in Borovnica unterschied sich vom Leben in der Nähe von Murska-Sobota. Hier spielten alle Mädchen Mandoline. Ich hörte ihnen gerne zu, wenn sie sonntags in der Gaststätte musizierten – oder abends bei dem Bauern, wo ich meine Freizeit verbrachte.

Einige Wochen nachdem Alois von Borovnica fort war, überredete mich der Schmiedegeselle, mit ihm nach Ljubljana zu fahren – dort würde ich eine bessere Stelle finden. Ich war einverstanden, denn ich konnte in Borovnica nicht mehr viel lernen, außerdem dachte ich bereits an die Rückfahrt nach Frankreich. Deshalb ließ ich mich vom Ingenieur nicht zum Bleiben überreden. Als er dann schimpfte, noch weniger. Ich mußte meine grüne Karte, die mir freie Fahrt auf den Eisenbahnen sicherte, abgeben und die Fahrt nach Ljubljana selbst bezahlen.

Als wir in Ljubljana ankamen, wurde in der Familie des Schmiedegesellen Hochzeit gefeiert – ich war mit eingeladen. Nach dem Fest fuhr ich nach Murska-Sobota, um Maria zu besuchen.

Sie freute sich über die Maßen, und ich verbrachte drei Tage und Nächte bei ihr, bevor ich nach Ljubljana zurückfuhr.

In Ljubljana fand ich eine Mechanikerstelle bei der großen „Auto-Montaža“, Kamniška Ulica 40. Hier verdiente ich jedoch nur 8,50 Dinar in der Stunde. Ich war darüber enttäuscht, aber auch die anderen Mechaniker verdienten nicht mehr. In Borovnica bei der staatlichen Eisenbahn hatte ich den Höchstlohn bekommen, weil die Arbeiten als politisch vordringlich angesehen wurden. Damals spitzte sich gerade der Konflikt um Triest zu – Nacht für Nacht rollten Panzer Richtung Triest.

In der „Auto-Montaža“ wurden in der Hauptsache erbeutete Militärfahrzeuge überholt. Ich arbeitete an der Instandsetzung der Fahrzeugmotoren. Einmal wies mich der Meister an, eine leckgeschlagene Wanne zu reparieren. Ich schaute zu, wie die anderen mit dem großen Elektro-Schweißapparat arbeiteten. Den Generator konnte ich anlaufen lassen, als ich aber die starke Elektrode an das Blech führte, brannte ich ein noch größeres Loch in die Wanne. Doch da es in einer anderen Halle passierte und die Schweißer den Schaden wieder ausbesserten, fiel mein Schnitzer nicht auf.

Ich bekam eine Schlafstelle im „Delavski dom“ zugewiesen, einem früheren Hotel, das nun für Arbeiter aller Schichten ein verbilligtes Essen auf Marken ausgab. Allerdings mußte ich das Zimmer mit einem anderen Mann teilen. Und mittags reichte die Zeit nicht aus, um mit der Straßenbahn zum „Delavski dom“ und zurück zur Auto-Montaža zu fahren.

Inzwischen war es April [1946] geworden. Als ich eines Abends nach der Arbeit ins Zimmer zurückkam, war mein Zimmergenosse verschwunden. Ich öffnete den Schrank – er war leer! Mein Koffer verschwunden! Ich ging zum Hausmeister, der sofort die Miliz verständigte. Ich hatte nur noch Hemd und Hose, mit denen ich zur Arbeit gefahren war, und meine Mechanikerklamotten in der Auto-Montaža. Ein Glück, daß ich ein paar Geldscheine bei mir hatte, sonst wären auch die fortgewesen.

Am Tag darauf wurde ich zur Miliz bestellt – sie hatten den Dieb gefangen, als er von Ljubljana zu seinen Eltern fahren wollte. Dort erlebte ich eine bittere Enttäuschung.

Der junge Mann trug meine Sachen, so die Hose zum Anzug, von dem ich die Jacke hatte. Er war auch geständig. Doch er hatte nur behalten, was er auf dem Leib trug, den Rest verkauft und damit seine Schulden bezahlt. Geld besaß er kaum noch. Ich wollte meine Sachen wieder zurückhaben. Die Miliz erklärte jedoch, sie können den Mann nicht nackt ausziehen. Die Eltern wollten für ihn nicht aufkommen, und ich würde nichts mehr zurückbekommen.

Enttäuscht verließ ich die Miliz und kündigte am nächsten Morgen die Arbeit. In Ljubljana gab es kein französisches Konsulat, nur in Zagreb, der Hauptstadt Kroatiens. Also reiste ich mit dem Zug von Ljubljana nach Zagreb.

Der französische Konsul erklärte, er könne mir nicht helfen, weil mich die jugoslawischen Behörden nicht nach Frankreich zurückfahren lassen würden. Denn meinen Papieren nach sei ich jugoslawischer Staatsangehöriger. Würde ich die Ausreise nach Frankreich beantragen, würde ich mich verdächtig machen und auf Schritt und Tritt überwacht werden. Die Klärung meiner wahren Identität könne sich über Monate oder Jahre hinziehen, falls Jugoslawien diesbezüglich überhaupt mit sich reden ließe. Ich müsse versuchen, illegal über die Grenze nach Österreich zu gelangen. In Klagenfurt, d.h. in der englischen Besatzungszone, befände sich eine französische Offiziers-Mission, die für meine Verbringung nach Frankreich zuständig sei.

Von Zagreb fuhr ich über Ljubljana nach Murska-Sobota. Inzwischen war eine provisorische Brücke über die Mur errichtet worden, so daß der Zug direkt bis Murska-Sobota fuhr.

Maria war sehr traurig darüber, was mir in Ljubljana geschehen war, denn sie hatte damit gerechnet, daß ich noch viel länger in Jugoslawien bliebe. Sie würde mir trotzdem helfen,

über die Grenze nach Österreich zu kommen. Aber wenn ich ständig bei ihr wohnte, würde sie sich verdächtig machen. Ich sollte deshalb wieder nach Černelavci gehen und erst abends zu ihr kommen und bei ihr übernachten. Schon bei meinem letzten Besuch hatte sie nicht mehr im Zimmer ihrer Mutter geschlafen, sondern zusammen mit mir. Sie war die erste erwachsene Frau, mit der ich ein echtes Liebesverhältnis hatte.

In Černelavci erfuhr ich, daß Alois Vohar nach seiner Rückkehr von Borovnica einer der „Säuberungsaktionen“ zum Opfer gefallen war. Man hatte ihn in einem Wald bei Bakovci tot aufgefunden – von Geschossen durchsiebt.

Ich wollte so schnell wie möglich fort. Das Warten ließ mir keine Ruhe. Doch Maria bereute ihren Entschluß, mir über die Grenze zu helfen: „Warum bleibst du nicht in Jugoslawien, Denis? Der Anfang ist dir doch über alle Erwartungen geglückt! Jetzt, da du in deinem Fach so gut vorangekommen bist, könntest du dir ein schönes Leben hier aufbauen. Ich werde dir ersetzen, was du in Ljubljana verloren hast. Überleg es dir!“

Doch ich konnte Frankreich nicht vergessen. Noch weniger meine Mutter – auch wenn ich wenig Hoffnung hatte, sie je zu finden: „Ich kann nicht! Ich muß zurück nach Frankreich, weil ich dort zur Luftwaffe will.“

Maria: „Aber Denis, dafür bist du noch zu jung! Und ausgerechnet zur Luftwaffe! Du könntest abstürzen! Bedenk, wie viele Unfälle es bei der Luftwaffe gibt. Auch mein Verlobter ist im Krieg gefallen. Allerdings nicht in der Luftwaffe, sondern als Partisan. Ich glaubte, du hättest mich lieb genug, um hier bei mir zu bleiben oder nicht allzu weit von hier, und wir könnten oft zusammen sein – wie jetzt. Liebst du mich denn nicht?“

„Doch, aber hier ist alles so anders als in Frankreich. Hier steht man sofort unter Verdacht oder wird umgelegt. In Frankreich bin ich frei.“

Maria: „Ach, du hast Heimweh! Es ist nicht allein die Luftwaffe. Du könntest auch hier zur Luftwaffe gehen. Ich war nur ein Jahr in Paris, trotzdem möchte ich so gerne Frankreich wiedersehen. Ob das je möglich wird, weiß ich nicht. Und das Frankreich, das ich an dir habe, werde ich auch verlieren. Das ist unser Schicksal. Wir gehen einem Traum nach und verlieren dabei das, was wir haben. Glaub mir, Denis, in Frankreich wird alles anders kommen, als du es dir jetzt vorstellst. Deine Hoffnungen sind nur ein sehnsüchtiger Traum, der dich von dem trennt, was du jetzt besitzt. Ich sage dir das aus der Erfahrung meines Lebens. Denk zurück an dein Leben. Nicht deine Hoffnungen haben sich erfüllt, sondern das Leben hat dir unerwartet etwas geschenkt. Nur wenn du daran festhältst, wirst du noch mehr geschenkt bekommen und glücklich sein.“

Ich schaute ihr in die Augen, während sie ihre Hände auf meinen Schultern ruhen ließ, und fragte sie: „Aber Maria, wie war es mit dir als du in Paris warst? Hast du kein Heimweh nach Murska-Sobota und nach deiner Mutter gehabt?“

Maria seufzte: „Eine Weile nicht, dann ging es mir wie dir, deshalb verstehe ich deine Unruhe. Da ich aus meiner Lebenserfahrung spreche und zehn Jahre älter älter bin als du, kannst du von mir erwarten, daß ich der Realität des Lebens in die Augen schaue und als deine Gefährtin die letzten Schritte hier mit dir gehe. Das werde ich tun, damit ich in deiner Erinnerung bleibe, was ich bin – eine Frau, die dich liebt und bereit ist, zu leiden. – Setzen wir den Abschiedstag fest auf den 1. Mai. Dieser Tag wird hier groß gefeiert und die Grenzer werden am Nachmittag schon betrunken sein. Doch jetzt laß uns das alles vergessen und die letzten Tage miteinander glücklich sein.“

Und sie gab sich mir hin, damit ich sie zärtlich umarme und küsse.

Am 30. April nahm ich Abschied von den Verwandten in Setovce, wo ich über Mittag bleiben mußte, weil sie mir ein Brief nach Frankreich mitgeben wollten (an den Bauern, wo sie vor dem Krieg gearbeitet hatten). In Černelavci erwähnte ich mein Vorhaben mit keinem Wort, damit nichts verraten würde. Nur eine Bekannte von Maria, Frau Kateinčič, weihte ich ein, denn sie hatte Verwandte in einem Dorf in der Nähe der jugoslawisch-österreichischen Grenze. Zu ihnen wollten Maria und ich fahren.

Als ich am Morgen des 1. Mai Abschied von Marias Mutter nahm, mußte sie sich die Tränen aus den Augen wischen. Sie war auch um Maria besorgt, weil man immer wieder gehört hatte, daß Flüchtlinge an der Grenze erschossen oder von einer Tretmine zerrissen worden waren.

Andere hatte man gefangengenommen und eingesperrt.

Murska-Sobota war geschmückt, wie ich noch nie zuvor eine Stadt geschmückt gesehen hatte. Da auch Schulkinder an der Festlichkeit teilnahmen, mußte sich Maria unter einem Vorwand vertreten lassen. Sie ging allein voran zum Autobus, ich folgte in weitem Abstand. Es waren erst wenige Leute unterwegs, weil wir den frühesten Bus genommen hatten. Auch auf der Fahrt saßen wir getrennt voneinander. Ich hatte kein Gepäck, aber trug zwei Hemden und doppelte Unterwäsche. Denn nachdem mir in Ljubljana alles gestohlen worden war, hatte ich mir nichts mehr gekauft. Zigaretten wollte ich mir erst im Grenzdorf besorgen. Dort war auch die Endstation des Autobusses.

Als wir aus dem Bus stiegen, kontrollierte ein Milizsoldat die Papiere. Ich legte meinen Ausweis auf die rote Mechanikerkarte und zeigte ihn so dem Soldaten, der mich weitergehen ließ. Wieder lief ich in einigem Abstand hinter Maria her, die, als niemand sie beobachten konnte, sich nach dem Weg erkundigte.

Der Bauernhof von Frau Kateinčičs Verwandten war das letzte Anwesen links und lag auf die jugoslawisch-österreichische Grenze zu. Der Bauer wußte schon Bescheid, und Maria und ich wurden herzlich empfangen und wie einheimische Gäste bewirtet. Es gab mehrere Töchter auf dem Hof, auf deren Stillschweigen man bauen konnte. Der Unterhaltung konnte ich jetzt schon gut folgen – ich brach mir auch nicht mehr die Zunge ab, wenn ich *Crtnik* sagte, denn Maria war mir eine gute Lehrerin gewesen. Jetzt sah sie sehr blaß aus, ihr Blick war traurig und ihre Augen dunkel – sie hatte in den letzten Tagen kaum etwas gegessen.

Auch ich konnte nur wenig essen. Die Stimmung war bedrückt, denn wie ich erfuhr, waren vor kaum acht Tagen zwei Männer, die es schon auf österreichischen Boden geschafft hatten, von der Grenzstreife erschossen worden. An der Grenze zwischen Jugoslawien und Österreich verlief eine Straße, an die niemand näher als hundert Meter herankommen durfte, sonst eröffneten die auf der Straße patrouillierenden Grenzposten das Feuer.

Um 16 Uhr nahm ich Abschied von dem Bauer, die eingekauften Zigaretten trug ich in einer Tasche unter dem Arm. Maria begleitete mich über die Wiesen bis zum Wald. Wir gingen ein Stück Weg in den Wald hinein, um besser sehen zu können. Die Grenzstraße verlief auf einer leicht erhöhten Trasse. Als wir sie sahen, duckten wir uns hinter ein Gebüsch. Die Grenzposten fuhren auf Pferdewagen in kurzen Abständen auf und ab. Maria war meinethalb sehr in Sorge und wollte mich überreden, wieder nach Murska-Sobota zurückzukehren und auf bessere Zeiten zu warten:

„Bitte, Denis! Sie könnten dich erschießen. Dann ist alles verloren. Ich weiß nicht, wie ich das ertragen könnte. Komm zurück, Denis!“

Sie hatte mir einen Brief zugesteckt, den ich erst lesen sollte, wenn ich drüben wäre. Mir war bewußt, welches Risiko Maria damit einging, denn wenn bekannt werden sollte, daß sie mir zur Flucht verholfen hatte, würde sie nicht nur ihre Stelle als Lehrerin verlieren, sondern schlimmer: sie würde verhaftet und vor Gericht gestellt werden.

Ich wollte ihr den Brief zurückgeben: „Mir wird schon nichts passieren, Maria. Siehst du den Bach, der unter der Straße durchläuft? Ich werde nicht oben gehen, sondern unter der Straße im Wasser. Dort gibt es keine Minen. Aber nimm deinen Brief zurück, damit du keine Schwierigkeiten bekommst. Was du für mich getan hast und was ich mit dir erlebt habe, ist mehr als Worte ausdrücken können.“

Maria liefen die Tränen über die Wangen, doch sie wollte ihren Brief nicht zurücknehmen. Stattdessen gab ich ihr den Brief, den ich von Gérard Roussel aus Frankreich erhalten hatte – damit sie eine Adresse hätte, unter der sie mich erreichen konnte. In seinem Brief hatte Gérard mir mitgeteilt, daß am 15. November 1945 die kleine Marie-Antoinette Pécic in Lesboeufs geboren wurde. Alle im Dorf würden mich sehr vermissen, und besonders in Morval sei es ganz still geworden, seit ich fort war. Maria nahm diesen Brief zu sich. Aber sie würde mir nicht ins Ausland schreiben können, um keinen Verdacht auf sich zu lenken. Ich war so traurig, daß ich kaum sprechen konnte. Ich wischte mir die Tränen aus den Augen, um etwas sehen zu können. Gerade fuhr wieder eine Grenzpatrouille die Straße entlang. Kaum hatte sie sich entfernt, gab ich Maria schnell einen letzten Kuß, riß mich von ihr los und lief auf die Grenze zu so schnell mich die Beine trugen. Maria lief einige Schritte hinter mir her, um mich zurückzurufen: „Denis! Denis...“

Als ich vom Bachbett aus mich zu ihr umwendete, sah ich sie mir nachschauen – mit der Hand an einen Baum gestützt.

Es war nur ein kleiner Bach [Kutschenitza/Lahn], der unter der Straße durchführte. Auf der österreichischen Seite befand sich eine kleine Lichtung. Noch bevor ich den rettenden Wald erreichte, sah ich rechts von mir die nächste Grenzstreife herankommen. Ich rannte auf die Bäume zu, ohne daß ein Schuß fiel. Lief noch einen Kilometer auf österreichischem Boden weiter, bis ich in die Nähe von Häusern kam.

Jetzt erst ließ ich mich zu Boden fallen und riß den Brief von Maria auf. Die Tränen ließen verschwimmen, was ich las. Jetzt erst, da ich sie verloren hatte, fühlte ich, was sie mir bedeutete und wie sehr sie mich geliebt hatte...

Ich übernachtete unter freiem Himmel, um nicht die Orientierung zu verlieren und versehentlich wieder an die Grenze zu geraten. Bei Anbruch der Morgendämmerung ging ich weiter. Bald erreichte ich einen Ort [Bad Radkersburg] und begab mich zum Bahnhof. Der Bahnhof war zerbombt, so daß die Leute direkt in den wartenden Zug stiegen. Ich folgte ihnen und betrat ein Abteil. Die Reisenden ohne Billet kauften vom Schaffner eine Fahrkarte. Ich verlangte eine Fahrkarte nach Graz, doch der Schaffner weigerte sich, von mir Dinare anzunehmen. Er wollte auch keine jugoslawische Zigaretten und forderte mich auf, den Zug zu verlassen. Ich weigerte mich entschieden. Da begann der Schaffner zu schimpfen und mit der Polizei zu drohen. Ich schimpfte zurück und gebrauchte dabei die schlimmsten französischen Ausdrücke. Nun wurden auch noch die Fahrgäste gegen mich laut. Plötzlich verstummten sie und wandten den Blick zur Tür des Abteils. Auch ich wendete mich um: zwei junge Damen standen kaum einen Schritt hinter mir.

Die größere der elegant gekleideten jungen Damen – zwei Schwestern, kaum zwanzig Jahre alt – trat an den Schaffner heran und kaufte Fahrkarten. Er verbeugte sich artig vor der Dame, händigte ihr die Billets aus und entfernte sich. Ich schaute ihm verblüfft nach und glaubte, er würde jetzt die Polizei verständigen. Da bat mich die Dame Platz zu nehmen. Sie sprach ein gepflegtes Französisch mit einem fremden Akzent. Gehorsam setzte ich mich ihr gegenüber. Als sich der Zug in Bewegung setzte, fragten sie mich die beiden Schwestern, woher ich komme. Ich gab höflich Auskunft und schämte mich insgeheim für die Flüche, die ich dem Schaffner an den Kopf geworfen hatte. Die jungen Damen zeigten sich sehr interessiert und

stellten viele Fragen. Sie entstammten einer altadligen ungarischen Familie und waren, wie sie erzählten, vor den Russen zu Verwandten nach Österreich geflüchtet.

Die meisten Fahrgäste waren Arbeiter, die zur Arbeit fuhren. Entsprechend machte der Zug überall halt. Vor einer der kleineren Stationen tuschelten die beiden Schönen auf Ungarisch miteinander. Nachdem der Zug gehalten hatte, standen sie auf, reichten mir die Hand und wünschten mir eine gute Reise. Die größere der beiden Schwestern drückte mir dabei eine Fahrkarte nach Graz und zwei 20-Schilling-Scheine in die Hand. Sie hatte das so unauffällig gemacht, daß ich erst begriff, was los war, als sie das Abteil schon verlassen hatte. Schnell lief ich ans Fenster. Die beiden jungen Frauen bestiegen eine prächtige Kutsche und winkten mir lachend zu, bevor sich das Gespann in Bewegung setzte. Beglückt winkte ich zurück und sah ihnen nach, bis die Kutsche verschwunden war.

Als ich mich wieder setzte, rutschten die Österreicher an mich heran und boten mir Geld für jugoslawische Zigaretten. Vorhin, als ich mit dem Schaffner stritt und ihre Schillinge gebraucht hätte, hatten sie mir nicht geholfen, sondern gegen mich gebrummt. Aber daran wollte ich jetzt nicht mehr denken, denn ich war im Glück. Ich hatte verschiedene Marken: Morava – Neretva – Zeta – Ibar. Doch ich verkaufte jedem Österreicher jeweils nur ein Päckchen, weil ich in Österreich im Tausch gegen Zigaretten alles bekommen konnte, mit Geld jedoch nicht.

Nachdem ich in Graz ausgestiegen war, etwas gegessen und mich verproviantiert hatte, sah ich mir am Bahnhof die Streckenkarte an. Nach Klagenfurt hätte ich in südwestlicher Richtung wieder auf die jugoslawische Grenze zufahren müssen. Da ich dazu keine Lust hatte, kaufte ich mir eine Fahrkarte nach Innsbruck – in der Hoffnung, mit meinem alten provisorischen Ausweis bei den Kontrollen an den Zonengrenzen durchzukommen.

In Bruck, an der Grenze zwischen der englischen und der amerikanischen Zone, holten mich die Engländer aus dem Zug. Sie nahmen mir meine Papiere und meine jugoslawischen Zigaretten ab und fuhren mich im Jeep nach Judenburg in ein IRO-Lager. [*International Refugee Organization.*] Ich war erbost und verweigerte bei der Vernehmung die Antwort. Zwar bekam ich Essen und englische Zigaretten – aber ich wollte nach Frankreich zurück! Ich redete erst, als die Engländer einen französischen Dolmetscher bestellten und mir versprachen, mich nach Klagenfurt zu fahren, sobald ich ihnen über meinen Aufenthalt in Jugoslawien berichtet hätte. Sie erkundigten sich nach dem Ausbau der Strecke Ljubljana-Triest und vor allem danach, welche militärischen Anlagen ich gesehen hätte. Am dritten Tag war es dann soweit – ein Engländer fuhr mich im Jeep von Judenburg nach Klagenfurt. In der französischen Offiziers-Mission in Klagenfurt wurde ich erneut vernommen. Das Verhör war jedoch sehr entspannt, weil eine französische Sekretärin sich meiner annahm. Im Anschluß fuhr mich die Französin in ihrem Wagen zu sich nachhause. Hier sollte ich abwarten, bis ich zurück nach Frankreich gebracht würde. In der Nähe befand sich eine große Garage, wo ehemals requirierte französische Fahrzeuge eingesammelt wurden, um nach Frankreich zurückgebracht zu werden.

Ich mußte über zwei Wochen in Klagenfurt warten, bis ich mit einen französischen Transport zurück nach Frankreich fahren konnte. Die Fahrt führte durch Deutschland. In Lindau am Bodensee konnte ich stundenlang spazieren gehen, so auch in Friedrichshafen, weil andere französische Heimkehrer sich dem Transport anschlossen.

78. Frankreich.

Am 25. Mai 1946 erreichte der Transport Strasbourg – ich war wieder in Frankreich. Aber vom Hauptbahnhof aus wurde ich in das Heimkehrerlager in Strasbourg gefahren.

Anderntags führte man mich zu einer erneuten Vernehmung in das Büro des Lagerkommandanten. Der Kommandant hatte einen vollgefressenen Wanst wie der Pelzscheich in Boisleux. Er brüllte mich an: „Was glaubst du denn? Jetzt in den Nachkriegswirren herumvagabundieren! Dem werden wir ein Ende machen! Du wirst bis zur Vollendung des 21. Lebensjahrs in ein Erziehungsheim gesperrt!“

Erziehungsheim bis Vollendung des 21. Lebensjahrs! Da sah ich rot!

Schon als ich zur Baracke zurückkehrte, wo ich untergebracht war, peilte ich unauffällig die das Lager umgebende Mauer an. Auf der Mauer war noch Stacheldraht angebracht. Aber an einer Stelle war sie oben zerstört – wahrscheinlich durch eine kleinkalibrige Kanone.

Dort würde ich in der Nacht hinüberklettern.

Am späteren Nachmittag kam ein Heimkehrer aus russischer Kriegsgefangenschaft in die Baracke. Es war ein kräftiger junger Mann mit schönen Gesichtszügen. Sein blondes Haar war kurzgeschoren und er trug noch die braune, quergenähte und innen wattierte Jacke der Kriegsgefangenen in Russland. Die in der Baracke untergebrachten Heimkehrer aus deutschen Konzentrations- und Arbeitslagern nahmen gegen den Blonden eine drohende Haltung ein und beschimpften ihn. Der junge Mann ging stumm zur Seitenwand der Baracke und setzte sich auf den Boden. Nun wurde er auch noch angespien, geschlagen und getreten. Er wehrte sich nicht dagegen – auch die Spucke wischte er sich nicht vom Gesicht.

Ich war schrecklich empört. Mit einem Satz sprang ich von meiner Pritsche auf und stellte mich vor den jungen Mann: „Warum misshandelt ihr ihn? Er hat euch doch nichts getan!“

Ein älterer Mann, der bis zum Skelett abgemagert war, erwiderte: „Das verstehst du nicht, Junge. Du weißt nicht, was wir im KZ durchgemacht haben, wie wir geschunden und totgeschlagen wurden, wahren dieser verfluchte Verräter freiwillig in der LVF (Legion Volontaire Française) an der Seite der *sales boches* gegen die Russen gekämpft hat! Die Russen hätten ihn totschiessen und aufhängen sollen!“

Ich hatte selbstverständlich keine Ahnung von den Qualen, die die Deportierten in den Lagern erlitten hatten, ich wußte auch nicht, was LVF bedeutet, trotzdem erwiderte ich leidenschaftlich: „Er hat Ihnen aber nichts angetan! Deshalb haben Sie kein Recht, sich an ihm zu rächen!“

Eine Frau, die noch vor wenigen Minuten hysterisch auf den jungen Mann eingeschrien hatte, sagte resigniert zu ihren Leidensgenossen: „Der Junge hat recht! Es hat keinen Sinn, daß wir uns an einem Menschen rächen, den wir nicht kennen.“

Da sie hierauf von ihm abließen, ging ich zurück zu meiner Schlafstelle. Von dort aus schaute ich hinüber zu dem Mann, der gegen die Wand gelehnt am Boden hockte. Die Tränen lösten sich aus seinen blauen Augen, rannen über die Spucke auf seinen Wangen und fielen auf seine braune Jacke. Ich schaute weg, denn ich hatte durch mein Handeln diese Tränen ausgelöst.

Als sie ihn anspuckten, schlugen und traten, hatte er alles ohne eine Träne hingenommen.

Kurz vor Morgendämmerung am 27. Mai stand ich auf und verließ die Baracke, wo alle noch schliefen. Die Lagermauer konnte ich unbemerkt überklettern. Geld und Zigaretten hatte ich nicht mehr. Meinen provisorischen Ausweis hatte der Lagerkommandant behalten. Mir war nur die rote Mechanikerkarte geblieben, die ich nicht abgegeben hatte.

Ich suchte das Anwerbungsbüro der Luftwaffe in Strasbourg. Als ich das Gebäude endlich fand, wurden die Büros gerade geöffnet. Das Büro für die Luftwaffe war im ersten Stock.

Vor mir wurde ein junger Mann auf seine Tauglichkeit untersucht – jedoch wegen eines körperlichen Mangels zurückgewiesen.

An meiner Sprache erkannte der Offizier, daß ich Franzose war. Selbst wenn es stimmen sollte, daß ich in Jugoslawien geboren war, so hatte ich doch in Frankreich gelebt und die

französische Schule besucht. Mit meinem Eintritt in die Luftwaffe würde ich automatisch die französische Staatsangehörigkeit bekommen.

Anschließend wurde ich von einem Militärarzt auf meine Tauglichkeit untersucht und mußte mich dazu nackt ausziehen. Seine Assistentin sagte: „Er ist noch gar nicht achtzehn und schon viel kräftiger als der andere mit zwanzig!“

Auch der Militärarzt sagte: „Apte!“

Im Büro erklärte mir dann der Offizier: „Du bist für die Luftwaffe tauglich. Sobald du achtzehn Jahre alt sein wirst, kommst wieder hierher, denn unter achtzehn dürfen wir dich nicht annehmen. In der Zwischenzeit kannst du dein Examen für das 'Certificat d'Etude' machen. Wenn nicht, wirst du es in der Luftwaffe nachholen können, da du durch die Kriegereignisse gehindert wurdest.“

Ich war enttäuscht, denn ich wollte sofort aufgenommen werden. Nochmals erklärte der Offizier, daß es nicht möglich sei. Die fünf Monate bis Oktober 1946 seien doch keine lange Zeit. Als Mechaniker würde ich leicht eine Arbeit finden.

Wieder hatte mir meine „Adoption“ durch die Pécics einen Streich gespielt.

In bedrückter Stimmung verließ ich das Anwerbungsgebäude. Noch auf den Stufen vor dem Ausgang wurde ich von einem Fremden angesprochen: „Warum so niedergeschlagen, junger Mann, als ob du vor dem Weltuntergang stündest. Haben sie dich nicht angenommen?“

Ich antwortete betrübt: „Weil ich noch nicht achtzehn bin.“

Der Mann: „Das ist nicht so schlimm! Zu welcher Waffengattung wolltest du?“

Ich: „Zur Luftwaffe.“

Der Mann: „Warum gehst du nicht zur Legion? Du brauchst nur zu unterschreiben, daß du 21 bist und die Sache ist erledigt!“

Ich hatte bei Maria einen Roman gelesen: Ein Mann überrascht seine Frau mit einem Fremden im Bett. Er zieht die Pistole und erschießt beide, dann geht er zur Fremdenlegion. Im Einsatz gegen die Kabylen in Nordafrika sucht er einen ehrenhaften Tod, denn er hat seine Frau sehr geliebt und kann ohne sie nicht leben. Schon seit Jahren kämpft er, aber findet den Tod nicht. Dann gerät er mit seinen Kameraden in einen Hinterhalt. Auf offenem Gelände bricht ein junger Legionär schwerverletzt zusammen. Trotz des feindlichen Beschusses rettet er den Kameraden und schleppt ihn hinter einen Felsen. Kurz bevor er in Deckung gehen kann, wird er tödlich getroffen und fällt! An der Stelle, wo er fiel, wird er begraben. An dieser Stelle wird mit dem Seitengewehr ein Kreuz in den Sand gezeichnet. Als der Sand es verweht hat, weiß niemand mehr, wer er war und wo er begraben liegt.

An diesen Roman, der mich sehr bewegt hatte, erinnerte ich mich jetzt. Zwar hatte ich nichts verbrochen, um Zuflucht in der Legion zu suchen, doch die Drohung des Lagerkommandanten spukte in meinem Kopf.

Als der Anwerber sah, daß ich unschlüssig war, sagte er zu mir: „Wenn du für fünf Jahre unterschreibst, bekommst du eine Prämie von 5.000 Francs. Komm mit, das Büro für die Legion ist gleich links im Parterre.“

Ich folgte ihm. Der Anwerber sprach kurz mit einem Leutnant, der mir erklärte: „Hier hast du einen Schein, den du ausfüllen mußt. Such dir einen anderen Namen aus und wähle das Geburtsdatum so, daß du einundzwanzig bist. Gib belgische oder schweizer Nationalität an, weil du als Franzose nicht in die Legion darfst. Wenn du Papiere hast, kannst du sie mir geben. Sie werden geheim verwahrt und niemand wird erfahren wie du wirklich heißt. Die Legion gibt den Behörden keine Auskunft über die Identität der Legionäre.“

Nach einem Blick auf meine rote Mechanikerkarte fragte er: „Hast du etwas ausgefressen?“

Ich: „Nein. Ich wollte zur Luftwaffe, aber ich müßte noch warten, bis ich achtzehn werde.“

Leutnant: „Dann mußt du keinen anderen Namen angeben. Du wirst umso besser in der Legion ankommen. Behalte auch die jugoslawische Staatsangehörigkeit. Bestimmt schaffst du es bald zum Offizier und bekommst dann automatisch die französische Staatsangehörigkeit. Danach kannst du dir einen französischen Namen zulegen. Schon bevor du Offizier wirst, kannst die französische Staatsangehörigkeit beantragen. Nur das Geburtsdatum ist um dreieinhalb Jahre zu verschieben.“

Während ich den Schein ausfüllte, rief der Leutnant einen Sergent telefonisch herbei, weil sich das Sammellager der Fremdenlegion auf der anderen Seite des Rheins auf deutschem Boden befand. Nachdem ich für fünf Jahre unterschrieben hatte, kassierte der Anwerber sein Kopfgeld und entfernte sich.

Der Sergent der Legion bekam den von mir unterschriebenen Schein und die rote Mechanikerkarte und führte mich von Strasbourg nach Kehl. Vor der Rheinbrücke wurden wir jedoch von der Gendarmerie angehalten. Der Sergent erklärte den Polizisten seinen Auftrag, mich nach Kehl zu führen und zeigte ihnen den unterschriebenen Schein.

Die Polizisten waren mißtrauisch, weil ich noch nicht wie ein Einundzwanzigjähriger aussah – die Legion durfte offiziell nicht unter 21 anwerben. Sie baten mich und den Unteroffizier in das Dienstbüro. Dort fragte der Beamte: „Du bist doch noch gar nicht einundzwanzig Jahre alt! Warum willst du in die Legion? Hast du etwas ausgefressen?“

Ich: „Ich habe nichts ausgefressen! Ich wollte zur Luftwaffe und wurde als tauglich befunden. Ich sollte aber erst nach fünf Monaten, wann ich achtzehn werde, wiederkommen. Weil ich keine Arbeit und keine Wohnung habe, unterschrieb ich für fünf Jahre in der Legion.“

Der Beamte: „Du brauchst deswegen nicht zur Legion zu gehen. Nur Verbrecher gehen in die Legion. Wir werden dir eine Arbeit als Mechaniker und eine Wohnung besorgen. Wenn du dann achtzehn bist, kannst du zur Luftwaffe gehen.“

Der Sergent der Legion mischte sich ein: „Er hat schon für fünf Jahre unterschrieben!“ Und sich zu mir wendend: „Laß dich nicht von denen abbringen. Du hast mehr Chancen in der Legion als in der Luftwaffe. Statt dreckige Flugzeuge zu putzen, wirst du in der Legion die Welt sehen und kannst schon in vier Jahren Offizier werden, wenn du auf Draht bist. Die Offiziere der Legion sind die besten! General Monclar hat als Legionär angefangen, als er als Ungar in die Legion gekommen war. Schon im nächsten Monat wirst du in Afrika sein, wenn du mit mir gehst.“

Der Beamte: „Deine Unterschrift ist nicht gültig, weil du nicht volljährig bist. Du kannst jetzt wählen zwischen unserem Vorschlag und der Legion.“

Da der Lagerkommandant gedroht hatte, mich in ein Erziehungsheim einzuweisen, mißtraute ich der Polizei und entschied mich für die Legion. Worauf mich die Beamten zusammen mit dem Sergent über die Brücke nach Kehl gehen ließen.

Als ich über die Rheinbrücke ging, erinnerte ich mich an Marias Worte: „Glaub mir, Denis, in Frankreich wird alles anders kommen, als du es dir jetzt vorstellst. Deine Hoffnungen sind nur ein sehnsüchtiger Traum, der dich von dem trennt, was du jetzt besitzt.“

INHALT Band I

1. *Zum Leben erwacht.* [Juni 1940]
2. *Nur eine Erinnerung.*
3. *Die Genesung.*
4. *Die deutsche Besatzung.*
5. *Ohne Abschied.*
6. *Der LKW.*
7. *Das infernalische Gewitter.*
8. *Fontenay-le-Pesnel.*
9. *Zum Bürgermeister.*
10. *Madame Penon.*
11. *Mademoiselle Suzanne.*
12. *Daniele Moger.*
13. *Grand-mère Duval.*
14. *Das Geheimnis.*
15. *Minette.*
16. *Kein Zurück.*
17. *Hélène Duval.*
18. *Nackte Begierde.*
19. *Überlistet.*
20. *Saint Louis.*
21. *Le têtü.*
22. *Die Schule.*
23. *Madame Richard.*
24. *Die Versöhnung.*
25. *Eine Entdeckung.*
26. *Die Flucht.*
27. *Gejagt.*
28. *Brennende Ohrfeigen.*
29. *Die Wende.*
30. *Denise Mocanu.*
31. *Die Konfirmation.* [Juni 1941]
32. *Notre-Dame-de-la-Délivrande.*
33. *Der Kollaps.*
34. *Mittendurch.*
35. *"Deine Mutter ist da".* [Februar 1942]
36. *Die Reise ins Ungewisse.*
37. *Die Familie Pécic.*
38. *Für Brot verkauft.*
39. *Empörung in Hamelin-court.*
40. *Lesboeufs.*
41. *Geneviève Lescaut.*
42. *Die erste Liebe.*
43. *Eifersucht.*
44. *Der Verrat.*

45. *Die Erfüllung*. [24. Mai 1942]
46. *Boisleux*.
47. *Der Pelzscheich*.
48. *Die geile Yvonne*.
49. *Ein langer Tag*. [28. Mai 1942]
50. *Die Amazone*.
51. *Im Backtrog*.
52. *Félix Maret*.
53. *Verleumdet*.
54. *Versklavt*.
55. *Chronik der Ereignisse*. [Sommer/Herbst 1942]
56. *Überrascht*.
57. *Der Traum*.
58. *Es muß so sein*. [18. Oktober 1942]
59. *Boyelles*.
60. *Höllisches Intermezzo*. [18. Oktober 1942]
61. *Charline und Félix*.
62. *Leichtes Spiel*.
63. *Yolande*.
64. *Aufgepumpt*.
65. *Michou*. [Mai 1943]
66. *Ertappt*.
67. *Das Duell*.
68. *Das goldblonde Haar*.
69. *Die zweite Hirnhautentzündung*. [September 1943]
70. *Fontenay-le-Pesnel*.
71. *Die Expedition*. [März 1944]
72. *Morval*.
73. *Ein Wiedersehen*.
74. *Paris*. [September 1945]
75. *Frankreich – Jugoslawien*.
76. *Jugoslawien*. [1946]
77. *Jugoslawien – Frankreich*.
78. *Frankreich*. [Mai 1946]

INHALT Band II (*Als Fremdenlegionär in Indochina*)

1. *Strasbourg*, Mai 1946
2. *Fort Saint Nicolas in Marseille*
Marseille – Blida/Algerien Juni 1946
3. *Hauptquartier der Legion in Sidi-bel Abbes/Algerien*
Sidi-bel-Abbes/Algerien Juni/Juli 1946
Die erbarmungslose Grundausbildung im Hitzekessel von Fez
4. *R.E.I. Fez/Maroc Juli/September 1946*
5. *Gefreitenausbildung in der 4. D.B.L.E. in Meknès/Maroc*
Caporal Pecic Denis

Adieu Meknes

6. An Bord von MARINGO von Oran nach Marseille
Höllensturm im Golf du Lion
Die SS von de Gaulle stürmen Toulon
7. An Bord der ILE DE FRANCE nach Indochina
8. Meine Feuertaufe bei Tra Vinh
9. Nach Feuertaufe, der Absturz
10. Opération „Marsoins“ auf dem Mékong
11. Opération Da Lat (Dalat)
12. Marschbefehl zur 12. Kompanie 3/3. R.E.I.
13. An Bord des Kriegsschiffs „Tourville“ nach Tonking
48 Stunden Waffenstillstand mit General Giap
Hinrichtungen auf der Brücke „Pont des Rapides“
14. Die Offensive zur Eroberung der Stadt Bac Ninh
Truongton - das Denkmal des Lebens
15. Die 2. Caporal-Ausbildung
16. Die Offensive Lang Son
17. Die neue Phase des Indochinakrieges
18. Caporal Pecic als Gruppenchef in der 11. Kompanie
19. Inspecteur Général Montclar de la Légion
20. Tunnel-Stützpunkt « Poste Kilometre 40 »
21. Die Nacht der Vergewaltigungen auf PK 40
22. Waffenlehrgang in Cao Bang
23. Unteroffiziersausbildung (Peloton de Sous-Officiers)
Operation Talung (Tà Lúng)
24. Zurück zur 11. Kompanie
25. Poste du Boulevard du 2. Bataillon 73. R.I.C.
26. Beförderung zum SERGENTEN am 1. November 1948
27. Als SERGENT in die 12. Kompanie zurück
28. Der Stützpunkt Caline mit Bastion
29. Weihnachten auf der Bastion Caline
30. Die Festung der Schwarzen Dragoner in Talung (Tà Lùng)
31. Einladung vom chinesischen Mandarin in Tchu Cao (Shuikuanguan)
32. Der Hinterhalt der Mao-Kommunisten im China-Dorf
33. 8 Tage Arrest wegen Verletzung der Exterritorialität!
34. Angriff auf Ban Mao mit Artillerie
35. Die Offiziere des Kommandos enthoben und unter Arrest gestellt!
36. Kommando-Anschlag der Viets auf den Vorposten-Hügel
40 Tage Arrest und die Versetzung in die 9. Kompanie
37. Die Revolte der Legionäre der Festung von Talung
38. Ein alter Sergent verübt Mordanschlag auf einen Offizier
39. Drei Legionäre und ein Caporal desertieren bewaffnet zum Feind
40. Das große Wiedersehen mit meinen Lieben in Đông Khê
41. Ein Legionär muss sein eigenes Grab graben und wird erschossen
42. Das große Bankett auf der Citadelle von Đông Khê
42. Tödlicher Hinterhalt der Viets 1 km vor Đông Khê
43. Kampfeinsatz im Himmelfahrtskommando bis zum Tode
44. Hinterhalt der Viets im Boulevard de la 73/2
45. OSTEUM am rechten Knie
46. Postskriptum